



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

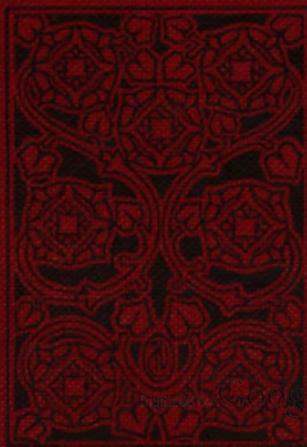
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

BIBLIOTHEK
DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS

PT
1337
B5
1912
PT.10



Bücher-Sammlung

von



„Benefactor“ verfolgt das Prinzip **Schultern zurück, Brust heraus!**



bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion
sofort gerade Haltung ohne Be-
schwerden. **erweitert die Brust!**
Beste Erfindung f. eine gesunde militärische Haltung.
Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Mass-
ang.: Brustumf., mässig stramm, dicht unter
den Armen gemessen. Für Damen ausserdem
Tailleweite. Bei Nichtkonventionen gold wert.

Man verlange illustrierte Broschüre.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 72.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Romane beliebter Autoren:

Der blaue Diamant. Roman von Georg Hartwig. 2. Auf-
lage. Geheftet 4 Mark, elegant ge-
bunden 5 Mark.

Im Mittelpunkt der Handlung dieses Romans steht ein edelgesinntes junges Mädchen, das in den Verdacht gerät, einen kostbaren blauen Diamanten entwendet zu haben. Der Verfasser zeigt nun, wie die gesellschaftlich Versetzte gerade durch dieses Mißgeschick und seine Folgen allmählich zu gesichertem Lebensglück geführt wird. (Hannoverscher Courier.)

Gräfin Sibylles Heirat. Roman von Henriette von Meerheimb (Marg. Gräfin Sinau). 2. Aufl. Geheftet 3 Mk. 50 Pf., elegant gebunden 4 Mk. 50 Pf.

Durch das Buch weht bei aller Realistik ein Hauch von gesundem Idealismus; es fesselt das Interesse des Lesers sowohl durch die Kunst der Darstellung wie durch den Gang der Geschehnisse. (Norddeutsche Allgemeine Zeitung.)

Turmschwalben. Humoristischer Roman von Wilhelm Poed. 2. Auflage. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Ein fröhliches Buch, diese „Turmschwalben“. Gut zu lesen für lustige und für ernste Leute. Für lustige, weil es zu ihrer Stimmung paßt, und für ernste, weil sie darüber ihren Ernst einmal vergessen und zum Lachen, zur Heiterkeit geführt werden. (Hamburger Correspondent.)

Der Staatsanwalt. Roman von Luise Westkirch. 2. Aufl. Geh. 4 Mark, eleg. gebunden 5 Mark.

Luise Westkirch nimmt unter den Erzählerinnen der Gegenwart einen der ersten Plätze ein, und mit Recht. Sie ist ein starkes, bezwingendes Erzählertalent, das in der Kraft der Schilderung oft etwas Männliches hat und auch in der Vorliebe für wilde, dämonische Charaktere und Stoffe, für herbe Naturgenien von dem Gros der schreibenden Frauen abweicht. All diese Vorzüge und Luise Westkirchs ganz persönliche Eigenart kommen auch in dem vorliegenden Roman zum Ausdruck. Wir können das Buch unseren Lesern warm empfehlen. (Gartenlaube.)

Im Teufelsmoor. Erzählung von Luise Westkirch. 3. Aufl. Geh. 2 Mark, elegant gebunden 3 Mark.

Die Verfasserin erweist sich hier in ihren Schilderungen von Land und Leuten als eine genaue Kennerin der Moorgegenden unseres nordwestlichen Vaterlandes.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

**Bibliothek
der Unterhaltung
und des Wissens**





Zu der Erzählung „Mynheer van Zoonten“ von Franz Dudzit.
(S. 17)
Originalzeichnung von A. Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

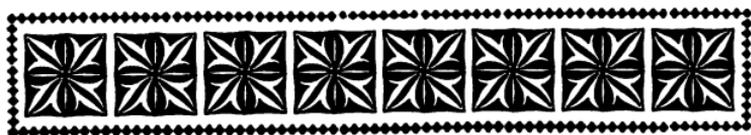


Jahrgang 1912 ♦ Zehnter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ♦ Berlin ♦ Leipzig

**Druck der
Union Deutsche
Verlags-Gesellschaft
in Stuttgart**



Inhalts - Verzeichnis.

	Seite
Mynheer van Zoonten.	
Aus den Erinnerungen eines Weltenbummlers. Von Franz Dudzik. Mit Bildern von A. Wald . . .	5
Das unsichtbare Joch.	
Roman von Reinhold Ortman (Fortsetzung) . . .	21
Jugendwehren.	
Von W. Helmuth. Mit 6 Bildern	74
Die Ärzte von Bergfelden.	
Eine Kleinstadtgeschichte von Gustav Rogge . . .	85
Im Reiche des Südpols.	
Von H. Pyschander. Mit 10 Bildern	171
Ihr Mädchenname.	
Humoreske von J. D. Warnken	187
Unedles Weidwerk.	
Von Rud. Hendrichs. Mit 8 Bildern	199
Mannigfaltiges:	
Die Leuchtturmwärter von Shesterland	209
Schmerzkünstler	212
Kronprinz Boris von Bulgarien	213
Mit Bild.	
Der Premierminister als Dieb	215
Der Rehle Gold und der Rehlkopf	216
Schlag dreizehn	220
Wetterlaunen im Süden	221
Mit 2 Bildern.	

	Seite
Interessantes aus der Geschichte Marokkos	223
Keil, Er wird doch nicht!	227
Merkwürdige Stiftungen	228
Wenn Schauspieler sich versprechen	230
Die Fischer von Madura	230
Mit Bild.	
Der Mann, der nichts von seinem Vaterlande wissen durste	232
Wissenschaftlich überlistet	236
Ein gerechter Richter	237
Des Büttels Flasche	237
Mit Bild.	
Nichts zu tun	239
Der neue Oberförster	239
Eine eifersüchtige Gattin	240





Mynheer van Zoonten.

Aus den Erinnerungen eines Weltenbummlers.

Von Franz Dudzik.

Mit Bildern
von A. Wald.



(Nachdruck verboten.)

Wir steuerten aus dem Hafen von Hongkong hinaus. Der Kapitän unseres „Kondor“ hatte alle Mühe, den Raften durch das Labyrinth hindurchzusteuern, zu dem die verschiedenen Fahrzeuge das Hafengewässer gestalteten. Zwischen den Flußbooten aller möglichen Nationen tummelten sich die Schunken der Chinesen und die kleinen Ruderboote, bei deren Anblick mein Reisegefährte seine Meinung dahin abgab, daß es, ehe man sich den Planken eines solchen Fahrzeuges anvertraute, zum mindesten angebracht wäre, den Agenten einer Lebensversicherung zu sich zu bitten.

Wir hatten es uns unter dem Sonnensegel auf dem Promenadendeck bequem gemacht, beobachteten von hier aus das wirre Leben und Treiben und unterhielten uns über die Fortschritte, die Hongkong in den letzten fünfzig Jahren unter der Herrschaft Englands gemacht hat.

In dem Augenblick, da unser „Kondor“ eine scharfe Wendung ausführte und seinen Kurs nördlicher nahm, tauchte in der Öffnung der Kajütentreppe der von vollem Kopf- und Barthaar eingerahmte Kopf eines Holländers auf, der gleich uns in Hongkong an Bord

gestiegen war. Der Mann hatte schon im Hafen unsere Neugierde erregt. Wir beide hatten uns sehr frühzeitig an Bord eingefunden, hatten unsere Pfeifen in Brand gesetzt und blickten auf die Häuserreihen von Hongkong. Da fiel uns ein kleines Boot auf, das sich aus dem unruhigen Getriebe mehr und mehr herauschälte. Es steuerte geradeswegs auf uns zu. In der Mitte der hin und her schwankenden Nußschale saß die Gestalt eines Weißen, eine große, kräftige Gestalt: unser Holländer. Was unsere Aufmerksamkeit sofort auf ihn hinlenkte, war sein merkwürdiges Gebaren. Er sah nach links, schnauzte den Bootführer an, blickte nach rechts, schnauzte den Bootführer wieder an, drehte sich nach hinten und wieder nach vorn, und dabei schaukelte das Boot so unruhig auf den Wogen, daß der lenkende Chinese die größte Mühe hatte, sich selbst und seinen Fahrgast vor einem unfreiwilligen Bad zu bewahren. Wir mußten lachen. Der Gegensatz zwischen der großen, kräftigen Gestalt und ihrer hastenden, nervösen Unruhe wirkte gar zu komisch. Schließlich legte das Boot dem „Rondor“ bei, und damit entzog sich der zappelnde Mann unseren Blicken.

Als der Holländer jetzt das Promenadendeck heruntertritt, war ihm von seiner früheren Unruhe nichts anzumerken. Im Gegenteil: er schlenderte mit einer Gemächlichkeit dahin, die darauf schließen ließ, daß er den Sorgen dieser Welt eine gehörige Portion Gleichmut entgegenzubringen vermochte.

Aber diese Ruhe des Holländers wurde jählings unterbrochen.

Vom entgegengesetzten Ende kam ein Steward den Gang des Promenadendecks heruntergeschritten. Dieser, ein Gelber, war kaum in den Bereich gekommen, den der Holländer mit seinen Augen übersehen konnte, als



Mynheer Herman van Zoonten plötzlich zusammenfuhr. Er griff mit der Hand nach dem Geländer. Sein Gesicht hatte sofort eine bleiche Farbe angenommen.

Der chinesische Steward war näher herangekommen. Als er an dem Holländer vorüberschritt, bemerkten wir, wie aus den geschlißten Augen des Sohnes des himm-

lischen Reiches ein verstoßener Blick auf die Gestalt van Zoontens fiel. Es war nur ein kurzer Moment, aber der Zwischenfall genügte, uns den Gedanken einzugeben, daß die beiden einander nicht unbekannt waren. Daß das Erscheinen des Chinesen in dem Holländer keine angenehmen Erinnerungen geweckt hatte, darüber konnten sicherlich keine Zweifel in uns entstehen.

Der Chinesese setzte seinen Weg fort, und Mynheer Herman van Zoonten verschwand kurz darauf in der Kabine, die er auf dem Promenadendeck belegt hatte.

Wir waren neugierig geworden.

Nun, am nächsten Tag erfuhren wir eine Neuigkeit, die unsere Neugierde zur höchsten Verwunderung steigerte.

Während eines Gespräches, das wir mit dem Kapitän des „Kondor“ führten, ließ dieser die Bemerkung fallen, daß Mynheer van Zoonten ein etwas exzentrisch veranlagter Mensch zu sein scheine.

„Da sihe ich heute morgen in meiner Kabine,“ erzählte er, „als mich ein starkes Klopfen an der Tür aus meiner Arbeit aufschreckt. Auf meinen Ruf tritt der Holländer ein. Ich merkte sofort, daß irgend etwas mit ihm los war. Er trug die größte Ruhe zur Schau, aber im Laufe der Unterredung wurde ich gewahr, daß diese nur erzwungen war. Können Sie sich vorstellen, daß ein Fahrgast dem Kapitän eines Schiffes Vorhaltungen macht über die Besatzung seines Schiffes? Ich bin seit zwanzig Jahren im Dienst, aber so etwas ist mir noch nicht zu Ohren gekommen! — — — Ich habe da in Hongkong unter mehreren anderen Leuten einen gelben Steward geheuert. Die Leute sind rar, und man kann zufrieden sein, wenn man seine Besatzung einigermaßen vollzählig beisammen hat. Jetzt will mir der Holländer einreden, daß der Chinesese ein Erz-

gauner und Betrüger sei. Na, ich bin ja verpflichtet, die Interessen meiner Gesellschaft zu wahren, aber dem Manne habe ich doch zu verstehen gegeben, daß ich Herr auf meinem Schiffe sei. Als ich den Mynheer schließlich nach Gründen für seine Meinung fragte, da wurde der Mann um eine Antwort verlegen und schwieg. Aber das Merkwürdigste kam noch nach. Nachdem der Holländer eine Weile unschlüssig dagestanden hatte, fragte er mich, ob er den Steward als seinen besonderen Diener zugewiesen erhalten könnte. Ich war einfach baff. Erst heißt er ihn einen Erzgauner, und dann will er ihn in seinen Dienst nehmen! — Ich überlegte mir die Sache. Sie, meine Herren, und Mynheer van Zoonten sind die einzigen Weißen an Bord. Warum sollte ich dem Holländer nicht den Gefallen tun! Er sagte mir jeden Betrag zu, den ich für den Spezialdienst verlangen würde, und versprach mir auch, den Selben nicht leer ausgehen zu lassen. Dem armen Kerl konnte ich gewiß keine größere Freude machen. Und was den Mynheer anbetraf: konnte es mir leichter gemacht werden, meinen Fahrgast zufriedenzustellen? Das Geschäft war bald besiegelt. Und jetzt haben Sie das merkwürdige Schauspiel, daß ein reicher exklusiver Mynheer von einem ‚Erzgauner und Betrüger‘ bedient wird. Mir scheint, daß ich in unsere moderne Zeit nicht richtig hineingewachsen bin!“

Wer noch mehr erstaunt war als der Kapitän, das waren wir beide. Wir dachten an die merkwürdige Begegnung auf dem Promenadendeck, von der der Kapitän nichts wußte, an das Erschrecken des Holländers und an den forschenden Blick des Chinesen. Wir überlegten und verwarfen eine Meinung nach der anderen, bis wir schließlich einsahen, daß es nicht leicht war, des Rätsels Lösung auf die Spur zu kommen.

So wandten wir uns schließlich anderen Dingen zu und überließen den Mynheer den fürsorglichen Händen seines neu engagierten Dieners.

Am Nachmittag desselben Tages bekamen wir den Holländer wieder zu Gesicht. Er trat gerade aus seiner Kabine heraus. In seiner Hand trug er einen großen gelben, mit zahlreichen Siegeln versehenen Briefumschlag. Damit schritt er hinunter nach dem Oberdeck zur Kabine des Zahlmeisters. Als er in die Nähe der Kabine gekommen war, tauchte, wie aus dem Boden gewachsen, plötzlich sein frischgebakener Diener auf, der chinesische Steward Ching-Wu. Der Holländer rief ihn zu sich heran und sprach einige Worte zu ihm.

Wir waren gleichfalls die Treppe zum Oberdeck hinabgestiegen und befanden uns in der Nähe des merkwürdigen Paares.

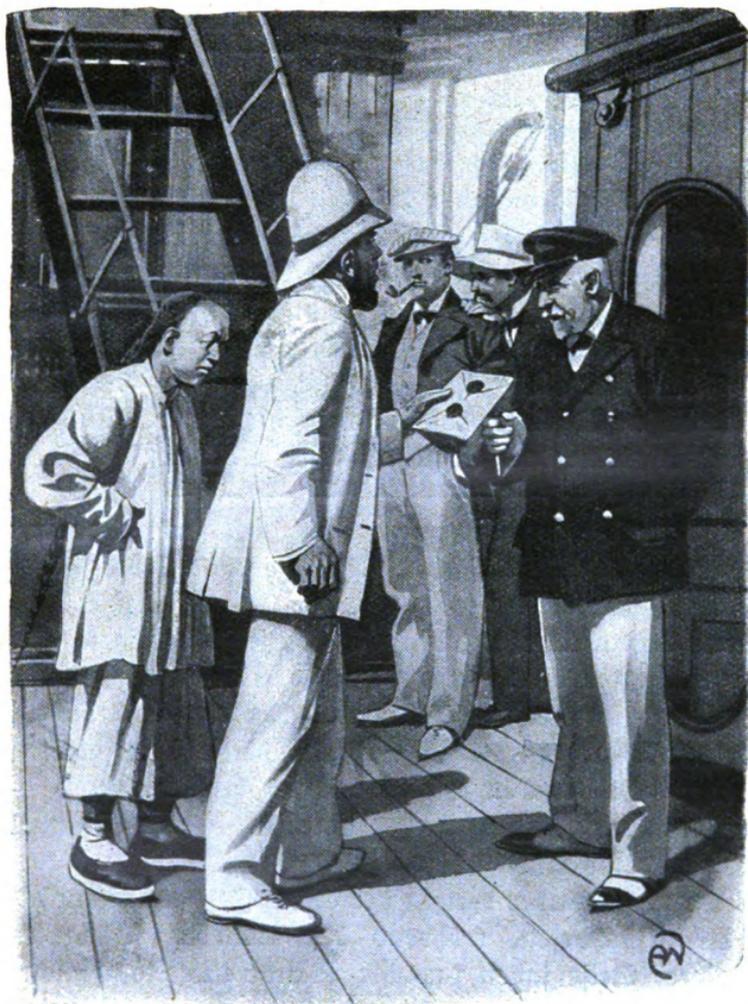
Der Holländer wollte eben die Tür der Zahlmeisterkabine öffnen, als diese sich in den Angeln drehte. Robertson, der Zahlmeister, stand im Rahmen der Tür.

„Mister Robertson,“ redete der Holländer ihn ohne Zögern an, „ich wollte Ihnen meinen augenblicklichen Besitz an barem Gelde, etwa hundertundfünfzigtausend Dollar, in Verwahrung geben.“ Bei diesen Worten streckte er ihm den gelben Umschlag entgegen.

Während ich den Vorgang aufmerksam beobachtete, berührte die Hand meines Freundes meine Schulter.

„Ist das nicht eine große Unvorsichtigkeit von dem Holländer, sein Vermögen so öffentlich zur Schau zu tragen?“ flüsterte er mir zu. Und dabei wies er mit seiner anderen Hand auf die Gestalt des Chinesen.

Dessen Augen ruhten wie gebannt auf dem gelben Kuvert. Ich hatte unwillkürlich ein Gefühl, als wenn



sich der Mensch im nächsten Augenblick auf das Geld stürzen würde.

Doch es ereignete sich nichts. Die Gestalt des Chinesen, die einen Augenblick sich voller Spannung aufgerichtet hatte, sank wieder in sich zusammen. Der Holländer erledigte mit dem Zahlmeister die Angelegenheit

und begab sich hierauf nach dem Rauchsalon, während Ching-Wu den Weg nach der Kabine seines Herrn einschlug.

Der Vorgang trug dazu bei, daß der Schleier des Geheimnisvollen sich noch fester um den Holländer schloß. Gewiß war die Übergabe des Geldes an den Zahlmeister ein Akt der Vorsicht, wenn auch die Dampfergesellschaften bei einem Verlust keinen Schadenersatz zu leisten pflegen. Aber warum er die Übergabe so öffentlich vornahm, erregte unsere Verwunderung.

Und dazu noch in der Gegenwart des Chinesen, vor dessen Anblick er zusammengeschrückt war, und dem auch ich keine drei Schritte trauen würde!

Drei Tage waren vergangen, seit der „Kondor“ Hongkong verlassen hatte. Wir waren auf der Fahrt nach Schanghai in der Straße von Formosa angelangt. Über das Wetter konnten wir uns nicht beklagen. Es regnete zwar öfters, aber den Regen nahmen wir gern in Kauf, wenn wir nur von einem Taifun, der in diesem Himmelsstrich der Schifffahrt und den Küstengebieten oft zum Verderben wird, verschont blieben. Und — ich will es gleich vorweg bemerken — der Himmel ersparte uns einen solchen Zyklon.

Der Holländer war in der ersten Zeit etwas zurückhaltend gewesen, während des weiteren Verlaufes unserer Reise sahen uns die Wände des Rauchsalons jedoch oft beisammen sitzen. Herman van Zoonten war ein Großkaufmann aus Batavia, der in Hongkong und in Schanghai ein paar wichtige Geschäfte abzuschließen hatte. Wir versuchten bei unseren Unterhaltungen wiederholt das Gespräch auf seinen Diener Ching-Wu zu bringen. Aber er verstand es, unseren Fragen stets geschickt auszuweichen. Nur einmal kamen

ein paar erklärende Worte über seine Lippen, die aber auch kein volles Licht in das Geheimnis brachten.

„Der Kerl machte einen so merkwürdigen Eindruck auf mich,“ sagte er, „daß ich beschloß, ihn in meine Dienste zu nehmen.“

Dabei lag ein verstohlenes Lächeln auf seinem Gesicht.

Wozu er den Chinesen engagiert hatte, blieb uns jedenfalls ein Rätsel. Der Gelbe kam jeden Morgen gegen acht Uhr an Deck, betrat die Kabine seines Herrn, die dieser noch nicht verlassen hatte, und verschwand nach ungefähr einer Viertelstunde, um während des ganzen Tages nicht wieder auf der Bildfläche zu erscheinen.

Der Zahlmeister erzählte uns, daß Ching-Wu jeden Morgen den Weg an seiner Kabine im Oberdeck vorbei nahm, obwohl das nicht notwendig gewesen wäre. Wir freuten uns darüber, daß der Chineser für das bewiesene Vertrauen seine Dankbarkeit dadurch zeigte, daß er sich wenigstens einen flüchtigen Augenblick für das Vermögen seines Herrn interessierte.

Aber wir sollten bald eines Besseren belehrt werden.

Es war am siebenten Tage unserer Fahrt, an dem wir in Schanghai anlegen sollten. Wir lagen noch in unseren Betten, da hörten wir vor unserer Tür lebhaftes Stimmengewirr. Neugierig gemacht, erhoben wir uns und kleideten uns in aller Eile an. Als erster lief uns draußen ein Steward in den Weg. Und was wir aus dem Munde des Mannes vernahmen, regte uns nicht wenig auf.

„Der Zahlmeister lag heute morgen bewußtlos in seiner Kabine. Anscheinend ist bei ihm ein Einbruchdiebstahl versucht worden. Der Arzt ist eben unten bei ihm.“

Wir hatten natürlich nichts Eiligeres zu tun, als die

Rajütentreppe hinunter und den Gang entlang bis zur Kabine des Arztes zu eilen. Die beiden Rabinen des Zahlmeisters und des Arztes lagen nur durch den schmalen Gang getrennt, und man hatte den bewußtlosen Zahlmeister sofort zum Arzt hinübergeschafft.

Der stellte fest, daß der unglückliche Mann durch einen schweren Schlag auf den Kopf betäubt worden war. Der Kapitän leitete sofort eine Untersuchung ein.

Wie gewöhnlich kam der Diener des Holländers kurz vor acht Uhr an Deck und verschwand in der Kabine seines Herrn. Nach einer Viertelstunde kam er wieder zum Vorschein. Hinter ihm Herman van Zoonten. Der Holländer wußte natürlich von dem Vorfall noch nichts und ließ sich im Speisesaal auf dem Salondeck seinen Kaffee servieren. Der Steward, der ihn hier bediente, war sehr erfreut, dem reichen Holländer die Nachricht von dem Unglück als erster mitteilen zu können.

Herman van Zoonten hörte die Botschaft ruhig an, schlürfte seinen Kaffee weiter und murmelte ein paar Worte vor sich hin, die ungefähr klangen wie: „Das habe ich mir gleich gedacht.“ Dann fragte er den Steward: „Ist der Arzt bei dem Verunglückten? Wie ist die Verletzung?“

Die erste Frage konnte der Steward mit „Ja“ beantworten, auf die zweite dagegen wußte er keine Auskunft zu geben.

So erhob sich der Holländer schließlich und schritt hinunter nach dem Oberdeck, wo der Arzt noch immer mit dem bestimmungslosen Zahlmeister beschäftigt war. Dann betrat er mit dem Kapitän die Kajüte des Zahlmeisters, wo ihm der Kapitän in schonender Weise die Mitteilung machte, daß sein Umschlag mit den hundertundfünfzigtausend Dollar verschwunden war;

gleichzeitig bat er ihn, im Interesse einer Aufklärung des Vorfalles nichts darüber laut werden zu lassen.

Der Holländer nahm die Mitteilung mit der größten Seelenruhe auf und antwortete dem Kapitän nur: „Ich schweige natürlich.“

Uns lief es kalt den Rücken hinunter. Die Ruhe des Holländers war geradezu unheimlich. Ja, wir neigten der Ansicht zu, daß der Mann verrückt war. Der mexikanische Dollar, nach dem in Südchina allgemein gerechnet wird, stand im Kurs über zwei Mark. Das wäre ein Verlust von mehr als dreihunderttausend Mark! Ja, der Mann aus Batavia tat so, als wem ihn die ganze Sache nichts angeinge.

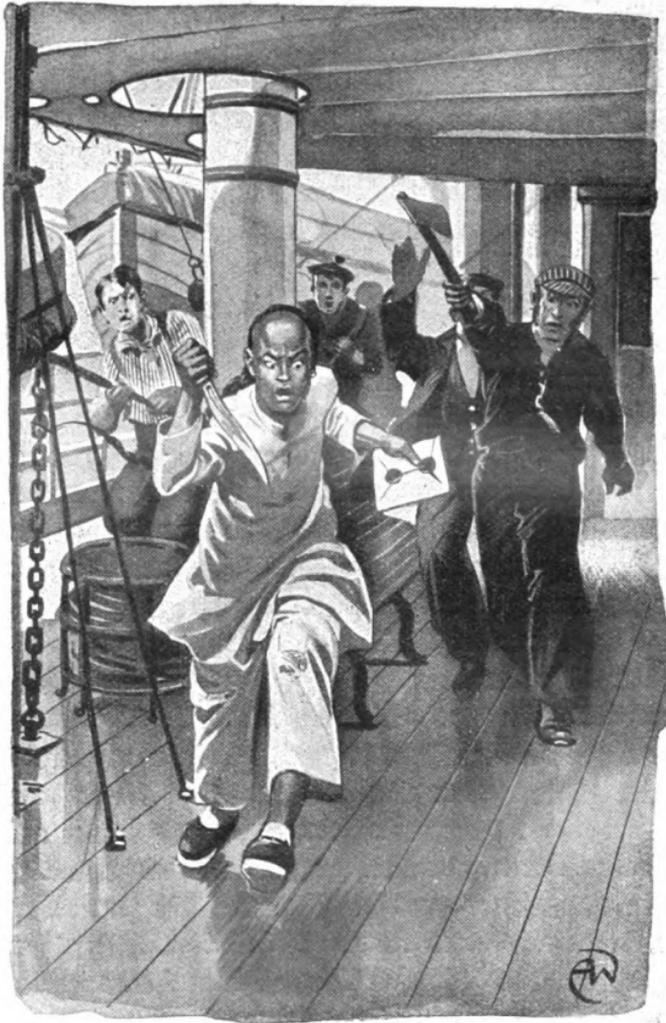
Während der „Kondor“ der Reede von Schanghai zueilte, nahm die Untersuchung an Bord des Schiffes ihren Fortgang. Die Bewußtlosigkeit des Zahlmeisters war noch immer nicht gewichen, und deshalb war man in der ganzen Sache nur auf Vermutungen angewiesen. Je mehr wir uns der Küste näherten, desto unruhiger wurde das Wasser, und zu guter Letzt setzte noch ein strammer Westwind ein.

Der Kapitän stand eben mit dem Holländer vor der Kajütentür des letzteren, als ein Steward ihm meldete, daß der Zahlmeister die Besinnung wiedererlangt hatte. Der Kapitän eilte sofort nach unten.

Es dauerte jedoch nicht lange, da erschien er wieder auf dem Promenadendeck und sprach erregt mit Herman van Zoonten. Das Ergebnis der Unterredung war, daß drei Mann in die Tiefe des Schiffes hinabgingen, um den Chinesen Ching-Wu in Retten zu legen.

Doch Ching-Wu war nirgends zu finden. Und nun begann ein großes Suchen. Hoch oben vom Bootsdeck an bis unten in den Laderaum blieb kein Winkel unerforscht.

Da ertönte plötzlich ein lauter Schrei. Und der Anblick, der sich unseren Augen danach bot, war grauen-



erregend. Das Deck heruntergefliegen kam Ching-Wu, das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit verzerrt. In seiner rechten Hand hielt er ein langes Messer und in der

linken — den gelben Umschlag, der van Zoontens Kapital enthielt. Hinter ihm folgten mit lauten Rufen der zweite Offizier und ein paar Mann von der Schiffsbesatzung.

Die Jagd ging weiter bis zum hinteren Ende des Decks. Hier war der Chineser gezwungen, halt zu machen. Er wendete sich um. Die Verfolger kamen näher und näher.

Was nun folgte, war das Werk eines Augenblicks. Der Chineser, keinen Ausweg erspähend, erstieg die Reling und war im nächsten Moment mit einem weithin gellenden Schrei in der Tiefe verschwunden.

Das Schiff stoppte sofort. Der Kapitän oben auf der Brücke war ein geistesgegenwärtiger Mann.

Da erschien der Holländer auf der Bildfläche.

„Lassen Sie den Kerl nur ruhig ersaufen,“ rief er dem Kapitän zu. „Mein Geld habe ich hier.“ Bei diesen Worten griff er in sein Jackett und brachte seine Brieftasche zum Vorschein, die er dem Kapitän entgegenstreckte.

Wir beugten uns alle über das Geländer. Der Chineser schwamm eilig dem fernen Lande zu*).

Es erschallten Kommandorufe. Doch noch ehe es gelungen war, ein Boot klar zu machen, schrie der Schwimmende laut und gellend auf. Zwei Haifische waren hinter ihm her. Wenige Augenblicke später war er verschwunden — für immer.

Der „Rondor“ dampfte seinem Bestimmungsorte entgegen, als wäre nichts geschehen. Oben in der Kajüte des Kapitäns saßen wir, der Holländer, mein Reisegefährte und ich, mit dem Kapitän zusammen.

*) Siehe das Titelbild.

Der Holländer hatte seine Briefftasche vor sich auf den Tisch gelegt und erklärte: „Ich bin Ihnen, meine Herren, für den Vorfall eine Aufklärung schuldig. Ehe ich mich an Bord des ‚Kondor‘ auf die Fahrt nach Schanghai begab, mußte ich mich einige Tage in Hongkong aufhalten. Von hier aus unternahm ich auch eine Fahrt nach Kanton. Dort hatte ich nicht nur im Europäerviertel zu tun, mein Weg führte mich auch in die innere Stadt. Auf meinen Fahrten durch die schmalen, schmutzigen Gassen fiel mir mehrere Male eine Gestalt auf, deren Aufmerksamkeit anscheinend meiner Person galt. Erst schenkte ich dieser Begegnung wenig Beachtung, als das Gesicht aber immer wieder vor mir auftauchte, wußte ich, daß ich von dem Selben beobachtet wurde. Ich versuchte, den Chinesen festnehmen zu lassen, aber jedesmal, wenn sich eine Gelegenheit dazu bot, war der Kerl spurlos verschwunden. Ich wurde unruhig. Da ich keineswegs geringe Barmittel bei mir trug, war mir die Sache nicht recht geheuer. Als ich schließlich Kanton wieder den Rücken kehren konnte, atmete ich erleichtert auf. Sie können sich aber meinen Schreck vorstellen, als mir der unheimliche Geselle in Hongkong wieder in den Weg lief. Und dazu gerade noch in dem Augenblick, in dem ich zur Tür einer Bankfiliale heraustrat, wo ich meine Barmittel um ein bedeutendes erhöht hatte. Darüber, daß der Selbe unlautere Absichten verfolgte, war ich mir keinen Augenblick im Zweifel. Merkwürdigerweise bekam ich den Kerl während meines fünf Tage währenden Aufenthaltes in Hongkong nicht wieder zu Gesicht. Aber daß er mich nicht aus den Augen gelassen hatte, davon war ich überzeugt. Ich bin von Natur ein ruhiger, ja sogar etwas zum Phlegma angelegter Mensch, aber die fünf Tage

in Hongkong trieben den Zustand meiner Nerven auf eine gefährliche Spitze. Am liebsten wäre ich wieder umgekehrt. Daran hinderte mich nur meine überaus wichtige Mission in Schanghai.“

Mir fiel das Bild ein, das sich im Hafen von Hongkong unseren Augen geboten hatte. Der aufgeregte kräftige Mynheer in dem kleinen, schwankenden Boot.

„Erst in dem Augenblick, als ich die Planken des ‚Kondor‘ unter meinen Füßen fühlte, atmete ich erleichtert auf,“ sprach der Holländer weiter. „Doch meine Zufriedenheit währte nicht lange. Denn der erste, der mit auf dem Schiff in den Weg lief, war der geheimnisvolle Chinese in der Kleidung eines Stewards. Ich glaubte, in die Erde versinken zu müssen. Doch ich will diesen Teil meiner Geschichte nicht zu ausführlich schildern. In meiner Erregung machte ich Ihnen, Herr Kapitän, die Hölle heiß, wofür ich Sie nachträglich um Entschuldigung bitte. Als mein Schimpfen aber keinen Erfolg hatte, stieg meine Not am höchsten. Es ist merkwürdig, aber dieser Zustand schien mein Denkvermögen geschärft zu haben. Sie werden sich gewiß gewundert haben über meine Bitte, den Selben in meine Dienste nehmen zu dürfen. Das tat ich aber nur als Vorsichtsmaßregel, denn so konnte ich den Kerl besser beobachten. Dann richtete ich es so ein, daß der Selbe zugegen war, als ich dem Zahlmeister ein Paket übergab, das angeblich mein Barvermögen enthielt. Auf diese Weise war ich sicher, daß der Chinese getäuscht war. Hätte ich allerdings gewußt, daß der Kerl selbst einen Überfall des Zahlmeisters nicht scheuen würde, so hätte ich mir meinen Plan doch noch anders zurechtgelegt. Alles übrige wissen Sie.“

In diesem Augenblick betrat der Arzt das Kapitänszimmer.

„Robertson ist wieder wohlauf,“ meldete er. „Ich habe ihn genau untersucht und glaube, daß er außer einer ungefährlichen äußeren Verletzung keinen Schaden davontragen wird.“

„Gott sei Dank!“ entfuhr es dem Holländer.

Der Kapitän wollte van Zoonten erst energisch auf den Leib rücken. Schließlich leuchtete ihm aber ein, daß ein Überfall auf einen Passagier für seine Gesellschaft noch weit unangenehmer gewesen wäre. Und da auch das Kapital gerettet war und der Zahlmeister keine schlimmen Folgen zu fürchten brauchte, standen bald ein paar Flaschen auf dem Tisch.

Bei der zweiten überreichte der Holländer dem Kapitän einen Scheck über fünfhundert Dollar als Schmerzensgeld für den Zahlmeister, der übrigens schon am nächsten Tage seinen Dienst wieder versehen konnte.





Das unsichtbare Joch.

Roman von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)



(Nachdruck verboten.)

Zehntes Kapitel.

Der Tag, dessen dunstig verschleierte Mittagsonne ihre matten Strahlen über das pomphafte Leichenbegängnis der Baronin Irma v. Bardeleben ausgestreut, neigte sich seinem Ende zu. Es war ein herber, rauher Tag gewesen, und der Wind war schneidend scharf über die kahlen Felder von Klein-Ellbach gestrichen. Auf dem alten Friedhof von Reinswaldau aber war ein Menschengewimmel gewesen, noch gedrängter und vielköpfiger als vor sieben Jahren bei der Beisetzung des alten Barons. Die Bardeleben besaßen kein Mausoleum auf eigenem Grund und Boden, oder es war doch wenigstens heute nicht mehr Bardelebenschers Boden, auf dem sich der kapellenartige Bau ihres Erbbegräbnisses erhob. Vor Zeiten freilich hatte ihnen auch Reinswaldau gehört, damals eine unscheinbare Siedlung mit wenig mehr als zwanzig armseligen Rätnerhäusern.

Aber es lebte keine Erinnerung mehr an diese längst dahingegangenen Tage feudalen Glanzes. Jetzt gehörte Reinswaldau mit seiner einzigen, aber schier ins Unendliche gereckten Dorfstraße vom ersten bis zum letzten Hause der Industrie. Die riesigen Webereien der Aktiengesellschaft, vormals Rasmussen & Söhne,

beherrschten alles, und als Hauptaktionär des von seinen Vorfahren begründeten Unternehmens durfte sich der Oberleutnant Herbert Rasmussen noch heute als den eigentlichen Herrn von Reinswaldbau betrachten. Die schmucklose Villa unweit der großen Fabrikgebäude, in der bis vor sechs Jahren sein Vater, der Kommerzienrat Rasmussen, gewohnt hatte, stand noch immer zu seiner Aufnahme bereit; aber zum ersten Male in diesen sechs Jahren war er vor zwei Tagen hier abgestiegen. Auch die von seinem Regiment zur Teilnahme an der Beerdigungsfeier entsandten Offiziere hatten für eine Nacht in der Villa Rasmussen Wohnung genommen, während die ehemaligen Regimentskameraden des Herrn v. Bardeleben sich im Kleintellbacher Herrenhause einquartiert hatten.

Es waren auch sonst noch etliche Logiergäste aus der Verwandtschaft auf dem Schlosse eingetroffen, aber die meisten waren doch erst am Morgen des Beisetzungsstages gekommen, und der Harnsdorfer Bahnhof hatte seit langem nicht mehr einen so lebhaften Verkehr gesehen als an diesem Tage. Der große Saal im unteren Stodwerk des Schlosses hatte bei der Trauerfeier nur einen kleinen Teil der von allen Seiten zusammengeströmten Leidtragenden aufzunehmen vermocht, und der Leichenzug vom Herrenhause bis zum Friedhof war der längste gewesen, dessen sich die ältesten Leute aus Reinswaldbau erinnern konnten, und sie erinnerten sich auch an keine schönere, erhebenendere Beisetzungsfeier, als es die heutige gewesen war. Eine ganze Regimentskapelle hatte die Trauermärsche und Choräle gespielt; die Schulkinder von Reinswaldbau und der Waldenburger Kirchenchor hatten abwechselnd gesungen, der Geistliche hatte nach dem einstimmigen Urtheil der Hörer die rührendste Rede

seines ganzen Lebens gehalten, und der Kränze waren so viele gewesen, daß man sie auf zwei Wagen dem unter der Blumenfülle völlig verschwundenen Sarge hatte nachfahren müssen.

Auch der Tränen waren sehr viele vergossen worden bei der Trauerfeier im Schlosse wie an der offenen Gruft. Wie ein einziges lautes Schluchzen war es durch die hundertköpfige Menge gegangen, als der Geistliche in ergreifenden Worten das Bild der Entschlafenen ausgemalt, die ein unerforschlicher Ratschluß der Vorsehung in ihres Lebens Maienblüte dahingenommen habe, hinweg aus dem Schoße des Familienlebens, von der Seite des Gatten und des einzigen Kindes.

Aufrecht und straff, aber mit der Straffheit eines Steinbildes, hatte der Baron Harro v. Bardeleben dagestanden, als man unter dem Dache seines Hauses den letzten Segen sprach über die irdische Hülle seiner Frau und als man später unter dem Gesange heller Kinderstimmen ihren blumenüberladenen Sarg langsam hinabgleiten ließ in die Gruft. Nicht ein Muskel in seinem schönen, stolzen Gesicht hatte sich bewegt, und was die Zunächststehenden in seinen Zügen lasen, dünkte sie viel eher finsterner, verbissener Ingrimms als verzweifelter Schmerz.

Zum ersten Male in seinem Leben war es Bardeleben heute widerfahren, daß die Leute von Reinswaldau hart und unfreundlich über ihn urteilten. Und da, wo die Zuschauer weit genug von dem eigentlichen Trauergefolge entfernt standen, um sich ohne sonderliche Rücksichtnahme unterhalten zu können, waren zum ersten Male Worte herben Tadels für den Gatten laut geworden, der die Lebende schmählich vernachlässigt habe und nun nicht einmal den kümmer-

lichen Liebestribut einer Träne für die Tote aufbringen könne. Die gerührte Stimmung des Augenblicks bereitete den Boden für die gefährliche Saat der üblen Nachrede. Wie giftzüngige Schlangen krochen die Verdächtigung und die Verleumdung durch die Menge. Von sträflicher Untreue wisperten die einen, von brutaler und herrischer Behandlung die anderen, und ehe noch über der Gruft das letzte Amen gesprochen worden war, hatte sich von Mund zu Mund ein böses Wort fortgepflanzt, ein Wort, vielleicht sinn- und gedankenlos hingeworfen von dem, der es zuerst gesprochen, aber mit bedeutsam tückischem Inhalt erfüllt von denen, die es weitergegeben: „Wer weiß, was da drüben geschehen ist in der Nacht ihres Todes! — So jung stirbt man nicht am Schlagfluß. Und sie war doch immer ganz gesund! — Aber bei den vornehmen Leuten kann natürlich alles vertuscht werden!“

So schlich es durch die Reihen, und es war, als sei durch den rätselhaft schnellen Tod der schönen, jungen Frau alles Gedanken ausgelöscht an den Groll und die Abneigung, die man um ihres hochmütigen Stolzes willen einst gegen die Lebende gehegt. —

Im Klein-Ellbacher Herrenhause war es nach der Beisehung hergegangen, wie es in ländlichen Trauerhäusern bei solchem Anlaß immer herzugehen pflegt. Im großen Speisesaal war eine lange Tafel gedeckt gewesen für die von auswärts gekommenen Leidtragenden, aber sowohl der Gatte wie der Bruder der Verstorbenen hatten sich entschuldigen lassen, und das stille Mahl war schon nach Verlauf einer halben Stunde vorüber gewesen. In der Bibliothek hatte Bardeleben die Besucher zur Verabschiedung erwartet, und er hatte sich bei dieser Gelegenheit ebenso ruhig und gefaßt gezeigt wie im ganzen Verlauf des Tages.

Ein Händedruck, ein kurzes, trockenes Dankeswort, das war alles, was er als Antwort auf die erneuten Beileidsversicherungen der Verwandten und Freunde hatte.

Als die Dämmerung hereinbrach, rollte auch der letzte Wagen durch die Auffahrtsallee davon, und tiefe Stille lag wieder über dem alten Herrenhause, das heute zum ersten Male seit einer Reihe von Jahren der Schauplatz regen, bewegten Lebens gewesen war.

Barbeleben saß vor dem großen Schreibtisch in der Bibliothek, die er seit jener Fahrt nach Waldenburg nur selten verlassen hatte. Sogar die Nächte verbrachte er hier unten, nachdem ein anstoßendes Rabinett auf seinen Befehl zum Schlafzimmer hergerichtet worden war. Es war, als habe er ein Grauen davor, seinen Fuß in die Räume des oberen Stockwerks zu setzen, und als wolle er auch keinem anderen mehr gestatten, die bisher von ihm und von seiner Frau benützten Gemächer zu betreten. Unmittelbar nachdem man die tote zur Aufbahrung in den großen Saal hinabgetragen hatte, waren sie auf sein Geheiß verschlossen worden, und die Schlüssel ruhten, für niemand erreichbar, in einem Geheimfach seines Schreibtisches.

Er hatte eine Anzahl von Papieren vor sich liegen, die ihm der Gutssekretär Tizmar schon gestern unter allerlei verlegenen Entschuldigungen überbracht hatte, weil es nach seiner Versicherung unerläßlich war, daß der Herr Baron sie selber unterzeichne. Ein paarmal hatte er auch schon den Versuch gemacht, sie durchzusehen; aber er war niemals über das erste Blatt hinausgekommen. Und das hielt er jetzt wieder seit beinahe zehn Minuten in der Hand, ohne daß ihm von seinem Inhalt mehr als der Sinn der Anfangszeilen zum Bewußtsein gekommen wäre.

Ein leises Klopfen machte ihn aufblicken, und er ließ gleichgültigen Tones die Aufforderung zum Eintritt ergehen. Eine große, schlanke, ganz in tiefste Trauer gekleidete Frauengestalt trat mit leisem Rascheln des nachschleppenden Gewandes auf ihn zu.

„Störe ich dich, Harro? Sage mir's ganz offen, wenn ich dir lästig falle.“

Er hatte sich bei ihrem Anblick erhoben und ihr seine Hand entgegengestreckt. „Welche Vermutung, Jadwiga! Worin solltest du mich denn stören? Ich bin dir im Gegenteil von Herzen dankbar, daß du mich nicht schon heute wieder verlassen hast. Das Opfer, das du damit bringst, ist sicherlich nicht gering.“

Er hatte einen der breiten Sessel für sie zurechtgerückt, und ihr von dem Schein der elektrischen Arbeitslampe matt beleuchtetes Gesicht hob sich wie das Antlitz einer herrlichen Statue von dem dunklen Hintergrunde ab.

„Von einem Opfer ist keine Rede. Aber ich hätte wohl freilich nicht bleiben dürfen, wenn nicht Dietlindes Krankheit den Aufschub meiner Abreise gerechtfertigt hätte.“

„Und warum hättest du nicht gedurft, Jadwiga? Vielleicht weil ein paar Klatschbasen sich möglicherweise darüber aufgehalten hätten? Es war doch sonst nicht gerade deine Art, dich um dergleichen viel zu kümmern.“

„Und wenn ich mich jetzt darum kümmerte, geschähe es gewiß nicht meinetwegen, Harro. Ich bin allerdings nicht gewöhnt, mich bei meinem Tun und Lassen nach den Meinungen anderer zu richten.“

„Daselbe darfst du getrost auch bei mir voraussetzen. Aber ich meine, wir beide sollten uns hinlänglich kennen, um aller derartigen Versicherungen

überhoben zu sein. Du wirst eben bleiben, solange du es in dieser Einöde aushalten kannst, und jeder Tag, den du meinem armen Kinde schenkst, wird mein Schuldkonto mit einem weiteren Posten belasten. — Du bist wohl eben bei der Kleinen gewesen?“

„Ich komme von ihr, um dir Bericht zu erstatten. Es geht ihr ganz gut. Das Fieber hat sich auch am Nachmittag nicht eingestellt, und ich glaube nicht, daß sie mehr als einige Tage brauchen wird, um wieder ganz gesund zu sein.“

„Ganz gesund?“ Bardeleben schüttelte mit finsterner Miene den Kopf. „Ich fürchte, liebe Jadwiga, das wird sie nie. In ihrem Blute oder in ihren Nerven muß etwas stecken, gegen das alle ärztliche Kunst machtlos ist. Es scheint eben, daß mir von allen sogenannten irdischen Freuden nicht eine einzige vergönnt sein soll. Na, vielleicht habe ich's nicht besser verdient.“

„Daß du heute so denkst und sprichst, ist wohl natürlich. Aber es tut mir darum nicht weniger weh, Harro. Und ich hoffe, daß du stark genug sein wirst, es bald zu verwinden.“

„Was zu verwinden? Den Verlust meiner Frau — meinst du?“

„Ja. Oder doch wenigstens diesen wilden Schmerz, der dich so traurig verwandelt hat. Die anderen mögen das nicht so sehen und sich durch deine scheinbare Fassung täuschen lassen. Ich aber, die ich dich besser kenne, ich bin voll schwerer Sorge um dich, Harro. In deiner Art ist etwas Unnatürliches, etwas, das ich mit meiner Vorstellung von deinem Wesen und deinem Temperament nicht vereinigen kann. Ich würde dich tausendmal lieber weinen oder gegen Gott und die Welt wüten sehen als so.“

Wie ein mühsam niederkämpftes Schluchzen war es bei den letzten Worten in ihrer Stimme gewesen.

Bardeleben neigte sich vor und legte seine Hand auf die ihre. „Du bist gut und warmherzig wie immer, Jadwiga! — Manchmal, wenn ich dich reden höre, klingt es in meiner Seele an wie eine liebe Erinnerung aus den Tagen meiner Kindheit. Ich kann mir die Stimme meiner Mutter nicht mehr vorstellen; aber ich meine, sie muß gewesen sein wie deine. Und darum empfinde ich jedes liebe Wort, das du für mich hast, doppelt als eine Wohlthat. Aber du sollst dich meinestwegen nicht beunruhigen. Es hätte wohl keinen Zweck, wenn ich dir auseinanderzusetzen versuchte, daß du meinen Gemütszustand nicht ganz richtig beurtheilst, denn das sind Dinge, für die sich nur schwer der rechte Ausdruck finden läßt. Aber wie er auch sein mag, ich gebe dir die Versicherung, daß ich entschlossen bin, nicht daran zugrunde zu gehen.“

Wie innige Dankbarkeit war es in dem Aufschlag der schönen Augen, die sich zu seinem Gesicht erhoben.

„Und du wirst mir erlauben, dich an diese Versicherung zu erinnern, so oft ich's für nötig halte? Wie gerne möchte ich dir ein wenig helfen, dich wieder zurechtzufinden! Aber ein Mädchen vermag so wenig. Wir armen Dinger sehen uns ja bei jedem zweiten Schritt an den Grenzen unseres Könnens.“

„Wenn mir überhaupt Hilfe von einem anderen kommen könnte, wer weiß, ob du nicht mehr vermöchtest als sonst einer. Aber wie die Sachen stehen, muß ich schon versuchen, mich selber herauszureißen. Auf irgend eine Weise muß es doch schließlich gehen.“

„Hast du nicht die Absicht, jetzt vor allem dein kriegsgeschichtliches Werk zu vollenden? Vor wenig Monaten

erst sagtest du mir in Berlin, welche Befriedigung dir die Beschäftigung damit gewährte. Für einen Mann gibt es ja keine bessere Trösterin als die Arbeit.“

Bardeleben wandte sich nach dem Schreibtisch um und stieß mit der Hand gegen einen Haufen durcheinander geworfener Manuskriptblätter. „Da ist es — mein großes Werk!“ sagte er in bitterer Selbstverspottung. „Mehr als zwei Jahre lang habe ich alle meine Kräfte daran gesetzt. Und während man hier wahrscheinlich der Meinung war, daß ich mich in Berlin königlich amüsierte, habe ich vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht in Bibliotheken und Archiven oder am Schreibtisch gefessen. Etwas ganz Großes und Bedeutendes sollte es werden, und ich freute mich wie ein Kind auf den Tag, an dem es vollendet sein würde. Und jetzt? Ein Haufen Maturatur — weiter nichts. Ich glaube, nicht um den Preis meines Lebens könnte ich mich noch einmal darüber hermachen. — Nein, mit dem Rezept ist es nichts, liebste Jadwiga! Und ich habe ja auch zum Glück Dringenderes zu tun, als nach literarischen Lorbeeren zu streben. Du weißt, daß ich die Bewirtschaftung von Klein-Ellbach ganz in die Hände meiner Frau gelegt hatte, denn schließlich war sie ja doch die eigentliche Besitzerin. Und ich habe immer uneingeschränkte Hochachtung gehabt vor der Energie, mit der sie ihre schwierige Aufgabe gelöst hat. Aber schließlich war es doch nur die Energie einer Frau, die alles von ihrem Boudoir aus regieren und leiten mußte, und es steht um das Gut wohl nicht allorten so, wie es stehen sollte. Da Hand anzulegen und ein paar Monate oder Jahre lang zu schaffen wie einer, der um sein tägliches Brot arbeiten muß, das ist vorläufig alles, was ich an Zukunftsplänen hege.

Darauf, daß der Himmel uns schon in nächster Zeit einen frischen, fröhlichen Krieg bescheren könnte oder sonst eine Möglichkeit, sich auf anständige und nicht ganz unnütze Weise aus diesem irdischen Jammertal zu verabschieden — darauf wage ich bei meinem unentrinnbaren Pech leider nicht zu hoffen.“

„Wie magst du nur so sprechen — du, der Vater eines unerwachsenen Kindes!“

„Ja — dies Kind! Du kennst es ja von deinen früheren Besuchen her, und du hast dich während der beiden letzten Tage mit ihm beschäftigt. Sage mir ganz aufrichtig, Jadwiga, wie du von meinem Kinde denkst.“

„Ich denke, daß man für Dietlindes Entwicklung das meiste allerdings noch von der Zukunft erhoffen muß. Aber unter einer zärtlichen und liebevollen Pflege —“

Er machte eine hoffnungslos abwehrende Handbewegung. „So ungefähr sprach auch die neue Erzieherin, die meine Frau noch kurz vor ihrem Tode engagiert hat, und so werden vermutlich schon alle früheren Gouvernanten gesprochen haben. Nach Verlauf von einigen Wochen oder Monaten waren sie es regelmäßig überdrüssig geworden, Zärtlichkeit und Liebe nutzlos zu verschwenden. Ich habe das Kind lieb — Gott weiß es, daß ich es lieb habe — aber was soll ich mit dieser Liebe anfangen einem Wesen gegenüber, das bei meinem Anblick in Tränen ausbricht und keinen anderen Wunsch hat als den, von meiner schrecklichen Gegenwart befreit zu werden? Mit welchen Hoffnungen soll ich einer Zukunft entgegensehen, die sich durch solche Zeichen ankündigt?“

„Ich kann dir darauf nicht antworten, Harro, ohne die Pflichten der Pietät gegen eine Heimgegangene

zu verletzen. Aber ich meine, du siehst zu schwarz. Ob freilich eine bezahlte Erzieherin imstande sein wird, die große Umwandlung herbeizuführen, die hier vollbracht werden muß —“

„Auch die jeßige Gouvernante hältst du für nicht geeignet? Ich glaube ja nicht an offenbare Wunder, aber ich war doch der Meinung, daß man von diesem Fräulein Othmar alles erhoffen dürfe, was sich bei Dietlinde überhaupt noch erhoffen läßt.“

Er schien mit einer gewissen Spannung ihrer Antwort zu harren. Jadwiga aber zögerte, und ihr schönes Gesicht hatte nicht mehr den bisherigen weichen Ausdruck, als sie endlich sagte: „Die flüchtigen Berührungen während dieser beiden aufregenden Tage erlauben mir nicht, ein Urteil über das junge Mädchen abzugeben. Daß ich im allgemeinen gegen so hübsche Gouvernanten immer ein wenig mißtrauisch bin, kann ich allerdings nicht verhehlen, und ich würde es jedenfalls für recht gewagt halten, ihr Dietlinde ohne jede Aufsicht und Kontrolle ganz und gar zu überlassen.“

Bardeleben lehnte sich mit einem schweren Atemzuge in seinen Stuhl zurück. „Und woher sollte ich diese Aufsicht nehmen? Daß ich sie nicht selbst üben kann, brauche ich dir wohl nicht erst zu sagen.“

Diesmal wartete er vergebens auf eine Antwort seiner Base. Sie hatte den Kopf gesenkt, und die Spitzen ihrer schlanken, weißen Finger strichen wie in nervöser Verlegenheit über die Falten des schwarzen Kleides.

Da, wie unter dem Zwange einer plötzlichen Eingebung, stand Bardeleben auf und trat an ihre Seite. „Es wird dir vielleicht wie eine verrückte Zumutung vorkommen, Jadwiga, und du wirst möglicherweise bedauern, durch deine warme Teilnahme eine so

unsinnige Hoffnung in mir gewedt zu haben, aber schließlich kannst du ja auch unbedenklich nein sagen. Ich gebe dir mein Wort, daß ich dir's nicht eine Sekunde lang verübeln würde.“

„Und wozu sollte ich ja oder nein sagen, Harro?“ fragte sie leise.

„Ich habe kaum den Mut, es auszusprechen. Du, die verwöhnte und umschwärmte Dame der großen Welt — du, die schönheitsfreudige Lebenskünstlerin — du hier in diesem Klein-Ellbach, das in den nächsten Monaten und Jahren wahrscheinlich nicht viel besser sein wird als ein Kirchhof! Ach, es ist ja heller Wahnsinn! Laß uns nicht erst weiter davon reden!“

„Oh, wenn es nur das wäre! Du hast, wie es scheint, doch wohl eine etwas geringere Meinung von mir, als ich sie verdiene. Aber —“

„Wenn es nicht die Ungeheuerlichkeit des Opfers ist, die dich schreckt, was könnte dich sonst abhalten, mir oder vielmehr meinem Kinde diesen Liebesdienst zu erweisen?“

„Was würde die Familie dazu sagen, Harro? Nicht die unsererige, nach der wir wohl beide nicht's fragen, aber die deiner Frau. Vor allem Herbert Rasmussen, der mich durch sein Benehmen schon heute deutlich genug hat fühlen lassen, wie unpassend ihm meine Anwesenheit erschien.“

In Bardelebens Augen blitzte es auf. „Der? Hältst du mich für den Mann, der sich durch Rücksichten auf den Herrn Oberleutnant Rasmussen bestimmen lassen könnte? Seine Billigung oder Mißbilligung — was kümmert sie mich und was kümmert sie dich? Der Himmel weiß, was diesen Menschen bewogen hat, mich zu hassen; aber ich habe mir darüber bis heute so wenig den Kopf zerbrochen, als ich

es künftig tun werde. Nichts auf der Welt ist mir so gleichgültig wie sein Haß. Und um seinetwillen würdest du nein sagen — um seinetwillen, Jadwiga?“

Sie schien zu bedauern, ihn durch ihre Worte in solche Erregung versetzt zu haben, denn sie stand nun ebenfalls auf und legte begütigend die Hand auf seinen Arm. „Du mußt doch verstehen, Harro, daß ein derartiger Entschluß nicht ohne reifliche Überlegung gefaßt werden darf. Er braucht doch auch nicht schon heute gefaßt zu werden. Bis zu Dietlindes Genesung bleibe ich jedenfalls auf Klein-Ellbach, und bis dahin werde ich auch das Fräulein Othmar hinlänglich kennen gelernt haben, um zu wissen, ob mein weiteres Verweilen in Dietlindes Interesse notwendig oder zweckmäßig sein würde. Daß es für mich kein Opfer bedeutet, versichere ich schon heute.“

Da klopfte der Diener, um zu melden: „Herr Oberleutnant Rasmussen fragt, ob der Herr Baron für ihn zu sprechen sei.“

Elftes Kapitel.

Förmlich wie die Art seiner Anmeldung waren auch Haltung und Miene des für Bardeleben offenbar völlig unerwartet gekommenen Besuchers. Leicht auf seinen Spazierstock gestützt und das sichtlich schwächere rechte Bein ein wenig nachziehend, hatte Herbert Rasmussen die Bibliothek betreten. Er trug nicht mehr, wie bei den Bestattungsfeierlichkeiten, die Kavallerieuniform, sondern einen schwarzen Zivilanzug, und in seiner äußeren Erscheinung war kaum noch irgend etwas, das den Offizier verraten hätte. Seine mittelgroße Gestalt nahm sich klein und schwächlich aus neben dem Riesenwuchs seines Schwagers und der schlanken Höhe Jadwigas.

Das Gesicht des etwa Achtundzwanzigjährigen aber hatte vollends nicht einen einzigen soldatischen Zug. Mit seiner hohen, schmalen Stirn, seinem in den Winkeln leicht nach abwärts gezogenen, auf herbe Verschlossenheit deutenden Munde würde man es viel eher für das Gesicht eines Geschäftsmannes gehalten haben oder, wenn man zufällig einem vollen Blick der großen, braunen Augen begegnete, vielleicht auch für das eines Künstlers. Es war manches darin, das an seine schöne Schwester erinnerte.

Wenn es ihn überrascht hatte, die junge Dame hier zu finden, so verriet sich davon doch nichts in der abgemessenen Korrektheit seines Benehmens. Er entschuldigte sein spätes Erscheinen mit dem Wunsche, sich über Dietlindes Befinden zu unterrichten, und Jadwiga gab ihm mit lebenswürdiger Bereitwilligkeit ihre hoffnungsvoll klingende Auskunft.

„Übrigens hat die Kleine schon wiederholt nach Ihnen gefragt, Herr Rasmussen,“ fügte sie hinzu. „Wahrscheinlich hat sie von ihrer alten Josepha gehört, daß Sie hier seien, und sie hat offenbar das Verlangen, Sie zu sehen.“

„Wirklich? Es ist mir eine große Freude, das zu hören. Ich glaubte, sie würde sich meiner kaum noch erinnern, denn es sind ja schon fast anderthalb Jahre, daß ich sie zum letzten Male gesehen.“

„Darf ich fragen, wo das geschehen ist?“ mischte sich Bardeleben ein. „Auf Klein-Ellbach bist du doch, so viel ich weiß, seit meiner Hochzeit nicht mehr gewesen.“

„Nein. Aber ich traf in Schlangenbad mit meiner Schwester zusammen und verbrachte vierzehn Tage in ihrer Gesellschaft.“

„Davon höre ich heute das erste Wort. Es ist

merkwürdig, daß man selbst so unverfängliche Dinge vor mir mit dem Schleier des Geheimnisses zu umhüllen liebte.“

„Wenn Irma dir nichts davon gesagt hat, wird sie vermutlich angenommen haben, daß es für dich ohne Interesse sei. — Ist es mir gestattet, Dietlinde morgen zu sehen?“

Die Frage war wieder an Jadwiga gerichtet, nachdem er die Bemerkung Bardelebens sehr obenhin abgefertigt hatte.

Ihre Erwiderung kam etwas zaudernd. „Der Arzt sprach heute den Wunsch aus, daß noch für einige Tage alle Besuche von dem leicht erregbaren Kinde ferngehalten werden möchten. Aber da die Kleine selbst so lebhaft nach Ihnen verlangt, und da Sie vielleicht schon bald wieder abreißen wollen —“

„Pardon, gnädiges Fräulein, diese Absicht habe ich nicht. Ich werde wahrscheinlich den ganzen Winter in Reinswaldau verbringen.“

Mit einer Gebärde des Erstaunens hob Bardeleben den Kopf. „Was? Den ganzen Winter? In diesem gottverlassenen Nest?“

„Es ist meine Heimat, mit der ich durch tausend liebe Erinnerungen verknüpft bin. Außerdem brauche ich Einsamkeit und Ruhe.“

„Und der Dienst? Hast du denn auf so lange hinaus Urlaub?“

„Ich werde schwerlich wieder Dienst tun können.“

„Auch deinen Sturz habe ich rein zufällig aus den Zeitungen erfahren, da Irma nicht für nötig gehalten hat, mir darüber zu schreiben. Du warst, wie ich las, schon wieder außer Gefahr, und du hast mir's darum hoffentlich nicht übelgenommen, daß ich mich nicht mit Rundgebungen meiner Teilnahme aufdrängte.“

„Gewiß nicht. Die Sache war ja auch ohne alle Bedeutung.“

„Ohne alle Bedeutung?“ fiel Jadwiga ein. „Obwohl Sie noch jetzt an den Folgen zu leiden haben?“

„So kam man es wohl kaum nennen, gnädiges Fräulein. Die Schwäche in der rechten Hüfte belästigt mich sehr wenig. Auch am Stock kommt man immer noch schnell genug durch das Leben.“

„Aber Ihre militärische Laufbahn? Sie können sich wirklich so leicht mit dem Gedanken abfinden, ihr zu entzagen?“

„Ich würde mich wohl damit abfinden müssen, auch wenn es mir schwer fiele. Aber es fällt mir nicht schwer. Nur die Rücksicht auf die Wünsche meines verewigten Vaters hat mich bis jetzt in diesem Beruf gehalten.“

Er antwortete höflich, aber immer mit demselben unbeweglichen Gesicht und in einem Ton, der deutlich genug erkennen ließ, daß er das Thema nicht fortzuspinnen wünschte. Auch auf seine Absicht, Dietlinde zu sehen, schien er nicht zurückkommen zu wollen.

Jetzt wandte sich Jadwiga an Bardeleben: „Ich will doch noch einmal nach dem Kinde sehen, Harro. Du entschuldigst mich wohl für den Rest des Abends.“

Sie reichte ihm die Hand, und er geleitete sie zur Tür, nachdem zwischen Herbert Rasmussen und ihr dieselbe förmliche Verbeugung ausgetauscht worden war wie bei seinem Eintritt.

Als Bardeleben zurückkehrte, stand der Oberleutnant noch immer neben seinem Sessel.

„Nun? Willst du nicht Platz nehmen?“ fragte der Baron. „Denn du bist doch wohl nicht bloß Dietlindes wegen von Reinswaldau herübergekommen?“

Es war seit langer Zeit das erste Mal, daß sie ein-

ander allein gegenüberstanden. Als Rasmussen unmittelbar nach seinem Eintreffen an den von hundert Kerzen umleuchteten offenen Sarg getreten war, in dem seine schöne, bleiche Schwester im Schmutz ihres weißen Hochzeitskleides ruhte, hatte der Oberleutnant kein Wort an den neben ihm stehenden Gatten der Toten gerichtet. Minutenlang hatte er starr in das Antlitz der Entschlafenen geblickt; dann war er aufschluchzend in die Knie gesunken, und in diesem Augenblick hatte sich Bardeleben stumm zurückgezogen. In der Folge aber waren sie einander nur im Beisein vieler begegnet, und nichts als kurze, gewissermaßen unpersönliche Bemerkungen waren zwischen ihnen getauscht worden. Rasmussen hatte den Schwager so wenig nach der Krankheit seiner Schwester gefragt als nach den näheren Umständen ihres Todes. Aber er war noch am Abend seiner Ankunft länger als eine Stunde bei dem Sanitätsrat Mittmann in Reinswaldau gewesen, und einmal hatte Bardeleben ihn auch in angelegentlichem Gespräch mit der alten Josepha gesehen. Er hatte also keine Veranlassung gehabt, ihm aus freien Stücken Auskünfte zu erteilen, die nicht verlangt wurden, und er war ersichtlich auch jetzt entschlossen, die Fragen des anderen abzuwarten.

Der Oberleutnant hatte sich trotz der Aufforderung nicht wieder gesetzt. Auf seinen Stock gestützt, blickte er dem Schwager fest und ruhig ins Gesicht. „Ich hatte allerdings den Wunsch, einiges mit dir zu besprechen.“

„Dringendes vermutlich, da du schon den Abend des Beisehungstages dazu wählen mußtest.“

„Dringend? Ich weiß nicht, ob es dir so erscheinen wird. Jedenfalls läßt es sich auch hinauschieben, wenn du jetzt nicht in der Stimmung bist, mich anzuhören.“

„Stimmung?! — Mein werter Herr Schwager, wenn es auf meine Stimmung ankommt für das, was du mir zu sagen gedenkst, so nimm getrost an, daß ich in der Stimmung bin, die ganze Welt hier zwischen meinen Fäusten zu zermalmen.“

Er hatte seine herkulischen Arme ausgestreckt und die geballten Hände geschüttelt.

Herbert Rasmussen stand unbeweglich. Seine Lippen hatten sich noch fester zusammengeschlossen, und seine Stirn war durchfurcht. Dann fragte er halblaut: „Geht es dir in Wahrheit so nahe? Hast — hast du sie wirklich so tief und so wahr geliebt?“

Bardeleben sah ihn an mit einem Blick, in dem es wie von Flammen schwer verhaltenen Zornes loderte. „Was gibt dir ein Recht, mich das zu fragen?“

„Ich habe auf der Welt nichts geliebt als meine Schwester, und ich war bis heute der Meinung, daß sie nicht glücklich gewesen ist.“

„Durch meine Schuld — nicht wahr?“

„Zum Teil vielleicht auch durch die Schuld anderer. Aber deine Aufgabe wäre es gewesen, zu sühnen und gutzumachen, was andere an ihr gesündigt haben.“

„Das ist ja ein ganz neuer Vorwurf, und ich bin wohl zu einfältig, ihn zu verstehen. Wer sind denn diese anderen gewesen?“

„Die, von denen sie gezwungen oder überredet wurde, deine Frau zu werden.“

„War es so gemeint? Da möchte ich allerdings um etwas mehr Deutlichkeit gebeten haben. Wer hat sie dazu gezwungen oder überredet?“

„Mein Vater und seine Schwester, die damals einen verhängnisvollen Einfluß in unserem Hause ausübte.“

Mit verschränkten Armen lehnte Bardeleben am

Schreibtisch. Sein Gesicht war hoch gerötet, aber er sprach mit erzwungener Ruhe: „Diese Offenherzigkeiten sind für mich natürlich sehr wertvoll. Aber bei meiner Kenntnis von Irmas Charakter mußt du schon entschuldigen, wenn ich ihnen vorläufig noch einigen Zweifel entgegensetze. Ich hatte vielleicht nicht immer Veranlassung, in eitel Bewunderung zu ihr aufzublicken, aber ich habe sie bis heute für eine wahrhaftige Natur gehalten. Du bist meines Wissens der erste, der sie einer schmähhchen Lüge beschuldigt.“

„So hat sie dich ihrer Liebe versichert? So hat sie geschworen, nie einen anderen heißer und inniger geliebt zu haben als dich?“

„Einen anderen? Ehe sie sich mir verlobte?“

„Ja. Damals und später. Nach meiner Überzeugung bis zu ihrem letzten Atemzuge.“

Bardeleben ließ die Arme sinken. Mit vorgeneigtem Kopfe stand er da und starrte den Sprechenden an, als ob er ihm die Worte von den Lippen reißen wollte. „Das verrätst du mir? Du — ihr Bruder? Und an ihrem offenen Grabe? Bist du ein Schurke oder ein Narr?“

„Es ist mir gleichgültig, als was ich dir erscheine. Ich stehe hier in Erfüllung einer Gewissenspflicht. Du sollst wissen, was diese Frau um dich und durch dich gelitten hat. Und du sollst nicht vor der Welt herumgehen als der untröstliche Gatte, der sich in Trauer um ein verlorenes Glück verzehrt. Ich will es nicht — ich kann es einfach nicht ertragen.“

„Die fromme Absicht nimmt mich nicht wunder. Ich kenne die Wärme deiner Gefühle für mich ja zur Genüge. Aber du hast dich von falschen Voraussetzungen leiten lassen, mein Herr Schwager! Ich denke nicht daran, den untröstlichen Gatten zu spielen

und um verlorenes Glück zu jammern, denn ich bin in diesen acht Jahren eine der elendesten Kreaturen unter der Sonne gewesen. Und ich habe die Frau, die wir heute begruben, so wenig mehr geliebt, als ich dich liebe. Ich hoffe, du wirst mir's auf mein Wort hin glauben.“

„Ich habe nie etwas anderes vermutet, und eben deshalb ist meine Seele voll der grimmigsten Empörung gegen diese schmachvolle Komödie.“

„Nehmen Sie sich in acht, Herr Oberleutnant Rasmussen! — Gegen welche Komödie?“

„Gegen diese erheuchelte Verstörtheit, gegen diesen Anschein einer verbissenen Verzweiflung, die doch nur Lüge ist, nichts als Lüge. Ich will nicht, daß das Andenken der Toten durch ein Gaukelspiel entweiht werde. Ich will Wahrheit. Und darum bin ich noch an diesem Abend hergekommen, um dir zuzurufen: Herunter mit der Maske! Mag jeder um meine Schwester trauern, nur nicht der, der sie — gemordet!“

Er hatte seine Stimme nur wenig erhoben, aber die Worte waren trotzdem wie Schwerthiebe gefallen, und eine eherne Unerbittlichkeit war in dem farblos gewordenen Antlitz des Sprechenden.

Nun lag Stille über den beiden Männern — schwer, unheimlich lastend, sekundenlang.

Harro v. Bardeleben stand regungslos, stumm, mit leerem, glasigem Blick. Endlich hob es wie ein röchelndes Atmen seine Brust. Seine Hand tastete nach der Lehne des Schreibessels, und als er sie erfaßt hatte, ließ er sich schwer in das Polster fallen.

„Wenn ich sie gemordet habe — gut, nehmen wir an, ich hätte sie gemordet — warum bist du dann nicht zur Polizei gegangen und zum Staatsanwalt? Oder warum schreist du es nicht wenigstens in alle

Welt hinaus, wie es doch deine Pflicht und Schuldigkeit wäre?“

„Weil Verbrechen, wie man sie an meiner Schwester verübt hat, nicht vor das Forum irdischer Richter gehören, und weil dies eine Angelegenheit ist, die nicht die ganze Welt angeht, sondern nur dich und mich.“

„So sprich wenigstens deutlich. Auf welche Art habe ich sie deiner Meinung nach gemordet?“

„Damit, daß du sie zum Weibe nahmst, ohne von ihr geliebt zu werden und ohne sie zu lieben — damit, daß du blind oder teilnahmslos warst für die Qualen, die in der Knechtschaft dieser Ehe ihre Seele zerrissen und stückweise hinsterven ließen — damit, daß ein anderer in den Tod gehen mußte, weil das Wappen der Bardeleben neuer Vergoldung bedurfte.“

„Von all diesen unsinnigen Vorwürfen trifft mich nicht einer.“

„So entkräfte sie doch, wenn Ehre und Gewissen es dir erlauben.“

Bardeleben fuhr sich über Augen und Stirn. „Einer von uns ist in diesem Augenblick ohne Frage verrückt. Vielleicht sind wir's beide. Wovon reden wir denn eigentlich? Sagtest du nicht, Irma sei gezwungen worden, mich zu heiraten? Und sie habe nicht mich geliebt, sondern einen anderen?“

„So sagte ich, und ich kann nicht glauben, daß es etwas ganz Neues für dich gewesen sei.“

„Etwas ganz Neues — verlaß dich darauf. Wie ich auch in meiner Erinnerung suche, ich kann nichts finden, das wie ein Widerstreben deiner Schwester gegen unser Verlöbniß und gegen unsere Heirat ausgesehen hätte. Eine leidenschaftliche Liebe haben wir uns ja beide nicht vorgeheuchelt, das gebe ich zu. Und daß die Familie hüben und drüben alles tat, um

die Partie zustande zu bringen, ist mir natürlich nicht entgangen. An die Möglichkeit eines Zwanges aber habe ich nie gedacht. Mein Herz war frei, und Fräulein Rasmussen gefiel mir als hübsches und kluges Mädchen nicht weniger, als mir vielleicht auch irgend ein anderes hübsches und kluges Mädchen gefallen hätte. Als wir erst verlobt waren, rebete ich mir sogar ein, sie wirklich liebzuhaben, und ich hatte jedenfalls den rechtschaffenen Willen, sie so glücklich zu machen, als ich eben konnte. Ihre Kälte hielt ich für nichts anderes als für eine Besonderheit ihres Temperaments, und ich meinte, in der Ehe würde sich das schon verlieren.“

Er schien das alles mehr für sich selber als für den anderen zu sprechen, denn er blickte unverwandt vor sich hin, und die einzelnen Sätze kamen langsam, wie wenn er sie nach und nach aus der Tiefe seines Gedächtnisses heraufholen müsse.

Nun aber fiel ihm Rasmussen ins Wort. „Das alles mag mehr oder weniger richtig sein. Nur solltest du nicht vergessen, wie damals die Dinge für dich oder für deinen Vater lagen. Klein-Ellbach war bis übers Dach mit Hypotheken belastet, und in Wahrheit war kaum noch ein Halm auf dem Felde euer Eigentum. Mein Vater hätte nur seine Hand auszustrecken brauchen, um zu nehmen, was ihm längst gehörte.“

Bardeleben nickte. „Das könnte stimmen. Aber was soll es beweisen?“

„Es soll beweisen, daß du sehr triftige Gründe hattest, dem Fräulein Rasmussen vor irgend einem anderen hübschen und klugen Mädchen den Vorzug zu geben. Es soll beweisen, daß die Heirat von deiner Seite oder von seiten deines Vaters nichts weiter war als eine gewöhnliche Spekulation.“

„Von seiten meines Vaters — vielleicht. Aber ich

sehe keinen Anlaß, ihn oder mich noch weiter vor dir zu rechtfertigen. Wir sind es doch jedenfalls nicht gewesen, die einen Zwang auf die Tochter des Herrn Kommerzienrats geübt haben.“

„Nein. Und es war wohl auch kein Zwang im brutalen Sinne des Wortes. Meine Tante war eine so kluge Frau, daß sie um die geeigneten Mittel, ein unerfahrenes Mädchen willfährig zu machen, kaum in Verlegenheit sein konnte. Meines sonst so vortrefflichen Vaters Schwäche aber war seine Eitelkeit. Er hatte sich's in den Kopf gesetzt, seiner Tochter einen Gatten aus dem alten Adel zu geben, wie er aus mir durchaus einen Offizier machen mußte. Hier waren die Grenzen seiner väterlichen Liebe. Und darin, daß er schon damals schwer herzleidend war, daß jede Erregung ängstlich von ihm ferngehalten werden mußte, besaß er ein furchtbares Zwangsmittel, sowohl gegen Irma wie gegen mich.“

„Von solchen Vorgängen hinter den Kulissen habe ich nichts geahnt. Du wirst mir vielleicht glauben, daß ich sonst doch noch Stolz genug gehabt hätte, auf die vorteilhafte Partie zu verzichten. Aber mit all dem Gerede gehen wir um die Hauptsache herum. Die Hauptsache ist, daß Irma einen anderen geliebt haben soll. Wen?“

„Meinen Freund Ewald Hefmer.“

„Hefmer? Ich erinnere mich dunkel an einen Violinspieler dieses Namens. Aber der kann doch unmöglich —“

„Ja — der! Nur ein Violinspieler, wie du ihn nennst, aber der edelste, bedeutendste Mensch, den ich je gesehen — ein Mann, wertvoll genug, um Hunderte aufzuwiegen wie dich und mich.“

„Da ich meines Wissens dem Herrn nur ein einziges

Mal in meinem Leben begegnet bin, kann ich nicht widersprechen. Aber du nennst ihn deinen Freund, und du warst doch zur Zeit meiner Heirat noch ein unreifes Bürschchen von neunzehn oder zwanzig Jahren!“

„Was mich an Ewald Hefmer fesselte, war mehr als eine Freundschaft im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Als ich ihn in Berlin kennen lernte, litt ich unfählich unter dem Joch eines mir in tiefster Seele verhaßten Berufs. Ich hatte seit den Tagen meiner Kindheit davon geträumt, ein Künstler zu werden. Und ich flüchtete zu meiner Kunst in jeder Stunde, die ich dem Dienst abstehlen konnte. Da wurde Ewald Hefmer mein Lehrer und mein Führer. Was ich ihm verdankte, war tausendmal mehr, als ich jemals vorher oder nachher einem Menschen schuldig geworden bin. Einzig von meinem damaligen Einblick in die Seele dieses Großen nähre ich noch heute meinen Glauben an die Menschen. Als Irma nach Berlin kam, um dort eine Gesellschaftsaison zu verbringen, beeilte ich mich natürlich, sie mit Hefmer bekannt zu machen. Und da geschah, was ich mit der ganzen Inbrunst meiner Seele ersehnt hatte: ihre Herzen flogen sich wie zwei Feuerbrände entgegen.“

„Sehr schön! Und warum haben sie sich nicht geheiratet?“

„An eine Einwilligung meines Vaters war nicht zu denken. Als Irma nur eine zaghafte Andeutung wagte, gab es eine Szene, die uns für sein Leben das Schlimmste befürchten ließ. Da gaben sich Hefmer und meine Schwester das Versprechen, zu warten. Und mein armer Freund ging auf ein Jahr nach den Vereinigten Staaten. Als er wiederkam, war Irma trotz meiner verzweifelten Bitten und Vorstellungen

dem auf sie geübten Druck unterlegen und führte deinen Namen.“

„Ein richtiger Roman also! Nur eines ist mir dabei nicht ganz verständlich. Wenn dir so viel daran gelegen war, diese verhaßte Heirat zu hintertreiben, warum kamst du dann nicht zu mir, um mich aufzuklären? Ich denke, irgend ein Tag vor meiner Hochzeit wäre dazu viel besser gewählt gewesen als der heutige.“

„Man hatte mir von der Verlobung erst Mitteilung gemacht, als sie bereits zur vollendeten Tatsache geworden war, und ich mußte, wie gesagt, für das Leben meines Vaters fürchten, wenn sie gelöst worden wäre.“

„Ach so! — Aber der Roman ist noch nicht aus, und ich kann dir's ersparen, mir auch das letzte Kapitel zu erzählen. Dein Abgott Hekmer starb durch eigene Hand. Es muß so im dritten oder vierten Monat meiner Ehe gewesen sein — nicht wahr?“

Der Oberleutnant neigte den Kopf. „Irma hatte ihm in einem Briefe ihre Verheiratung mitgeteilt, und er hatte ihr nicht darauf geantwortet. Ein paar Wochen später lehrte er nach Deutschland zurück — wie mich ein zufälliges Zusammentreffen mit ihm erkennen ließ, ein innerlich gebrochener Mann. Er vermied es geflissentlich, meiner Schwester zu begegnen, bis ein unglückseliger Zufall gegen seinen und ihren Willen diese Begegnung dennoch herbeiführte. In einer Gesellschaft, zu der auch er geladen war, sahen sie sich wieder.“

„Ich sage dir ja, daß ich das Schlußkapitel kenne, denn ich habe es ahnungslos miterlebt. Es war in einer Soiree beim Regierungspräsidenten, wo ich zum ersten Male in meinem Leben den Namen Hekmer vernahm, und wo ich den Mann spielen hörte. Ich

erinnere mich noch recht gut, daß mir der Vortrag besser gefiel als der Vortragende, dessen düstere Allüren mir herzlich affektiert und abgeschmakt vorkamen. Es ist sogar möglich, daß ich damals etwas Derartiges auch gegen Irma geäußert habe. Zwei Tage später las ich dann in der Zeitung, er habe sich erschossen. Davon aber, daß sein Selbstmord in irgend einem Zusammenhange stehen könne mit meiner Frau, habe ich mir bis heute nichts träumen lassen.“

„Willst du den Brief lesen, den er mir in der Nacht vor seinem Tode geschrieben?“

Bardeleben machte eine ungestüm abwehrende Bewegung. „Was kümmert mich im Grunde diese ganze, überspannte Geschichte! Trage ich etwa die Verantwortung dafür, daß deine Schwester den Mann verriet? Bin ich schuld daran, daß er schwächlich genug war, um eines treulosen Weibes willen sein angeblich so kostbares Leben hinzuwerfen?“

Herbert Rasmussens Augen öffneten sich weit in grenzenlosem Erstaunen. „Ist das alles, was du darauf zu sagen hast? So ungeheuerlich ist die Brutalität deines Herzens, daß dir das Martyrium meiner unglücklichen Schwester nichts weiter bedeutet als eine überspannte Laune?“

Bardeleben erhob sich langsam und trat auf den Oberleutnant zu. „Daß wir uns ein für allemal recht verstehen, mein Herr Schwager: wenn hier von einem Ankläger und einem Angeklagten die Rede sein soll, so ist es wohl vor allem notwendig, daß wir die Rollen tauschen. Ich will nicht erörtern, ob es pietätvoll und brüderlich gehandelt war, mir über einem kaum geschlossenen Grabe diese Enthüllungen zu machen, denn das magst du mit deinem eigenen Gewissen abmachen. Eines aber will ich dir sagen, das

nämlich, daß ihr alle miteinander, dein Vater, deine Schwester und du — daß ihr eines schuldblosen Mannes und eines noch schulblosen Kindes Leben von Grund aus verborben habt, daß auf euer Haupt die Verantwortung fällt für all das Elend, all die Schmach und all die Gewissensqual, die eurer Lügensaar entsprossen ist.“

„Uns willst du Vorwürfe machen — du uns?“

„Ja — euch! Schande über dich, Oberleutnant Rasmussen, daß du mich zwingst, den Ankläger einer Toten zu machen! Aber du bist ja gekommen, um Wahrheit zu schaffen. Und Wahrheit sollst du haben. Nein, ich habe nichts von einem Zwange gewußt und nichts von der Liebchaft mit diesem Musikanten. Ich habe mein Weib vom Tage der Hochzeit an in Ehren gehalten, wie sich's geziemt, und ich bin ihr niemals zu nahe getreten, weder mit einem Wort noch mit einem Blick. Geduldig und hoffnungsvoll habe ich während der ersten Monate, die von Rechts wegen hätten die glücklichsten meines Lebens sein sollen, um ihre Liebe erworben. Bis dann der Tag gekommen ist, an dem ihre Gleichgültigkeit zur unverhohlenen Abneigung wurde, ihre Kälte zu offenkundigem Haß. Es ist möglich, daß dieser Tag derselbe war, an dem dieser Hefmer seinem Leben ein Ende machte — ich weiß es nicht mehr; aber es wird wohl ungefähr stimmen. Was mein Leben von da an gewesen ist, will ich keinem Todfeind wünschen — nicht einmal dir. Und wenn ich ihr heute verzeihe, was sie mir in unablässigem Bemühen angetan hat — eines kann ihr nur der da oben verzeihen, ihren Haß nämlich gegen das eigene Fleisch und Blut, gegen das Kind, das sie doch unter ihrem Herzen getragen.“

„Das ist nicht wahr!“ brauste Rasmussen auf.
„Das ist Verleumdung!“

„Ah, was kannst denn du davon wissen — du leichtgläubiger Phantast und ewig unfertiger Knabe! Ich sage dir, daß sie dies unglückselige Geschöpf gehaßt hat, weil es in ihren Augen nur mein Geschöpf war, nicht auch das ihre. Sie hat getan, was sie konnte, Dietlandes Kindheit zu vergiften, und weil ihr das nicht genug war, hat sie nicht geruht, bis es ihr gelungen war, auch mir das Herz dieses Kindes zu entfremden. Ihr Werk und das eure ist es, wenn ich heute ein einsamer Mann bin — ein Mann ohne Zukunft. Denn die Vergangenheit hat meine Zukunft aufgezehrt — ich habe nichts mehr zu erwarten.“

In dem bis dahin so eisernen Gesicht des Oberleutnants zuckte es. Es war, als ob ihn unter dem Sturm dieser Rede seine bisherige Sicherheit verlassen hätte. „Wenn dein Gewissen in Wahrheit so rein ist, Harro —“

Da fuhr der Baron noch einmal nach ihm herum, und das Weiße in seinen Augen war plötzlich mit Blut unterlaufen. „Und wenn es nicht rein ist, wenn auch das Schlimmste noch über mich hereinschlagen mußte, das einen Mann treffen kann — wer anders trägt die Schuld daran als sie und als du und als die ganze verdammte Sippe, die dies Lügenspiel angezettelt?“

„Ich verstehe dich nicht mehr. Was soll denn das heißen?“

„Ah, was kümmert es mich, ob du's verstehst oder nicht! Genug und übergenug an dem Atem, den ich bereits an dich verschwendet habe! Ob du mich jetzt noch für einen Komödianten hältst oder meinetwegen für einen Mörder — mir gilt es gleich. Dein Weg und mein Weg — sie sind sich heute zum letzten Male begegnet.“

„Das heißt: es ist dein Wunsch, daß unsere Beziehungen auch äußerlich gelöst werden?“

„Ja — ja — ja! Ich will nichts mehr mit dir zu schaffen haben. Ich habe einen Ekel und ein Grauen vor allem, was den Namen Rasmussen trägt.“

„Du wirst nie mehr gezwungen sein, einen, der den Namen Rasmussen trägt, unter deinem Dache zu sehen. — Gute Nacht!“

Noch eine Minute lang wurde das Aufstoßen seines Stodes vernehmlich, dann war es um Harro v. Bardeleben ganz still, und er fühlte wie eine zermalmende Last das Schweigen des Todes, das über dem Klein-Ellbacher Herrenhause lag.

Zwölftes Kapitel.

Der Winter hatte seine rauhe Herrscherhand ausgereckt über das schlesische Land. Felder und Wiesen schlummerten unter dicker weißer Schneedecke, auf den Landstraßen klingelten die Schlitten, und die sonst so düsteren Tannenwälder standen fast an jedem jungen Morgen in der festlich glitzernden Pracht des kristallinen Raufrostes. Auch das Klein-Ellbacher Herrenhaus sah wie verwandelt aus mit seinen verschneiten Steildächern und Turmspitzen. Die hellen Farben hatten ihm seinen schwermütigen Charakter genommen, und wenn die Sonne am mattblauen Winterhimmel stand, tauchte es für den durch die lange Parkallee Daherkommenden schier wie ein Märchenschloß zwischen den hohen, kahlen Baumwipfeln auf.

An einem sonnigen Januarmorgen saßen Jadwiga, Margarete und Dietlinde in dem Frühstückszimmer, das seit dem Tode der Gutsherrin fast ausschließlich als Wohnraum benützt wurde. Die junge Erzieherin

und ihr Zögling waren mitten in eifriger Arbeit. Hell und ohne alle Schüchternheit klang die Kinderstimme durch das Gemach, sich rasch und willig verbessernd, wenn freundliche Winke der Lehrerin auf einen Fehler in der eifrig betriebenen französischen Übersetzung aufmerksam machten. Jadwiga v. Ostrowski hatte sich im Schaukelstuhl ausgestreckt und blätterte mit allen Anzeichen der Langeweile in einem Buche.

Nun warf sie mit einem Seufzer den Band auf das Fensterbrett. „Auf wann haben Sie den Schlitten für meine Ausfahrt mit Dietlinde bestellt, Fräulein Othmar?“ fragte sie in die Lektion hinein.

Sofort wandte sich ihr die Erzieherin zu. „Auf zehn Uhr, gnädiges Fräulein.“

„Mein Gott, das ist ja noch eine volle halbe Stunde. Ich denke, Sie hätten den Unterricht schon einmal etwas abkürzen können. — Du freust dich doch gewiß auf die erste Schlittenpartie in diesem Winter, kleine Dita?“

Das Kind sah auf. „Fährt Fräulein Margarete auch mit uns, Tante Jadwiga?“

„Wir hätten wohl kaum zu dreien Platz in dem kleinen Schlitten. Und das ist doch auch eigentlich keine Antwort auf meine Frage.“

„Ja, ich freue mich, Tante, aber —“

„Nun?“

„Aber es ginge vielleicht doch, daß Fräulein Margarete mitkommt. Ich will mich gerne ganz klein machen, und der Schlitten ist gewiß groß genug.“

„Du hörst, daß es nicht geht, und meine Gesellschaft wird dir hoffentlich genügen. — Lassen Sie sich jetzt, bitte, nicht weiter stören, Fräulein!“

Die Aufforderung hatte einen hochmütigen, fühlbar ungnädigen Klang gehabt, und die Wangen der

Erzieherin hatten sich etwas höher gefärbt. Aber ihre Stimme war liebenswürdig und freundlich wie zuvor, als sie fragte: „Weißt du noch, wo wir stehen geblieben sind, Dita?“

Der Finger der Kleinen fuhr suchend über das aufgeschlagene Buch. Doch sie hatte kaum wieder zu lesen begonnen, als es eine neue Unterbrechung gab. Die Tür tat sich auf, und Bardeleben trat im Reitanzuge über die Schwelle. Sein Gesicht sah schmaler aus als an dem Tage, da Margarete Othmar ihm auf dem Schlesiſchen Bahnhof in Berlin zum ersten Male begegnet war, und es trug ein Gepräge tiefen Ernstes.

Er küßte seiner Base die Hand und grüßte aus der Ferne zu den beiden anderen hinüber. „Ich komme, um mich bis zum Abend zu beurlauben, Jadwiga,“ sagte er. „Ich muß nach dem Vorwerk Schmittsdorf hinüber. Es scheint, daß eine ansteckende Krankheit unter den Röhren ausgebrochen ist. Und der Verwalter Brendel drüben ist ein ausgemachter Esel.“

„Nach Schmittsdorf? Da könntest du mich eigentlich mitnehmen, Harro. Ich bin seit meinem letzten Besuch auf Klein-Ellbach nicht mehr dagewesen. Ich hätte mir gern die Molkerei angesehen, die Irma damals dort anlegen wollte.“

„Es lohnt sich in der Tat, denn sie ist musterhaft. Und wenn dir bei den schlechten Wegen der Ritt nicht zu anstrengend ist —“

„Wann wäre mir jemals ein Ritt zu anstrengend gewesen! Ich fürchte nur, daß meine Gesellschaft dir lästig fallen könnte.“

„Welche Vermutung, Jadwiga! Ist dir's recht, daß ich den neuen Fuchs für dich satteln lasse? Er geht jetzt ganz sicher.“

„Ich brauche höchstens eine halbe Stunde, mich umzukleiden. Aber da fällt mir ein, daß ich Dietlinde eine Schlittensfahrt versprochen hatte. Nun, ich denke, sie wird nicht böse sein, wenn Fräulein Othmar statt meiner das Versprechen einlöst. Machen Sie also sich und die Kleine für die Ausfahrt fertig, Fräulein. — In einer halben Stunde, Harro.“

Sie verließ das Zimmer, und auch Margarete schickte sich an, dem ihr erteilten Auftrag Folge zu leisten. Da, als sie schon die Hand des Kindes erfaßt hatte, hielt Bardelebens Anrede sie zurück.

„Soweit es sich um Dietlindes Toilette handelt, kann das wohl auch von Josepha besorgt werden. — Geh und laß dich von ihr ankleiden, Kind! Ich hätte gern noch ein paar Worte mit Fräulein Othmar gesprochen.“

„Ja, Papa.“

Die Kleine machte ein paar Schritte nach der Tür hin. Da begegnete sie einem Blick Margaretes, und nach kurzem Zaudern kehrte sie um, um auf Bardeleben zuzugehen.

Eine schmale, winzige Hand streckte sich ihm schüchtern entgegen. „Adieu, Papa!“

Er sah wie in Überraschung auf das Kind herab, dann beugte er sich nieder und küßte es auf die Stirn. „Adieu, mein Liebling — und Glück auf die Fahrt!“

Als sich die Tür hinter der Kleinen geschlossen hatte, näherte er sich dem jungen Mädchen. „Schon seit gestern gehe ich mit dem Vorsatz herum, Fräulein Othmar, Ihnen bei erster Gelegenheit zu danken. Und eigentlich bin ich nur deshalb hierher gekommen.“

„Mir zu danken, Herr Baron? Wofür denn?“

„Dafür, daß ich mein Kind gestern habe lachen hören, so hell und fröhlich lachen, wie ich's nie für

möglich gehalten hätte. Ich stand am Bibliothekfenster, als Sie und Dietlinde sich mit Schneebällen warfen. Wenn ich ein Königreich zu verschenken gehabt hätte — ich glaube, in jenem Augenblick hätte ich's Ihnen geschenkt.“

„Da hätten Belohnung und Verdienst wohl nicht ganz im rechten Verhältnis gestanden. Ein Kind zum Lachen zu bringen, indem man sich ebenfalls zum Rinde macht, ist keine große Kunst.“

„Wenn es keine große Kunst ist, muß ich mich um so mehr darüber wundern, daß noch keine Ihrer Vorgängerinnen sich darauf verstand. Ich war bis gestern fest überzeugt, daß Dietlinde überhaupt nicht lachen könne, wie andere Kinder lachen.“

„Das hing wohl mit ihrem körperlichen Zustande zusammen. Josepha sagt, es sei ihr kaum jemals so gut gegangen wie jetzt.“

„Natürlich bin ich auch dafür in Ihrer Schuld.“

„Für die Besserung in Dietlindes Befinden? Das kann kaum Ihr Ernst sein, Herr Baron.“

„Und warum nicht? Haben Sie nicht das noch größere Wunder verrichtet, der Kleinen ihre Scheu vor mir wenigstens bis zu einem gewissen Grade abzugewöhnen? Ich habe recht wohl bemerkt, daß es auf einen Wink von Ihnen geschah, als sie mir vorhin die Hand gab. Auch wenn es nur Dressur sein sollte, weiß ich Ihnen Dank dafür.“

Margaretas Gesicht wurde ernst. „Ich bitte um Verzeihung, Herr v. Bardeleben, aber das Wort höre ich nicht gern. Sie haben mich, wie ich denke, nicht engagiert, um Ihr Töchterchen zu dressieren.“

„Habe ich Sie getränkt? Das war meine Absicht nicht. Niemand auf der Welt möchte ich so ungern weh tun wie gerade Ihnen. Aber in bezug auf Diet-

lindes Gefühle für mich bin ich etwas mißtrauisch. Ich kann die Stunde nicht vergessen, da mein bloßer Anblick hinreichte, sie in Verzweiflung zu versetzen.“

„Damals war sie krank und aufgereggt. Sie dürfen dem Kinde das nicht nachtragen.“

„Ich denke nicht daran. Es kommt mir nur immer wieder in den Sinn, wenn ich sie vor mir sehe. Und etwas von dem, was damals so leidenschaftlich zum Ausbruch kam, lese ich noch immer in ihren Augen.“

Die Erzieherin schwieg, und Bardelebens Brauen zogen sich finster zusammen.

„Nun — warum widersprechen Sie mir nicht? Sie, die Sie das Gemüt dieses Kindes doch jedenfalls besser kennen als sonst jemand hier im Hause? Weil Sie eine zu aufrichtige Natur sind, um mich aus Liebenswürdigkeit täuschen zu wollen — nicht wahr? Es wäre mir auch leid gewesen, wenn Sie's getan hätten, denn es würde schlecht zu der Vorstellung passen, die ich von Ihnen habe. Nur sollten Sie in der Ehrlichkeit noch einen Schritt weiter gehen und sollten mir offen sagen, worauf sich Dietlindes Angst vor mir oder ihre Abneigung gegen mich eigentlich gründen.“

„Von einer Abneigung weiß ich nichts, und wenn die Kleine wirklich eine gewisse Scheu vor Ihnen empfindet, so könnten Sie sie gewiß leicht genug überwinden, wenn Sie es ernstlich wollten.“

„Bin ich nicht immer freundlich gegen das Kind? Haben Sie jemals bemerkt, daß ich es rauh und abstoßend behandle?“

„Nein. Aber bei einem so empfindsamen Wesen ist das vielleicht nicht genug. Dietlinde besitzt noch mehr als andere Kinder die Gabe, in den Gesichtern der Menschen zu lesen. Und —“

„Und in dem meinigen steht nichts geschrieben, das ein anderes menschliches Wesen mit besonderer Zuneigung erfüllen könnte,“ kam Bardeleben ihrer stockenden Rede zu Hilfe. „Das wollten Sie doch ungefähr sagen, Fräulein Othmar?“

„Nicht ganz so. Aber ich kann mich da wohl kaum verständlich machen, ohne die mir gezogenen Schranken zu überschreiten.“

„Sie brauchen in dieser Hinsicht so ängstlich nicht zu sein. Aber ich will Ihnen die Verlegenheit ersparen. Was Sie meinen, verstehe ich ganz gut. Und Sie werden wohl recht haben. Aber da bin ich an den Grenzen meines Vermögens. Ich kann nicht Gesichter schneiden und den aufgeräumten Gesellschaften spielen, um meiner Umgebung zu gefallen. Um diesen Preis also werde ich mir Dietlindes Zutrauen ebensowenig erkaufen können wie etwa das Ihre, Fräulein Othmar.“

Sie antwortete ihm nicht. Nach einer kleinen Pause sagte sie dann: „Gestatten Sie, Herr Baron, daß ich jetzt nach der Kleinen sehe?“

„Bitte!“

Aber er starrte noch geraume Zeit auf die Tür, durch die sie sich entfernt hatte. Und als er sich dann erinnerte, daß er ja noch den Fuchs für Jadwiga satteln lassen müsse, verließ er das Zimmer mit jener trozigen Miene, die für seine Untergebenen seit Wochen ein Grund war, ihm nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen.

Auf Dietlindes Bitte hatte der Kutscher den Befehl erhalten, nach dem Badensee zu fahren, für den sie eine seltsame, offenbar mit gewissen bangen Schauern gemischte Vorliebe hatte. Sobald er erreicht war, hingen ihre Augen wie gebannt an der düsteren, fast

schwarzen Wasserfläche, auf der sich trotz des scharfen Frostes nur ganz vereinzelt Spuren beginnender Eisbildung zeigten.

„Glauben Sie, daß er in diesem Jahr zufrieren wird, Fräulein Margarete?“

„Ich weiß es nicht, Dita. Ich habe ja noch keinen Winter hier verlebt. Aber Josepha sagt, es geschähe nur sehr selten.“

„Einmal aber ist er doch zugefroren — damals, als Josephas Bräutigam darin ertrank. Josepha sagt, als man ihn herauszog, habe er so zufrieden und glücklich ausgesehen wie nie in seinem Leben. Ich glaube, unter dem Eis ist es sehr schön — so schön wie in dem Zauberschloß, von dem Josepha mir früher immer erzählte.“

„Nein, Dita, unter dem Eise ist es schwarz und schauerlich. Es ist schrecklich, auf solche Art zu sterben.“

„Wie hätte er aber glücklich und zufrieden aussehen können, wenn es schwarz und schrecklich gewesen wäre, Fräulein Margarete! Ich weiß, daß es wunderschön sein muß — ich weiß es ganz gewiß.“

Der Weg, der in zahlreichen Windungen dem Seeufer folgte, war nicht sehr gut, und der leichte Schlitten schleuderte an den Kurven oft so stark, daß das junge Mädchen den Arm vorsorglich schützend um die Kleine legte. Eben wollte sie den Kutscher auffordern, wieder in den Wald abzubiegen, als der Mann das Gefährt mit scharfem Zügelruck zum Stehen brachte.

„An dem Geschirr ist etwas nicht in Ordnung,“ sagte er. „Ich muß absteigen.“

In dem Augenblick, als er sich bückte, um die verwickelten Riemen zu lösen, flog dicht vor ihnen laut krächzend eine Dohle über den Weg. Das Pferd scheute, und da es den Zügel nicht fühlte, machte es

erst einen Sprung zur Seite, um dann in wilder Flucht auszugreifen. Zwar hatte der Kutscher rasch nach dem Lenkfeil gegriffen, aber es war ihm nicht gelungen, es zu erfassen, und bei der Verfolgung des durchgehenden Gespanns blieb er in dem dicken Pelz, der seine Bewegungen behinderte, mit jeder Sekunde weiter hinter dem Schlitten zurück.

Auf der Landstraße wäre die Situation für die Insassinnen des leichten Fahrzeugs wohl nicht zu bedenklich gewesen, hier aber drohte ihnen in jedem Augenblick die Gefahr, daß das zügellose Pferd geradeswegs in den See hineinlief, dessen steiler Uferhang an den meisten Stellen eine beträchtliche Höhe hatte. Margarete hatte diese Gefahr sofort erkannt, und sie hatte ihre Geistesgegenwart nicht verloren. So schnell es geschehen konnte, befreite sie Dietlinde und sich aus den Decken und Fußsäcken, mit denen sie sich gegen die Kälte geschützt hatten. Dann, als sie ihre Glieder frei fühlte, schlang sie ihren Arm um das zitternde Kind, drückte es fest an sich und sprang mit ihm mitten in eine mächtige Schneewehe hinein, die der Wind an einer Wegbiegung aufgehäuft hatte.

Es war nicht anders, als wäre sie in einen hochgetürmten Haufen weicher Federn gefallen. Der nachgebende Schnee hatte sie und ihren Schübling vollständig eingehüllt, sie fühlte ihn im Nacken, in den Augen, in den Ohren, und es kostete sie Mühe, sich aus dem Haufen wieder herauszuarbeiten. Aber sie war unverfehrt geblieben, und sie durfte sicher sein, daß auch Dietlinde, die sie im Fallen durch ihren eigenen Körper geschützt hatte, ohne Verletzung davongekommen war.

Daß sie sehr wohl daran getan hatte, den Sprung zu wagen, und daß es keine Minute zu früh geschehen

war, bewies ihr der hundert Schritte weiter auf der Seite liegende und allem Anschein nach erheblich beschädigte Schlitten und das sich am Boden wälzende Pferd, dessen ungestüme Versuche, wieder auf die Beine zu kommen, durch das Riemenzeug vereitelt wurden. Wahrscheinlich hatte sich eine der Schlittenkufen hinter einem Felsstück oder einem Baumstumpf verfangen, und der heftige Ruck des plötzlich festgehaltenen Fahrzeugs hatte das Tier zu Fall gebracht.

Atemlos kam jetzt der Rutscher heran. Margarete beeilte sich, ihn zu beruhigen.

„Der kleinen Baronesse und mir ist nichts geschehen,“ rief sie ihm zu. „Sorgen Sie nur für das Pferd!“

Dietlinde hatte keinen Laut von sich gegeben, sondern sich nur mit allen Kräften an die junge Beschützerin geklammert, und es schien, als ob sie sich noch immer nicht entschliefen könne, die Arme von dem Körper Margaretes zu lösen. Sie war gleich der Erzieherin von oben bis unten mit Schnee bedeckt, und ohne auf den Zustand ihrer eigenen Toilette zu achten, bemühte sich Margarete, die Kleine notdürftig zu säubern, und trug sie dann zu der Stelle, wo der Rutscher inzwischen das heftig zitternde Pferd glücklich auf die Füße gebracht hatte. Auch den Schlitten hatte er aufzurichten vermocht, aber seine niedergeschlagene Miene bewies, daß er den Zwischenfall damit noch nicht als abgetan ansah.

„In dem Schlitten bring' ich Sie nicht nach dem Schlosse zurück, Fräulein,“ sagte er. „Die eine Kufe ist gebrochen, und das Geschirr ist beinahe ganz hin. Was soll ich bloß anfangen?“

Margarete war bestürzt, denn sie fürchtete für die Gesundheit des vor Frost zitternden Kindes. „Wie weit ist's bis zum nächsten Hause?“ fragte sie.

„Du Fuß ist's bis an die ersten Häuser von Reinswaldau immer noch eine gute halbe Stunde, Fräulein. Das Fischerhäuschen liegt ja auf halbem Weg. Aber da drinnen ist jetzt kein Mensch.“

„Kommt nicht ein Automobil? Glauben Sie, daß es hier in der Nähe vorüberfahren wird?“

Der Kutscher hatte aufgehört. „Das kann nur das Auto vom Herrn Oberleutnant sein,“ meinte er. „Wenn ich bis an den Durchschlag laufe, fang' ich's noch ab.“

Er wartete nicht erst auf eine Ermächtigung, sondern rannte in der Richtung davon, aus der das Geräusch des Kraftwagens vernehmlich geworden war. Margarete streifte dem Kinde das durchnäßte Mäntelchen ab und wickelte es in eine der Decken.

Sie war eben damit fertig geworden, als sie den Kutscher in Begleitung eines Herrn daherkommen sah, der sich auf einen Stock stützte, und dessen Gebrechen bei der Hast, mit der er vorwärts strebte, ziemlich augenfällig zutage trat. Sie erkannte in ihm sofort den Oberleutnant Rasmussen wieder, den sie ja bei der Beisehung gesehen hatte.

Aber auch Dietlinde hatte ihn erkannt, und sein Anblick mußte sie mit der größten Freude erfüllen, denn sie suchte sich ungestüm aus der hindernden Decke zu befreien, um ihm entgegenzueilen. „Onkel Herbert!“ rief sie. „Oh, Onkel Herbert!“

Schrecken wie Kältegefühl waren mit einem Male ganz und gar vergessen.

„Dita! Meine liebe, kleine Dita!“ grüßte auch er schon von weitem. „Auf solche Art also muß der Zufall uns endlich zusammenführen! — Sie hat doch keinen Schaden erlitten, Fräulein?“

Die Frage war rasch und besorgt an die noch

immer ganz mit Schnee bestäubte Margarete gerichtet, die er in seiner Aufregung noch nicht einmal begrüßt hatte. Er sah sie auch gar nicht an, sondern beschäftigte sich, nachdem sie ihm eine kurze, beruhigende Antwort gegeben, nur mit dem Kinde, das unter Lachen und Weinen beide Armchen um seinen Hals geschlungen und das Gesicht zärtlich an seine Wange geschmiegt hatte.

Es war eine Wiedersehensfreude, deren geradezu stürmischer Charakter Margarete in lebhaftes Erstaunen versetzte, denn wenn auch Dietlinde in den Tagen ihrer Krankheit häufig nach dem Onkel gefragt hatte und sehr traurig darüber gewesen war, daß er nicht kam, hatte sie doch seinen Namen nicht mehr genannt, seitdem ihr Jadwiga einmal gesagt hatte, der Onkel sei wieder abgereist.

Die freudige Rührung des Mannes schien kaum geringer. Er fand die herzlichsten, liebevollsten Worte und wurde nicht müde, die Wangen der Kleinen zu streicheln. Ohne der Erzieherin sein Gesicht zuzuwenden, sagte er endlich in ziemlich bestimmt und gebieterisch klingendem Tone: „Die Kleine muß selbstverständlich so schnell als möglich in ein warmes Bett. Mein Auto hält nur ein paar hundert Schritte von hier, und wir können mein Haus in zehn Minuten erreicht haben. Bis nach Klein-Ellbach würden wir mehr als die vierfache Zeit brauchen, denn ich kam mit dem Automobil nicht durch den Wald und müßte einen großen Umweg machen. Ich nehme an, daß Sie gegen meinen Vorschlag nichts einzuwenden haben, und daß Sie Dietlinde begleiten.“

„Gewiß, Herr Oberleutnant. Auch ich bin der Meinung, daß die Sorge für Dietlindes Gesundheit jetzt allen anderen Rücksichten vorangehen muß.“

Sie hatte es mit ruhiger Freundlichkeit gesagt, und ohne sich durch die Formlosigkeit seines bisherigen Benehmens verlezt zu zeigen. In ihrer Ausdrucksweise aber oder auch vielleicht nur in dem Klang ihrer Stimme mußte etwas gewesen sein, das Herbert Rasmussen überraschte. Zum ersten Male sah er ihr voll ins Gesicht, und in demselben Augenblick auch lüftete er mit höflicher Verneigung seinen Hut.

„Ich brauche mich, wie ich Ihren Worten entnehme, nicht mehr vorzustellen. Aber wenn ich mir die Frage gestatten dürfte, mein Fräulein, mit wem ich —“

„Ich heiße Othmar und bin Dietlindes Erzieherin. Wir wollen nun keine Zeit mehr verlieren — nicht wahr?“

Rasmussen hob die Kleine auf seinen linken Arm und schritt der Stelle zu, wo sein Kraftwagen halt gemacht hatte, weil der eigentliche Uferweg für ihn kaum passierbar war. Mit wachsender Verlegenheit mußte Margarete, die ihm folgte, das Geplauder des plötzlich ganz verwandelten Kindes anhören.

„Hast du denn Fräulein Margarete noch gar nicht gekannt, Onkel Herbert?“ fragte sie. „Oh, sie ist so gut! Und ich habe sie noch lieber als Josepha — viel, viel lieber! Und ich würde jetzt ganz gewiß tot sein, wenn sie nicht mit mir aus dem Schlitten gesprungen wäre. Aber du mußt sorgen, Onkel Herbert, daß sie auch gleich in ein warmes Bett kommt. Sie ist ja auch in den tiefen Schnee gefallen und gewiß noch nasser als ich. Wenn du nicht so viel Betten hast, will ich lieber in keines, denn Fräulein Margarete soll nicht krank werden. Du mußt aufpassen, daß sie gesund bleibt.“

„Ich werde sicherlich alles tun, was in meinen

Kräften steht," versprach er, und Margarete hörte aus seiner Stimme, daß er lächelte. „So, da haben wir den Wagen. — Vorwärts, Siewert — mit der zweiten Geschwindigkeit! — Darf ich bitten, mein Fräulein! Ich setze mich zum Chauffeur.“

Dreizehntes Kapitel.

Eine halbe Stunde nach ihrer Ankunft in der Villa Rasmussen durften alle Beteiligten die beruhigende Gewißheit hegen, daß der Unfall so glimpflich abgelaufen war, als man sich's nur wünschen konnte. Dietlinde lag, bis zum Hals von weichen, durchwärmten Decken eingehüllt, auf einem Ruhebett im Salon, denn sie hatte durchaus nicht in ein richtiges Bett wollen, nachdem sie erkannt hatte, daß alle ihre Bitten Margarete nicht bewegen würden, es ihr nachzutun. Der durchnäßte Mantel der Erzieherin hing zum Trocknen in der Küche, und sie hatte nur weniger Minuten bedurft, um mit Hilfe der Wirtschafterin die Spuren des Geschehnisses aus ihrer Kleidung zu tilgen. Nur ihr feuchtes Haar gab noch Kunde davon; aber seine prächtige Fülle wurde dadurch, daß es sich enger an die Schläfen gelegt hatte, nur um so augenfälliger offenbar, und sie hatte gewiß niemals schöner ausgesehen als in ihrer begreiflichen Freude über den glücklichen Ausgang des bedenklichen Abenteuers.

Herbert Rasmussen war diskret verschwunden, nachdem er seine Schützlinge der Fürsorge seiner Wirtschafterin anvertraut hatte, und erst eine Viertelstunde später hatte er durch die alte Dame anfragen lassen, ob er sich persönlich überzeugen dürfe, daß alles Erforderliche für seine kleine Nichte geschehen sei. Vergnügt hatte ihn Dietlinde begrüßt, und sie würde

gewiß todunglücklich gewesen sein, wenn er Miene gemacht hätte, sie wieder zu verlassen.

Aber der Oberleutnant schien eine derartige Absicht gar nicht zu hegen. Gleich nach seinem Eintritt erschien ein Diener, der Tee für Dietlinde und ein Glas dunkelroten, würzig duftenden Glühweins für Margarete brachte. Als sie das starke Getränk dankend ablehnte, ließ er nicht nach, in sie zu bringen, bis sie endlich daran genippt hatte. Und sie wußte ihm nun im stillen doch Dank für das köstliche, belebende Wärmegefühl, das ihren Körper durchströmte.

Daß sie in die Annahme der Einladung gewilligt hatte, beunruhigte sie nicht im geringsten. Es hatte ihr natürlich nicht verborgen bleiben können, daß zwischen Klein-Ellbach und der Villa Rasmussen keinerlei Verkehr bestand, und gelegentliche Andeutungen Josephas hatten sie wohl auch das Vorhandensein eines tiefer gehenden Zerwürfnisses vermuten lassen; aber niemand hatte ihr verboten, eine Berührung Dietlindes mit dem Bruder ihrer Mutter zu verhindern. Selbst wenn es geschehen wäre, würde sie vermutlich ein derartiges Verbot unter den gegebenen Umständen unbedenklich übertreten haben. Für sie gab es keine heiligeren Pflichten als die gegen das ihrer Obhut anvertraute Kind.

Auch daß sie als junges Mädchen die Gastfreundschaft eines ihr völlig unbekanntem ledigen Mannes genoß, bereitete ihr keine Verlegenheit. Sie war ja nicht um ihrer selbst willen hierher gekommen, sondern nur in ihrer Eigenschaft als Dietlindes Hüterin. Sie hätte sich auch durch ihre Stellung hinlänglich gegen jede Mißdeutung geschützt gefühlt, wenn der Gedanke an die Möglichkeit solcher Mißdeutung überhaupt in ihr aufgestiegen wäre.

Während Rasmussen mit dem Kinde plauderte, saß sie an einem Fenster des mit erlesenem Geschmack, aber ohne die steife, prunkhafte Vornehmheit der Klein-Ellbacher Repräsentationsräume ausgestatteten Salons, nur mit halbem Ohr auf das Gespräch der beiden hörend, und ohne zu bemerken, daß der Blick des Oberleutnants immer wieder zu ihr herüberflog. Ohne sich Rechenschaft über die Ursache zu geben, empfand sie dies kleine Erlebnis als etwas sehr Schönes, als einen heiteren Sonnenblick inmitten der grauen Dusterheit eintöniger, bedrückender Tage. In dieser Umgebung konnte sie freier atmen als unter dem Dache des Klein-Ellbacher Schlosses. Hier fühlte sie nichts von den unheimlichen Schauern des Todes, die noch immer alle Räume des alten Herrenhauses zu erfüllen schienen.

Daß der Herr des Hauses sich mit ihr beschäftige, erwartete sie so wenig, als sie es wünschte, und sie fuhr fast erschrocken auf, als sie ihren Namen hörte.

„Ja, du darfst es mir glauben, Onkel Herbert,“ hatte Dietlinde gesagt, „Fräulein Margarete würde ebenso große Freude daran haben wie ich. — Ach, liebes, liebes Fräulein, bitten Sie den Onkel doch auch ein wenig, daß er es tut!“

„Um was sollte ich Herrn Rasmussen bitten?“

„Darum, daß er uns auf seiner Violine etwas vorspielt. Er kann es ja so schön — so wunderschön!“

So flehentlich klang der Appell der Kleinen, daß Margarete wirklich den Mut aufbrachte, zu sagen: „Möchten Sie Dita nicht die Freude machen, Herr Oberleutnant? Sie hat eine so schwärmerische Liebe für die Musik.“

Der Oberleutnant war sofort aufgestanden, als hätte er nur noch auf diese Unterstützung der kindlichen

Bitte gewartet. „Aber ich bin durchaus nicht der Meister, für den Sie mich nach Dietlindes wohlwollendem Urteil halten könnten, mein Fräulein!“ sagte er. „Sie werden mir also eine nachsichtige Richterin sein müssen.“

Auf Margaretens Lippen lag die Erwiderung, daß er ja nicht für sie spielen solle; aber sie ließ sie unausgesprochen, weil ihr eben etwas anderes durch den Sinn gegangen war. Wie im Klein-Ellbacher Schlosse seit dem Tode der Herrin keine Taste angeschlagen werden durfte, so mochte auch der trauernde Bruder der Verstorbenen ihre Aufforderung als eine Tattlosigkeit empfunden haben, über die er nur aus weltmännischer Höflichkeit durch freundliche Gewährung hinwegging. Der Gedanke schmerzte sie so, daß sie sich's nicht versagen konnte, ihm Ausdruck zu geben.

Als Rasmussen auf dem Wege zur Tür an ihr vorüberkam, sagte sie halblaut: „Vielleicht habe ich mich wegen einer Ungeschicklichkeit zu entschuldigen, Herr Oberleutnant. Sie sind in Trauer und —“

Aber er zerstreute mit einer verneinenden Gebärde ihre Besorgnisse. „Die Musik ist für mich etwas viel zu Hohes und Heiliges, mein Fräulein, als daß ich ihre Ausübung jemals als eine Pietätlosigkeit ansehen könnte. Gerade in den Stunden des tiefsten Schmerzes um die Dahingegangene nehme ich meine Zuflucht immer zu dem geliebten Instrument.“

Dietlinde hatte nicht verstehen können, was sie sprachen; aber sie mußte irgend ein zufällig aufgefangenes Wort nach ihrer Weise gedeutet haben, da sie mit ihrer hellen Stimme herüberrief: „Ja, Fräulein Margarete muß dazu auf dem Klavier spielen, wie die Mama es in Schlangenbad immer getan hat. Dann ist es noch viel großartiger.“

„Das hieße wohl, Ihrer Güte zu viel zumuten,“ sagte Rasmussen mit einem fragenden Blick auf das junge Mädchen. „Aber es wäre freilich recht hübsch, wenn Sie Dietlindes Wunsch erfüllten.“

Margarete hatte bei seiner vorigen Erwiderung daran denken müssen, wie oft auch sie nach des Vaters Tode ihren leidenschaftlichen Schmerz an dem nun längst verkauften Flügel hatte in Tönen ausströmen lassen, und sie hatte mit doppeltem Bedauern der Entsagung gedacht, die sie sich jetzt in Klein-Ellbach auferlegen mußte. Darum empfand sie die Aufforderung des Oberleutnants wie eine verführerische Lockung.

Ohne alle Ziererei erhob sie sich von ihrem Stuhl. „Ist das von Ihnen gewählte Stück nicht allzu schwierig,“ erwiderte sie, „so will ich es gern versuchen.“

Rasmussen öffnete die Tür zum Nebengemach und lud sie durch höfliche Verbeugung ein, vorauszugehen. Margarete sah, daß dies das Arbeitszimmer des jungen Hausherrn sein mußte. Aber es mutete sie nicht an wie das Arbeitszimmer eines Offiziers, denn es gab darin weder zu Dekorationsstücken zusammengestellte Waffen noch prahlerische Jagdtrophäen. Der größere Teil der Wände war durch hohe Büchergestelle verdeckt, und dazwischen hingen von Meisterhand gemalte Landschaften vorwiegend ernsten und melancholischen Charakters. An der Fensterwand aber stand ein geöffneter Flügel, vor dem Rasmussen jetzt den Klavierstuhl zurechtrückte.

„Bitte — da ist das Notenschränkchen,“ sagte er. „Vielleicht haben Sie die Güte, selbst zu wählen.“

Margarete blätterte in den Notenheften. Jetzt zum ersten Male fühlte sie etwas wie Beklommenheit, und in ihrem Herzen regte sich die Besorgnis, daß sie

sich hier doch vielleicht nicht so benehme, wie es ihrer untergeordneten Stellung zukam. Ohne lange zu suchen, legte sie ein Violinkonzert, das sie schon einmal bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung begleitet hatte, auf den Flügel.

Rasmussen warf einen Blick auf den Titel, und wie ein Ausdruck der Freude ging es über sein ernstes Gesicht. „Darf ich Ihnen verraten, daß gerade dies mein Lieblingsstück ist? Aber es stellt an den Begleiter fast noch höhere Ansprüche als an den Violinspieler, und ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie sich der Mühe unterziehen wollen.“

Er nahm die Geige aus dem Kasten, und schon, während er die Seiten prüfte, hörte Margarete, daß es ein Instrument von seltener Schönheit sein müsse. Mit dem ersten Ton, der ihr Ohr erreichte, war auch alle ihre Befangenheit wieder verschwunden, und als sie die Finger zum Vorspiel über die Tasten des wundervollen Flügels gleiten ließ, machte die Freude an der geliebten, lang entbehrten Kunstübung sie alles andere vergessen. Sie spielte so beseelt, als hätte es gegolten, ein hundertköpfiges Publikum zur Bewunderung hinzureißen; ihr Herz aber wurde weit von dem Entzücken über die hohe Kunst ihres Partners, der ohne allen Zweifel viel mehr war als ein begabter Dilettant.

Raum jemals wohl mochte für das bloße Ergötzen eines Kindes mit so viel Hingebung und heiliger Begeisterung musiziert worden sein, als es hier geschah, und als die umfangreiche Komposition trotz ihrer außerordentlichen Schwierigkeiten ohne die geringste Schwankung und ohne die leiseste Mißhelligkeit zwischen der Begleitung und dem dominierenden Instrument zu Ende geführt war, begegneten sich zwei wie in seliger Weltentrücktheit leuchtende Augenpaare.

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein,“ sagte Rasmussen mit merkwürdig bewegt klingender Stimme, „danke Ihnen von ganzem Herzen. Sie haben einem einsamen Manne eine glückselige halbe Stunde geschenkt.“

Margarete fühlte, daß ihr das Blut ins Gesicht stieg, und sie erhob sich rasch. Wohl hatte ihr das Dankeswort, das ihm offenbar aus dem tiefsten Herzen gekommen war, viel innigere Freude bereitet, als es durch irgend ein Kompliment über ihre Fertigkeit hätte geschehen können; aber diese Freude war gepaart mit einer Verwirrung, die sie nicht sogleich zu meistern vermochte.

Als habe er das wahrgenommen, wartete Rasmussen nicht auf eine Antwort, sondern trat an die offen gebliebene Verbindungstür, um einen Blick in den Salon zu werfen. „Ah, sehen Sie nur,“ sagte er lächelnd. „Ihre Begeisterung für die Musik hat meine kleine Nichte nicht gehindert, während unseres Vortrages einzuschlafen.“

Dietlinde war in der Tat entschlummert. Ihre Wangen aber waren rosig überhaucht, und auf dem feinen Kinder Gesicht, das jetzt viel hübscher schien als bei dem Einzug der jungen Erzieherin auf Klein-Elbach, lag ein glückliches Lächeln.

„Sie haben wohl auch nicht die Absicht, sie zu wecken,“ bat der Oberleutnant. „Auf solche Art wird sie sich am schnellsten von dem ausgestandenen Schrecken erholen.“

„Aber ich muß an die Heimfahrt denken, Herr Rasmussen. Man könnte sich sonst um die Kleine sorgen.“

„So gönnen Sie ihr wenigstens noch ein halbes Stündchen. Ich werde veranlassen, daß nach dieser Zeit mein Auto bereit steht.“

Er ging hinaus, um den erforderlichen Befehl zu erteilen. Margarete wollte in den Salon zurückkehren; aber als sie an dem Schreibtisch vorüberkam, fiel ihr Blick zufällig auf ein Buch, das sie unter Hunderten sofort erkannt haben würde. Es war das Hauptwerk ihres Vaters, eine Arbeit, bei deren Abfassung sie ihm viele Monate hindurch getreuliche Sekretärdienste geleistet hatte, und von deren Inhalt jedes Wort unauslöschlich in ihrem Gedächtnis haftete.

Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, es aufzuschlagen, und sie sah, daß die Ränder beinahe jeder Seite dicht mit Bemerkungen in einer sehr feinen und zierlichen Handschrift bedeckt waren. Ohne sich einer Indiskretion bewußt zu werden, las sie einige von ihnen, die nichts als der Ausdruck einer enthusiastischen Zustimmung waren, und so ganz war ihr Interesse durch den überraschenden Fund gefesselt, daß sie den Wiedereintritt des Hausherrn überhörte und sich seiner Anwesenheit erst bewußt wurde, als er dicht neben ihr stand.

Bestürzt wollte sie ihre Dreistigkeit entschuldigen, aber er kam ihr zuvor. „Wenn der Inhalt dieses Buches nicht etwas zu gewichtig wäre für die Ideenwelt einer jungen Dame, so würde ich es Ihnen gern zur Lektüre anbieten,“ sagte er. „Es gibt kaum eines, dem ich so viel verdanke wie ihm und das ich mit gleicher Inbrunst liebe.“

Margarete lächelte beglückt. „Sie wissen nicht, Herr Rasmussen, etwas wie Schönes Sie mir damit sagen. Auch ich liebe dies Buch wie sonst keines auf der Welt. Und ich habe wohl Ursache dazu, denn ich habe es ja werden und wachsen sehen. Der es geschrieben hat, war mein Vater.“

Der Oberleutnant machte eine Bewegung, als ob er in ungestümer Freude ihre Hände ergreifen wollte.

„Ist das möglich? Kann das wirklich so sein? Es

wäre ja mehr, als ich mir je zu wünschen gewagt hätte. Also Sie heißen Othmar? Verzeihen Sie, aber ich hatte vorhin Ihren Namen nicht ganz deutlich verstanden. Wie hätte mir auch solche Vermutung kommen können! Die Tochter eines Mannes gleich diesem in so —“

„In so untergeordneter Stellung — wollen Sie sagen,“ ergänzte Margarete ruhig, da er, erschrocken über sein Ungeschick, mitten in der Rede abbrach. „Es ist nichts Verwunderliches dabei, denn mein Vater hat sich niemals darauf verstanden, Reichtümer zu sammeln. Außerdem schäme ich mich meiner Tätigkeit nicht.“

„Rechnen Sie mir das dumme Wort nicht an — ich bitte Sie darum. Es wollte mir entchlüpfen, weil ich mit einer Tochter Friedrich Othmars eben nicht anders vorstellen konnte als auf den Höhen der Menschheit. Aber wie beneide ich Sie darum, daß Sie die Mitarbeiterin Ihres Vaters sein durften!“

„Seine Mitarbeiterin? O nein! So hoch reichte der Flug meiner Gedanken nicht. Ich war nur seine Sekretärin, weil er sich niemals daran gewöhnen konnte, bei seiner Arbeit fremde Gesichter um sich zu sehen. Es ist durchaus nicht mein Verdienst, wenn ich allerdings nach und nach gelernt habe, ihn zu verstehen.“

„Da Sie ihn nun aber verstehen, werden Sie auch begreiflich finden, was er mir geworden ist. Es ist noch nicht sehr lange her, daß ich das erste seiner Bücher zur Hand genommen habe. Ich hatte eines Tages das Mißgeschick, mit dem Pferde zu stürzen und mir Verletzungen zuzuziehen, die mich monatelang an das Bett fesselten. Wenn ich nicht vor Langeweile umkommen wollte, mußte ich mir die Zeit mit Lektüre zu vertreiben suchen. Ich las alles Erdenkliche durcheinander, und es war nichts als ein Zufall, der mich auch an Ihres Vaters Buch „Über die Freiheit des

menschlichen Willens' geraten ließ. Wie es auf mich wirkte, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Es war für mich nicht mehr und nicht weniger als eine Offenbarung. Ihm verdanke ich es, daß ich mich mit einem verpfuschten Dasein ausöhnen und mir auf neuer Grundlage ein besseres, reicheres Leben aufbauen lernte. Daß ich hier in Reinswaldau als Einsiedler hausen und geduldig abwarten kann, ob mir das Schicksal jemals die innerlich verwandte Menschenseele zuführen wird, deren ich zu meinem Glücke bedarf, ist einzig die Frucht meiner Beschäftigung mit den Werken Ihres Vaters.“

„Wie froh würde es ihn gemacht haben, das zu hören! Aber man muß sich freilich in Ihrer bevorzugten Lage befinden, Herr Rasmussen, um sein Leben so ganz nach dem eigenen Willen gestalten zu können.“

„Ich leugne nicht, daß ich mich aus diesem Grunde meiner materiellen Unabhängigkeit freue. Werden Sie mir auch jetzt noch zürnen, wenn ich wiederhole, daß ich Sie mir nur mit einer schmerzlichen Empfindung da drüben auf Klein-Ellbach in der Abhängigkeit von meinem Schwager und vielleicht gar von diesem Fräulein v. Ostrowski denken kann? Sie ist ja, wie ich höre, noch immer auf dem Schlosse und fängt bereits an, die Rolle der neuen Herrin zu spielen.“

Es war ein herber und feindseliger Klang in seinen letzten Worten gewesen, und Margarete fühlte ein Bedürfnis, die Abwesende zu verteidigen. „Ein so großes Hauswesen hätte wohl kaum die weibliche Leitung lang entbehren können, Herr Rasmussen. Fräulein v. Ostrowski bringt sicherlich ein Opfer, indem sie sich dieser Aufgabe unterzieht.“

„Ein Opfer? Ah, Sie sind keine Menschenkennerin, Fräulein Othmar, wenn Sie das im Ernst glauben

können. Ich bin mit der schönen Baronesse Jadwiga oft genug in Berührung gekommen und habe hinlänglich Gelegenheit gehabt, sie zu beobachten, um zu wissen, was ich von ihrer Opferwilligkeit zu halten habe. Es gibt kein selbstfüchtigeres und kein berechnenderes Geschöpf als sie. Wenn sie sich freiwillig in die langweilige Einsamkeit von Klein-Ellbach verbannt hat, so weiß sie auch sehr genau, warum sie es tut. Sie wird sich, wenn sie eines Tages ihren Zweck erreicht hat, doppelt und dreifach schadlos halten für alles, was sie jetzt entbehren muß.“

Margarete hatte ihn unterbrechen wollen, aber sie fand in ihrer peinlichen Verlegenheit nicht das rechte Wort. Vielleicht war ja das alles, was er da sagte, nur der Ausdruck ihrer eigenen Gedanken, aber daß sie nun auch einen anderen von den Plänen der schönen Baronesse und von ihrer nahen oder fernen Verwirklichung wie von etwas ganz Gewissem sprechen hörte, ging ihr wie ein Stich durch das Herz. Sie hätte vor sich selber kaum eine Erklärung gehabt für diesen fast körperlichen Schmerz; sie wußte nur, daß nichts Weiteres mehr über das Thema gesprochen werden dürfe, wenn ihr nicht der schöne und harmonische Eindruck dieser Stunde auf das grausamste vergällt werden sollte.

„Wäre es nun nicht doch Zeit, Dietlinde zu wecken?“ fragte sie.

Der Oberleutnant war feinfühlig genug, ihre Absicht zu verstehen. „Lassen Sie sie immerhin noch ein Viertelstündchen schlafen,“ bat er. „Ich hätte so gerne noch etwas über die Persönlichkeit Ihres Vaters erfahren, und wer weiß, wann sich mir wieder eine so günstige Gelegenheit dazu bietet wie eben jetzt.“

Da es für Margarete keinen lieberem Gesprächsstoff gab als die Person ihres Vaters, hatte sie bald

vergessen, was eben so häßlich wie ein widriger Mißton in ihrer Seele angeklungen war. Die von dem Oberleutnant erbetene Viertelstunde war schon längst überschritten, als der Stundenschlag der Raminuhr sie nachdrücklich an ihre Pflicht gemahnte, und nun konnte Rasmussen nicht wohl den Versuch machen, sie noch länger zu halten.

Och bevor er sie an das Lager Dietlindes treten ließ, sagte er: „Es wäre ein törichtes Unterfangen, wenn ich Ihnen mit landläufigen Phrasen danken wollte für das Glück dieser Stunde. Es ist mir einfach unmöglich, zu denken, daß sie niemals eine Wiederholung erfahren sollte. Sie wollen mich doch nicht dazu verurteilen, jede derartige Hoffnung aufzugeben?“

„Aber ich wüßte in der Tat nicht, Herr Rasmussen, was ich anderes tun könnte. Eine Situation wie die heutige dürfte doch wohl kaum zum zweiten Male eintreten.“

„Man wird Ihnen drüben in Klein-Ellbach selbstverständlich nicht gestatten, irgendwelche Beziehungen zu mir zu unterhalten. In dieser Hinsicht darf ich mir keine Illusionen machen, denn zwischen meinem Schwager Bardeleben und mir gähnen Abgründe. Aber sind Sie denn mit so unzerreißbaren Banden an das Klein-Ellbacher Herrenhaus gefesselt?“

„Ich verstehe nicht, wie das gemeint sein kann, Herr Oberleutnant, und ich denke, wir überlassen es am besten dem Zufall, ob diese Begegnung eine letzte gewesen sein soll oder nicht. — Dita — Liebling, ermuntere dich! Es ist Zeit, daß wir heimfahren.“

(Fortsetzung folgt.)





Jugendwehren.

Von W. Helmuth.

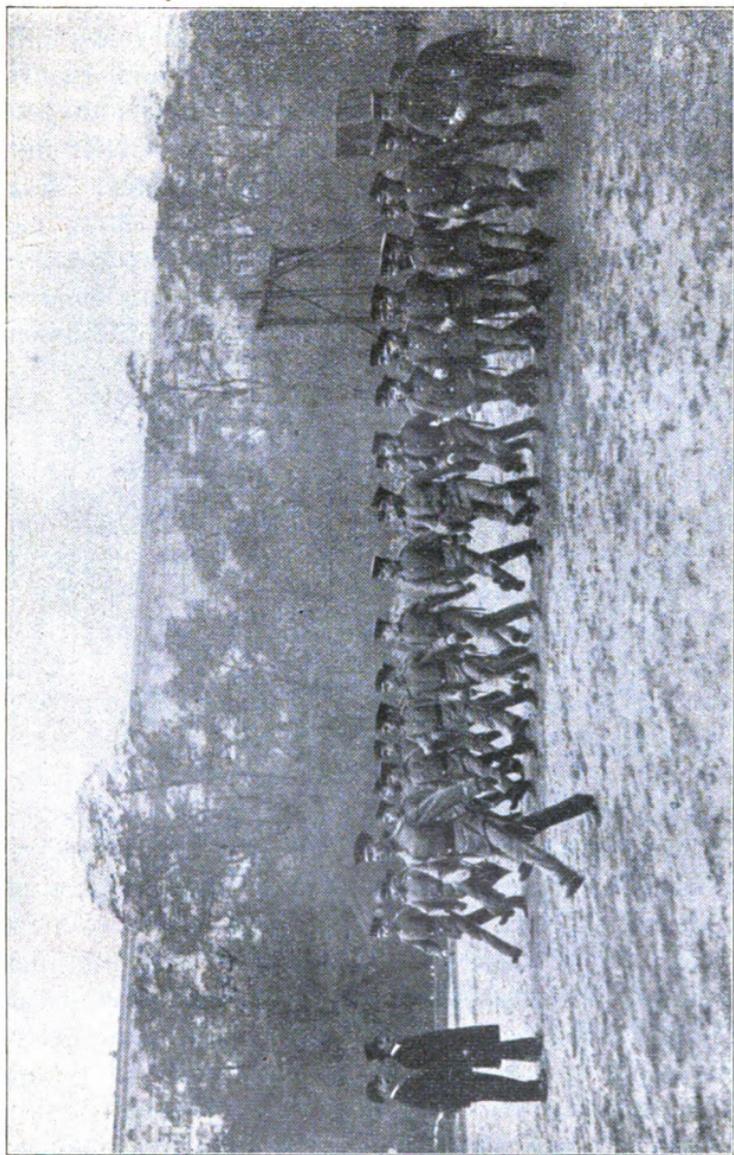
Mit 6 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Das wäre kein rechter Bub, dem nicht die Lust am Soldatenspiel im Blute steckte. Auf den Höfen der Millionenstadt wie auf der weltfernstem Dorfstraße, überall können wir ihnen begegnen, den kleinen Hosenmäßen mit dem stolzen Papierhelm auf dem Haupte und dem hölzernen Schlachtschwert an der Seite, wie sie in Reih und Glied nach dem Kommando eines mit angeborenen Feldherrntalenten begnadeten Kameraden dahermarschieren, tief durchdrungen von dem heiligen Ernst der freiwillig übernommenen militärischen Pflichten.

Die Freude am kriegerischen Spiel bleibt in dem heranwachsenden Knaben allezeit lebendig, sofern er eben ein frischer, an Leib und Seele gesunder Junge ist. Für den Kampf ist das männliche Geschlecht nun einmal geschaffen und von der Natur ausgerüstet, und wenn auf dem heutigen Kulturniveau für den gereiften Mann dieser Kampf zumeist andere Formen annimmt als die der bewaffneten Fehde, den natürlichen Instinkten des jugendlichen Alters muß das körperliche Niederringen eines Gegners doch immer als die einzige rechte Betätigung männlicher Kraft erscheinen.

So ist es seit Jahrtausenden gewesen, und so wird es bleiben bis in alle Ewigkeit. Das schöne Phantom



Parademarsch der Berliner Jugendwehr.

des nie gestörten Weltfriedens hat nichts Verlockendes für unsere Jungen. Ihre erste Bewunderung gilt nicht den Denkern, Dichtern und Staatsmännern der Geschichte, sie gilt den tapferen Kriegern und den großen Heerführern, die sich Länder und Völker mit der Schärfe des Schwertes untertan machten. Der Klang der Trommeln und Pfeifen ist die Musik, die allein ihre Herzen schneller schlagen läßt; für den Anblick einer Parade oder einer Felddienstübung verzichten sie mit Freuden auf den Genuß der erlesensten Kunstschätze, und der Besitz einer Waffe ist das Ziel ihrer heißesten Wünsche.

Nun kommt ja in allen modernen Staaten, die die allgemeine Wehrpflicht eingeführt haben, für jeden gesunden und waffenfähigen Jüngling einmal der Tag, da das mit so freudiger Begeisterung geübte Spiel zum Ernst wird, wo der stählerne Säbel an die Stelle des hölzernen tritt und das wirkliche Gewehr an die Stelle der harmlosen Bolzenbüchse. Da sollte für den zum echten Krieger gewordenen jungen Mann die Freude ja nun eigentlich erst recht beginnen und die angeborene Lust am Waffenhandwerk in der fröhlichsten Hingabe an die soldatischen Pflichten zum Ausdruck kommen. Bei einem erheblichen Teil unserer jungen Rekruten ist das ja auch sicherlich der Fall; aber man darf sich doch nicht darüber täuschen, daß es nicht gerade als die Regel angesehen werden kann, und die Erklärung dafür zu finden, ist nicht schwer. Da ist ein Wort, das für den frischgebakenen Soldaten gar üblen Klang hat, und das Wort heißt: der Drill. Auf dem Kasernenhofe, wo die ungeübten Muskeln beim Griffeüben und beim Stechschritt so bald ermüden, auf dem Turnplatz, wo die ungelentken Glieder scheinbar unmögliche Kunst- und Kraftleistungen vollbringen

sollen, verflüchtigt sich nur zu oft die Begeisterung, die noch am Musterungstage in so hellen Flammen aufloberte, und erst nach vollendeter Ausbildung erfährt in der Regel die Freude am soldatischen Leben ihre fröhliche Auferstehung.

Auch die bedingungslose Unterordnung unter einen



Jugendwehr eines Londoner Gymnasiums.

fremden Willen, der Begriff eines Gehorsams, für den es kein Zögern und kein Widerstreben gibt, ist für die meisten jungen Rekruten etwas zu Fremdes und zu Beängstigendes, als daß dieser scheinbare Verlust aller persönlichen Freiheit nicht zunächst eine gewisse Gemütsbedrückung zur Folge haben müßte, die sich bis zu wirklicher Verzweiflung steigern kann, wenn die

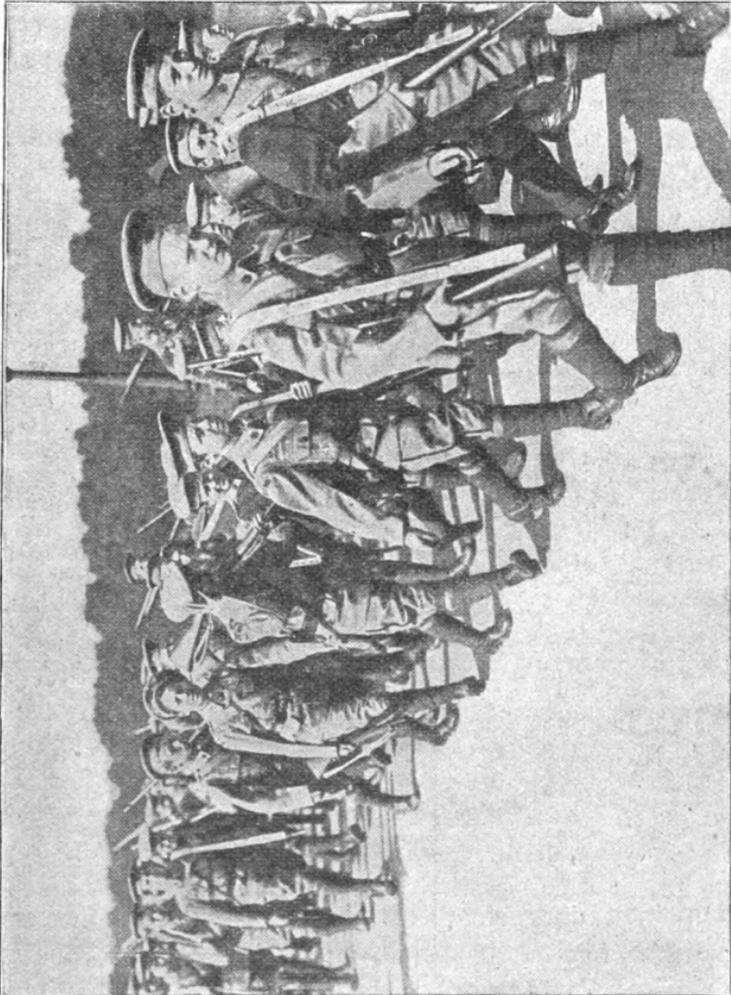
Intelligenz des jungen Mannes nicht ausreicht, ihn die Notwendigkeit der militärischen Disziplin und ihren Wert für den einzelnen wie für die Gesamtheit erkennen zu lassen.

Für die spätere soldatische Tüchtigkeit eines Mannes kommen ja — von beklagenswerten Ausnahmefällen abgesehen — die kleinen und großen Leiden seiner Rekrutenzeit kaum in Betracht. Wer aber, der es mit unserer Jugend gut meint, sollte nicht den lebhaften Wunsch hegen, ihr diese Leiden zu ersparen! Und aus diesem Wunsche heraus, nicht aus einer spielerischen Liebhaberei, ist der Gedanke der Jugendwehren entstanden, wie wir sie jetzt, wenn auch in sehr verschiedenartigen Formen und Organisationen, schon an so vielen Orten in fröhlichster Betätigung sehen.

Ein Spiel — gewiß, aber keine leere Spielerei! Zwanglos genug, um die jugendliche Begeisterung nicht durch eine übertriebene Bewertung des Drills zu ersticken, und doch genügend straff, um das Ganze nicht zu einer kindischen Maskerade ausarten zu lassen. Spielend soll der Knabe den Ernst des soldatischen Berufes kennen und würdigen lernen: die Steigerung seiner eigenen Leistungsfähigkeit durch die willige Einordnung in eine wohlorganisierte Gesamtheit soll ihm das Verständnis erschließen für den hohen Wert der Begriffe Manneszucht und Gehorsam, und die Pflege kameradschaftlichen Geistes soll sein Ehrgefühl stärken und beleben.

Wenn indessen diese höheren Gesichtspunkte maßgebend waren bei der von erfahrenen und einsichtsvollen Männern bewirkten Gründung der ersten Jugendwehren, so kam daneben doch selbstverständlich auch der Wunsch in Betracht, die körperliche Entwicklung der Knaben durch zweckmäßige und methodische

Übung zu fördern. Nach dem Alter und der physischen Leistungsfähigkeit in verschiedene Abteilungen gesondert,

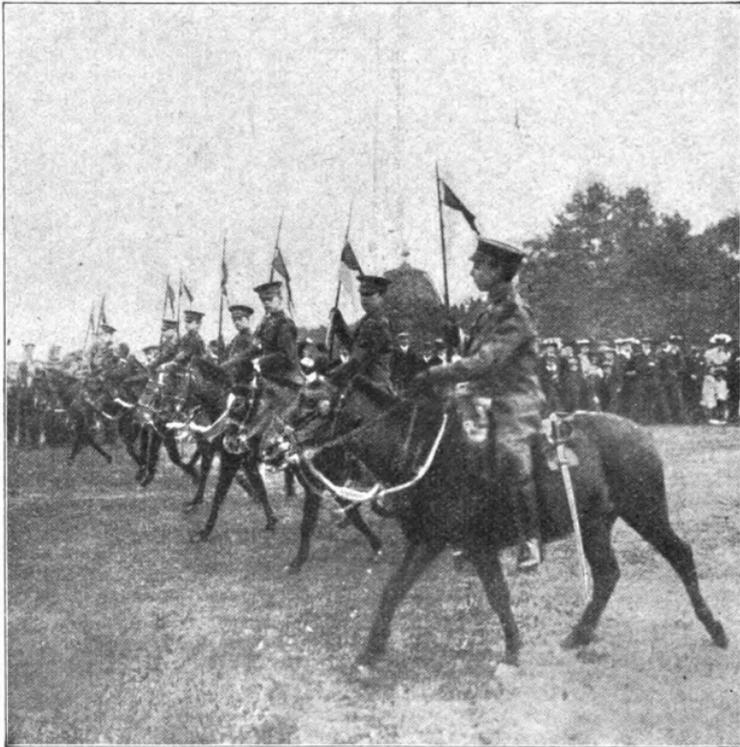


Das Jugendwehrrégiment der Londoner Depeschenboten.

erhalten die Knaben und Jünglinge im vollen Umfange diejenige militärische Ausbildung, die der Drill des Rekruten bezweckt.

Daß es verkehrt wäre, über dies Ziel noch hinaus-

zugehen und die Angehörigen einer Jugendwehr zu jugendlichen Strategen zu erziehen, bedarf nicht erst der Ausführung. Sie und da mag ja in dieser Hinsicht wohl ein wenig gesündigt worden sein; im all-



Berittene englische Jugendwehr.

gemeinen aber bietet die Tatsache, daß die Leitung beinahe überall in den Händen ehemaliger höherer Offiziere liegt, und daß aktive Offiziere durch öftere „Besichtigungen“ die Leistungen der Jugendwehren kontrollieren, hinlängliche Gewähr für eine sachgemäße und zweckdienliche Durchführung des schönen und er-spriechlichen Grundgedankens.

Die größte Kopfzahl hat wohl die von einem Major außer Dienst begründete und organisierte Berliner Jugendwehr aufzuweisen, die sich in ihren grauen Drilluniformen recht straff und soldatisch ausnimmt, deren ältere Angehörige sogar das Recht erhalten haben, ein Seitengewehr zu tragen, und die aus ihren Reihen ein Musikkorps von anerkannter Leistungsfähigkeit stellt. Sehr hochstehende Militärs haben wiederholt



Italienische Jugendwehr.

ihrer Befriedigung über das hier Erreichte Ausdruck gegeben, und von den jungen Leuten, die aus dieser Organisation in das Heer eintreten, wird sicherlich keiner seine Rekrutenmonate als eine Leidenszeit zu empfinden haben.

Auch in anderen deutschen Städten, wie neuerdings namentlich in München, ist man mit der Bildung von Jugendwehren vorgegangen, die begeisterten Zudrang von heranwachsenden Knaben gefunden haben und die mit ihren jugendlichen Soldaten durchweg die allerbesten Erfahrungen machen durften.

Am stärksten vielleicht aber ist die auf die Bildung solcher Organisationen gerichtete Bewegung in jüngster Zeit bei unseren Vettern jenseits des Kanals zur Erscheinung gekommen. Eine allgemeine Wehrpflicht gibt es bekanntlich in England nicht und wird von dem maßgebenden Teil der britischen Politiker für eine überflüssige Volksbelastung gehalten, weil man angesichts der vermeintlichen Unmöglichkeit einer feindlichen Invasion und der Unüberwindlichkeit der Flotte mit dem bestehenden Söldnerheere und einigen Freiwilligenregimentern auszukommen glaubt. Eine kleine Partei, an deren Spitze der berühmte Generalfeldmarschall Lord Roberts steht, ist freilich anderer Meinung, und namentlich der lebhaften Agitation des genannten Generals ist es zuzuschreiben, daß man allerorten in England damit begonnen hat, durch frühzeitigen soldatischen Drill eine waffentüchtige Generation heranzuziehen.

Daß dabei vorderhand noch recht viel Spielerisches mit unterläuft, ist allerdings nicht in Abrede zu stellen. Die Sache hat mehr den Charakter einer Modebewegung als den eines ernstesten und zielbewußten Strebens, was schon aus dem Umstande erhellt, daß man auch kleine Mädchen „soldatisch“ ausbildet, und daß sich junge Damen der vornehmen Gesellschaft zu einem uniformierten und berittenen Korps von Samariterinnen zusammengetan haben.

Unsere in England aufgenommenen Abbildungen

zeigen ein durchweg aus den Depeschenboten der City gebildetes „Jugendwehrregiment“, die Jugendwehr eines Londoner Gymnasiums auf einem Übungsmarsch im Hydepark und eine Kavallerieabteilung während der Besichtigung durch höhere englische Offi-



Chinesische Jugendwehr.

ziere. Natürlich sind die Knaben, die sich in kleidsamen Uniformen und voller Bewaffnung auf Ponys beritten machen konnten, ausschließlich Sprößlinge gesellschaftlich bevorzugter Familien, und von einem praktischen Wert derartiger karnevalistischer Experimente kann kaum die Rede sein.

Auch in Italien gibt es bereits verschiedene Jugend-

wehren, deren eine unser Photograph auf dem Marsch durch die Straßen von Turin im Bilde festgehalten hat. Der an der Spitze seines Trommlerkorps marschierende Tambourmajor ist von der Wichtigkeit seiner Charge jedenfalls tief durchdrungen, und wir wollen hoffen, daß der soldatische Ernst, der aus seinen Zügen spricht, charakteristisch ist für den Geist der ganzen Truppe.

Als eine heitere Überraschung wird es vermutlich auf die Mehrzahl unserer Leser wirken, daß der Gedanke, heranwachsende Knaben zu einer Jugendwehr zu vereinen, sogar schon im fernen China Wurzel gefaßt hat. Daß die jugendliche Truppe — im Bilde wenigstens — sehr soldatisch anmutet, läßt sich nicht gerade behaupten, und man würde eher an den Spaziergang einer Rinderschule denken, wenn nicht das Tambourkorps auf den militärischen Charakter des Marsches hindeutete.





Die Ärzte von Bergfelden.

Eine Kleinstadtgeschichte von Gustav Rogge.

(Nachdruck verboten.)

Sie haben mich rufen lassen, gnädige Frau?“
Bei aller Teilnahme klang die Stimme des jungen Arztes ein wenig befremdet, und die gleiche Verwunderung sprach auch aus seinem auf die noch immer hübsche Frau Bürgermeister gerichteten Blicke. Sie hatte ihm auf sein behutsames Anklingeln selbst die Tür geöffnet und in den von der sommerlichen Schwüle draußen sich wohltuend unterscheidenden kühlen, halb dämmerigen Korridor geleitet.

Fast feierliche Stille herrschte darin. Nur die altmodische Standuhr tickte, wie sie es schon seit Generationen getan hatte, sonst war nichts zu hören außer dem halbunterdrückten Schluchzen der verzweifelnden Mutter, die das Taschentuch vor den zuckenden Mund gepreßt hielt und mit tränenumflorten Blicken zu dem jungen Arzte wie zu einem letzten Retter in der Not aufschaute.

Doktor Felix Klingmann war mit Recht verwundert; er hatte sich erst vor einem halben Jahre in Bergfelden, der kleinen Amtsstadt, niedergelassen auf Einladung des bis dahin allein praktizierenden Kreisarztes Doktor Windelband, der sich seines zunehmenden Alters wegen auf die Stadtpraxis zu beschränken wünschte. Von vornherein hatte er dem jüngeren Kollegen erklärt,

daß er Hausarzt in den verschiedenen Honoratiorenfamilien zu bleiben gedächte, ja, er hatte sogar gelegentliche Aushilfe in dringlichen Fällen durch Felix schon sehr ungnädig vermerkt. Um so mehr staunte daher der junge Arzt über seine plötzliche Berufung zu Bürgermeister.

„Unsere Emmi ist schwer krank,“ brachte Frau Kroner nun stockend und immer wieder von Schluchzen unterbrochen hervor. „Ja, schwer krank ist sie!“

„Der Herr Kreisarzt wünscht mich also zu einer Konsultation heranzuziehen?“ erkundigte sich Felix.

„Nein, er hat uns geraten, Sie rufen zu lassen, da — da er nicht mehr zu helfen weiß und — und —“ Schluchzend haschte sie nach der Hand des jungen Arztes. „Retten Sie unser Sonnenscheinchen, unsere Emmi!“ stammelte sie dumpf. „Sie ist unser ein und alles!“

„Steht's denn wirklich so schlimm?“

Halb verwundert klang die Stimme des Arztes. Er erinnerte sich genau, noch vor etwa Wochenfrist Bürgermeister Emmi gesehen zu haben. An einem wundervollen Julinachmittag, draußen vor dem Stadttor, wo in weiter Flucht die Gärten sich an die verwitterten Umfassungsmauern der ehemaligen freien deutschen Reichsfeste schmiegen und zwischendurch die Promenade nach dem Stadtwäldchen führt. Da hatte Bürgermeister Sonnenscheinchen im Garten unter den üppig rankenden und wogenden Blumen gestanden, selbst die allerschönste Blume, wie ein menschgewordener Frühlingstraum anzuschauen, rings um sie eine Schar munterer Freundinnen. Auf den Bebenspitzen hatte sie Kirschchen von den schwer sich neigenden Zweigen gepflückt, und neckisch hatte sie den feines Wegs daherkommenden Arzt zum Mitthalten eingeladen. Und nun

sollte dieses lebensprühende, holde Geschöpf daniederliegen, so schwer und hoffnungslos, daß der auf seine Praxis so erpichte Kreisarzt vor dem grimmigen Würger bereits die Waffen gestreckt hatte?

Felix legte Hut und Stod ab und bat, zu der Patientin geführt zu werden.

Eben kam auch der Bürgermeister die Treppe herab, würdig und selbstbewußt wie immer, aber in seinen sonst so rosigen Mienen lag der Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit und Sorge.

„Der Kreisarzt behandelte unsere Emmi auf Magenverstimmung und gastrisches Fieber,“ berichtete er bekümmert, nachdem er mit Felix einen flüchtigen Händedruck gewechselt hatte. „Dabei wurde unser Kind immer matter und hilfloser. Es ist erschrecklich, wie sich ihr Aussehen im Laufe einer kurzen Woche verändert hat! Und das schlimmste dabei ist ihre zunehmende Schwäche. Windelband war noch vor einer Stunde hier, sprach etwas von einer Operation, meinte aber, es sei wohl zu spät, denn Emmi sei so entkräftet, daß sie ihm unter dem Messer bleiben würde.“

Die unglückliche Mutter schlug beide Hände vor das Gesicht. Sie weinte herzbrechend. Auch ihr Gatte hatte Mühe genug, nach außen hin die Fassung zu bewahren, aber er bezwang seinen Schmerz.

„Bis gestern hielt der Kreisarzt uns noch immer hin,“ fuhr er fort. „Er meinte auch, daß bei solch einem jungen Mädchen hohe Temperaturen wenig zu besagen hätten, war zuversichtlich und hoffnungsfroh. Heute aber erklärte er plötzlich, mit seinem Latein zu Ende zu sein. Wenn er nur wenigstens hätte dableiben können, aber er wurde telephonisch nach Großjedlitz berufen — ein Fall von Halsbräune. Da meinte er, wir sollten Sie rufen lassen.“

Einen Augenblick umzuckte es die von einem kurzverschnittenen blonden Vollbart beschatteten Lippen des jungen Arztes. Das war nun schon der zweite Fall von Fahnenflucht seines älteren Kollegen, der ihm hinterher aufzubürden suchte, was seine Nachlässigkeit oder falsche Diagnose an Unheil angerichtet hatte. Erst vor wenigen Wochen hatte er einer jungen Wöchnerin, der Mutter einer ganzen Kinderschar, die Augen zudrücken müssen, nachdem man ihn eine knappe Stunde vor ihrem Ende auf Betreiben des Kreisarztes ans Sterbelager berufen hatte. Natürlich war der Fall an ihm haften geblieben. Was hatte Doktor Windelband, in dem er bisher seinen väterlichen Freund und weit mehr noch zu erblicken sich gewöhnt hatte, nun zu dieser neuerlichen Flucht bewegen können?

Als er hinter den Eltern die verdunkelte Krankenstube betrat und mit kaum zu bezwingender innerer Erschütterung auf die regungslos mit fieberentstellten Zügen im Bett ruhende Kranke niederschaute, begriff er alles.

Blinddarmentzündung — an sich kaum gefährlich, wenn zur rechten Zeit entdeckt und durch operativen Eingriff beseitigt, aber tödlich, wenn verschleppt und vernachlässigt, wie es hier zweifellos der Fall war. Oh, er konnte seinen rundlichen, jovialen Kollegen vor dem Bett sitzen, ihn den Puls der Patientin fühlen und deren Zunge betrachten sehen; er hörte ihn scherzend sagen: „Aha, wir haben zu viel Rirschen gegessen, mein kleines Fräulein, wahrscheinlich in der Eile auch ein paar Kerne mitverschluckt — ja, ja? Nun müssen wir Schmerzen leiden. Na, damit hat es nicht viel auf sich. Ich werde ein Pülverchen verschreiben, wir werden einige Tage das Bett hüten, hähä — und wieder gesund sein.“ Aber die Pülverchen hatten nicht

geholfen, sondern das Fieber hatte zugenommen und an der Jugendkraft der Kranken so lange gezehrt, bis diese völlig kraftlos und hinfällig geworden war. Ein operativer Eingriff war nunmehr ausgeschlossen. Die zufällige Berufung nach Großfedlig hatte der kluge Kreisarzt zum willkommenen Vorwand genommen, um halbwegs mit Ehren den Rückzug antreten zu können und nicht zugegen sein zu müssen, wenn Bürgermeister Sonnenschein die frühlingshellen Augen für immer schloß.

Lastende Stille herrschte im Raume. Das Zimmer ging auf die Hausgärten hinaus, von der Straße her drang keinerlei Geräusch herein, man hörte kaum die röchelnden Atemzüge des kranken Mädchens und das vergeblich unterdrückte leise Schluchzen ihrer verzweifelten Mutter.

Bürgermeister Kroner stand abwartend mit über der Brust verschränkten Armen, abwechselnd glitt sein Blick von der bleichen Dulderin im Bett auf den in tiefes Nachdenken versunkenen Arzt und zurück.

Felix begann jetzt eine schonende Untersuchung der Kranken, betrachtete achselzuckend die von seinem älteren Kollegen verschriebenen Arzneien und wehrte mit kurzer Handbewegung der Krankenschwester, die sich bei seinem Eintritt bescheiden in eine Fensternische zurückgezogen, als sie nun mit gefülltem Löffel sich über die regungslose Schläferin beugen und ihr die Arznei einflößen wollte.

„Lassen Sie das,“ raunte er kaum hörbar, „damit belästigen Sie die Ärmste nur. Solche Mittelchen helfen hier nichts.“

Wieder beugte er sich über die Bewußtlose, nahm das Fieberthermometer ab und las die beunruhigend hohe Gradzahl. Dann, wiederum ohne sich um die

übrigen Anwesenden zu kümmern, setzte er sich vor das Bett und nahm sanft die eine schlaff herunterhängende Mädchenhand in seine Rechte.

Minuten blieb er so sitzen, unverwandt den Blick auf das schon vom Tod gekennzeichnete Gesicht Emmis gerichtet; nur zuweilen streiften seine Augen das offene Zifferblatt der von ihm in der anderen flachen Hand gehaltenen Uhr.

Unter den spürenden Fingern gab die Schlagader der Mädchenhand nur noch undeutliche Merkzeichen des wie ein dem Ablauf nahes Räderwerk kaum mehr klopfenden Pulses. Kaum daß ein Pulsschlag auf jede Sekunde kam, kaum daß noch ein röchelnder Atemhauch hörbar über die entfärbten, aufgesprungenen Lippen strich.

Der junge Arzt versuchte jeden störenden Gedanken weit von sich entfernt zu halten. Aber die Gedanken ließen sich nicht bannen. Wie unachtsichtige Gläubiger stürmten sie auf ihn ein. Wie hatte er noch vor wenigen Wochen mit heimlichem Entzücken Bürgermeisters Sonnenscheinchen betrachtet! In stillen Stunden hatte er sich schon in wohlige Träume gewiegt, deren Mittelpunkt die rosige Frühlingsfee gebildet, er hatte sie im Geist als beglückende junge Hausfrau in einem gewissen behaglichen Doktorsheim gesehen. Aber da war plötzlich Eva Windelband mit ihrer sieghaften Schönheit dazwischen gekommen und hatte ihn vor ihren Triumphwagen gespannt.

Und nun lag Sonnenscheinchen hilflos, vermutlich aller irdischen Hilfe schon entrückt, vor ihm — mit fahlen Zügen und tief eingesunkenen Augen, kaum mehr ein Schatten von der holden jungen Maid, wie er sie vor wenigen Tagen zum letzten Male erschaut. Warum nur der Gedanke an seine eigene Hilflosigkeit

ihn derartig schmerzte, ihn würgend an der Kehle packte und schüttelte! Das war nicht allein der sich am Ende seines Könnens wissende Mediziner, der aus ihm sprach. Das war eine Angst, deren Tiefen er selbst nicht begriff, und die ihn bedrückte wie etwa der Abschied von der Jugend — oder vom Frühling — oder überhaupt vom Glück. Und dabei war ihm Bürgermeisters Emmi doch wieder ferner gerückt, hatte keine Ahnung von der ihr anfänglich entgegengebrachten Schwärmerei gehabt, ja in der heißen Leidenschaft für Eva hatte er ihr frühlingstfrohes Sein schon völlig wieder vergessen gehabt.

Als Felix sich am Arm berührt fühlte, fuhr er verstört auf. Doch seine Mienen besänftigten sich sofort wieder, als er in die verzweifeltsten Mutteraugen schaute. Die schmerzbewegte Frau vermochte nicht zu sprechen, sie hob nur flehend die Hände.

Felix hatte eine Vision. Er blickte nicht länger in die tränenbetauten Mutteraugen, er schaute nicht länger in das verstörte Gesicht des kaum noch seine Fassung bewahrenden Vaters. Selbst die wie eine wächserne Figur regungslos im Bett liegende Kranke versank samt dem verdunkelten Raume — er glaubte sich wieder im Hörsaal zu befinden, sah auf dem Katheder wieder die dürre, hagere Gestalt des Klinikleiters, der ein solch abfagter Feind vom „Schneiden“ war und mit einer zähen Beharrlichkeit an veralteten Methoden festhielt, für die die schnell mit dem Messer bereitstehenden Tagesberühmtheiten nur ein mitleidiges Achselzucken übrig hatten. Deutlich hörte er auch die knarrige, wie durch einen ewigen Stackschnupfen beeinträchtigte Stimme des Sonderlings dozieren: „Eine Krankheit ist nichts anderes als eine Belagerung durch eine Armee von feindlichen Keimen. Das körperliche Zellengewebe

leistet ihnen Widerstand und schlachtet sie unter normalen Verhältnissen ähnlich ab wie Leonidas mit seiner Handvoll Spartaner weiland die persische Übermacht. Zumeist handelt es sich hierbei um einen mühelosen Sieg, zuweilen aber verfügt das angreifende Heer über eine solch erdrückende Übermacht, daß den Verteidigern weder Zeit zum Atemholen übrig bleibt noch daß sie ihre Kräfte im Schlaf, der Quelle allen Lebens, erneuern könnten. Vermöchte man nur das entzündete Zellengewebe auf eine Weile in den Zustand absoluter Ruhe zu versetzen, dann würden die Feinde umsonst anstürmen, und es würde zu neuem und für jeglichen Widerstand gekräftigtem Sein zurückerwachen. Mit kurzen Worten, um Heilung zu erzielen, muß man den Patienten, so schwach und herabgekommen er auch erscheinen mag, künstlich dem Tode noch näher bringen, die Pulsfrequenz und Atmung verlangsamen und beide in einem solchen Zustande erhalten, bis der Körper widerstandskräftig genug aus dieser ihm aufgezwungenen vollkommenen Rast hervorgeht, um dann die erneuten feindlichen Attacken mühelos abschlagen zu können. Natürlich darf man hierbei nur haarscharf bis an die äußerst zulässige Grenze gehen und nicht etwa den Körper, anstatt ihm die heilbringende Ruhe zu verschaffen, durch ein Übermaß abtöten.“ — So deutlich klangen die Worte seines alten Lehrers, den nun schon seit Jahren der Rasen bedeckte, Felix in die Ohren, als wären sie gestern erst gesprochen worden.

Aber er hörte nun auch das wegwerfende Urteil des Nachfolgers in der inneren Klinik, der von demselben Ratheder über den Mann, dessen Schüler er selbst einst gewesen, den Stab brach, und dann wie zur Entschuldigung äußerte: „Ärztliche Theorien kommen und gehen, sie sind wie die Mode einem

stetigen Wandel unterworfen. Einige davon kehren immer wieder, erscheinen aufgefrischt in veränderter Gestalt, andere dagegen wandern für immer in die wissenschaftliche Kumpelkammer. Heutzutage würde kein Kurpfuscher sich mehr der veralteten Methode meines sonst so verdienstvollen Vorgängers bei Heilung von Appendicitis bedienen. Aber ein gleiches läßt sich freilich auch von vielen Theorien, die heute gang und gäbe sind, voraussetzen.“

Wieder hörte Felix den alten Professor seine vielverachtete Theorie verteidigen und zugleich versichern, wie er selbst jahrzehntelang nach ihr gewirkt habe und wie es ihm gelungen sei, durchschnittlich dreißig Prozent der von der heimtückischen Krankheit Befallenen wiederherzustellen — ein damals geradezu unerhört hoher Prozentsatz.

Und da lag vor ihm Bürgermeisters Sonnenschein. Nach menschlichem Dafürhalten war sie dem Tode noch sicherer verfallen als ein Delinquent, dessen Hinrichtung auf den nächsten Morgen angeordnet ist. Dem mochte vielleicht die landesherrliche Gnade noch im allerletzten Augenblick das verwirkte Leben fristen; aber für das junge Leben hier gab es keine Rettung mehr, schwerlich konnte ihre völlig erschöpfte Natur die Mitternacht überdauern, wenn nicht ein Wunder geschah — oder sich die vielverachtete Theorie seines alten Professors als ein solches erwies!

In plötzlichem Entschlusse hob Felix den Kopf. Er stand auf und winkte den Eltern zu, ihm nach dem Nebenzimmer zu folgen.

„Nun?“ fragten der Bürgermeister und seine Frau wie aus einem Munde, als sie sich hier dem Arzte gegenüberfanden und voll banger Erwartung in dessen seltsam strenges Gesicht schauten, aus dem die Augen

mit der Entschlossenheit eines Feldherrn blühten, der sich zum Verzweiflungsturm auf die starke Feste entschlossen hat, obwohl er weiß, daß er alles auf die eine Gewimlkarte setzt.

Felix zögerte mit der Antwort. Eine volle Minute schaute er unverwandt auf das Ehepaar. „Es steht schlimm um Ihre Tochter — sehr schlimm,“ begann er dann mit an Härte grenzender Offenheit, ohne sich durch das Aufschluchzen der Mutter oder das kurze Aufstöhnen des Vaters beirren zu lassen. „Aber vielleicht ist doch noch ein Hoffnungsschimmer vorhanden. Wollen Sie mir die Behandlung Ihrer Tochter allein anvertrauen? Ich verlange unbeschränkte Vollmacht von Ihnen — und ich bemerke, daß es sich dabei um Leben und Tod handelt, und daß ich einen günstigen Ausgang keineswegs versprechen kann.“

Die armen Eltern sahen ihn verständnislos an, sie waren derartig überwältigt von ihrem Kummer, daß sie den Sinn seiner Worte kaum begriffen.

„Ich sage Ihnen offen, es handelt sich um eine letzte Möglichkeit, durchaus nicht Wahrscheinlichkeit, das Leben Ihrer Tochter zu erhalten. Ob mir das gelingen wird, erscheint mehr als fraglich, aber es ist die einzige Möglichkeit — ich wiederhole es. Auf die Gefahr hin, herzlos und grausam zu erscheinen, muß ich bestätigen, was Doktor Windelband Ihnen bereits eröffnet hat: es besteht kaum Hoffnung, daß Ihre Tochter die kommende Nacht überlebt.“

Die Mutter rang verzweifelt die Hände. Der Bürgermeister aber streckte dem jungen Arzt die Hand hin. „Ja,“ sagte er, „ich vertraue Ihnen das Leben meines Kindes an — und ich bedaure nur, daß ich Sie nicht sofort rufen ließ, als — als es vielleicht noch Zeit war.“

Nun mußte auch er verstummen, denn ein rauhes Schluchzen würgte ihn.

Die Mutter wankte auf Felix zu und umklammerte dessen Arm. „Retten Sie mein Kind — mein Gott, es ist ja nicht möglich, daß es sterben soll, so jung, so lieb, so gut — unsere Emmi!“

Bewegt beugte sich Felix über die Hand der weinenden Frau. „Solange noch Leben vorhanden ist, besteht auch noch Hoffnung,“ sagte er tröstend. „Ich werde meine Pflicht tun — und ich bitte um Ihr Vertrauen.“

Als Felix sein grünumranktes Häuschen, das er von einer Beamtenwitwe, die ihm gleichzeitig auch die Haushaltung führte, gemietet hatte, wieder betrat, kam ihm die Matrone mit freundlichem Lächeln entgegen und händigte ihm ein inzwischen angekommenes Brieflein ein.

„Wurde vor einer Stunde für Sie abgegeben, Herr Doktor,“ berichtete sie. „Kreisarzts Jakob hat's gebracht.“

Mit einem zerstreuten Lächeln nahm Felix den Brief, dessen Adresse Evas schwungvolle Handschrift zeigte, an sich und begab sich in sein Studierzimmer, dem einzigen Raume, den er nach eigenem Geschmack hatte einrichten können, und an dessen Wänden in langen Regalen seine geliebten Bücher untergebracht waren, daneben Erinnerungen aus seiner Burschenzeit, gekreuzte Schläger, Farbenbänder und Mützen. Hastig öffnete er das Schreiben und las die wenigen Zeilen. Dann schüttelte er den Kopf, trat an den Abreißkalender und zog das Datum zu Rate. „Richtig, heute haben wir den Siebenundzwanzigsten!“ murmelte er. „Da wird Eva ungnädig sein.“

Nachdem schließlich schritt er im Zimmer auf und ab. Eva Windelband, die im Städtchen allgemein als seine zukünftige Frau galt, obwohl das entscheidende Wort noch nicht gefallen war, weil das Mädchen kokett ihn hinzuziehen wußte und immer noch zwischen ihm und dem Amtsrichter, der ihr eifrig den Hof machte, zu schwanken schien, erinnerte ihn in ihrem Schreiben daran, daß die „Eintracht“ an diesem Abend ihren jährlichen Sommerball mit italienischer Nacht und sonstigen Vergnügungen im Vereinshause und dem dahinterliegenden Parke abhielt und sie mit Sicherheit darauf rechnete, daß er diesmal sie pünktlich abholen und nicht wieder seiner dummen Krankenbesuche halber „versehen“ würde.

Zweimal schon, während er eine Festlichkeit besucht hatte, war er unverhofft von Evas Seite abgerufen worden, was die anspruchsvolle Schöne äußerst unangenehm bemerkt hatte. Obwohl selbst ein Doktorskind, hatte sie ihn für seine Abberufung verantwortlich gemacht und ernstlich mit ihm geschmolzt. Sie wollte es nicht einsehen, warum es Felix nicht ebenso wie ihr Papa machte. Dem fiel es nicht ein, jedem Rufe sofort zu entsprechen. Ja, wenn die Frau Landrat ihre Zufälle hatte oder der reiche Brauer Lehmann Schlangen zu sehen meinte, dann lief freilich auch der Kreisarzt, und hinterher schrieb er fette Rechnungen; aber wegen jedes Bauernjungen — das war einfach nicht zu entschuldigen.

Sie hatte so lange geschmolzt, bis Felix ganz zerknirscht wegen der taktlosen Art seiner Patienten, gerade dann krank zu werden, wenn seine Angebetete seiner begehrte, um Verzeihung gebeten und Besserung für die Zukunft gelobt hatte.

„Nun, es sei. Aber das lassen Sie sich gesagt sein,

lieber Freund, wenn Sie mich nochmals auffikzen lassen und dadurch zum Gespött meiner lieben Freundinnen machen, dann ist es mit uns vorbei. In der ‚Eintracht‘ ist's immer großartig — nebenbei bemerkt, Amtsrichter Burkhard hat mich bereits um den ersten Walzer gebeten, aber ich habe ihm zu Ihren Gunsten einen Korb gegeben. — Nun gehen Sie hin und bessern Sie sich!“

Und nun stand neben dem Bett bei Bürgermeister's der Tod und griff mit kalter Knochenhand bereits nach dem verglimmenden Leben.

Felix trat an den Fernsprecher und ließ sich mit Eva verbinden. Ja, natürlich wußte sie um Emmis Erkrankung. Sie kannte die Bürgermeisterstochter nicht weiter, da diese fünf Jahre jünger und sie selbst in einer auswärtigen Pension erzogen worden war, während Emmi „nur“ die höhere Töchterschule besucht hatte. Es war ja schade um die Ärmste, aber wie Papa gesagt hatte, war ihr nicht zu helfen. Warum war sie auch so leichtsinnig, Ritscherne zu verschlucken. So was tut man doch nicht! Dann ein sorgloses Auflachen: „Ich erwarte Sie also pünktlich, Doktorchen — recht pünktlich. Diesmal gibt's keine Ausrede!“

Seufzend hängte der junge Arzt das Hörrohr wieder hin; er hatte dem geliebten Mädchen vorstellen wollen, wie schwer ihm ums Herz war, und wie wenig er an diesem Abend unter fröhliche Menschen paßte, abgesehen davon, daß er den größten Teil des Abends am Schmerzenslager der so schwer Kranken würde zubringen müssen. Aber er unterließ es. Gewaltfam schlug er sich den Gedanken an den kommenden Abend und die mit diesem sicherlich kommenden Verstimmungen aus dem Sinn. Augenblicklich gehörte er nicht sich selbst an.

Während der verschiedenen Krankenbesuche, die Felix im Laufe des Tages zu erledigen hatte, weilte sein Geist immer bei Bürgermeisters. Er kämpfte einen harten Kampf mit sich selbst, und immer wieder suchte er sich einzureden, daß er durch die Anwendung der Theorie seines alten Lehrers alles gewinnen, aber nichts verlieren könnte. Tatsächlich lag ja das junge Mädchen im Sterben, und wie eine Flamme aus Mangel an Nahrung flackernd erstickt, so würde auch aus ihrem Leibe sich die Seele lösen, noch ehe die Mitternacht herbeigekommen war, wenn er nicht den Mut zu einer ihn vielleicht kompromittierenden Tat fand.

Schließlich begab er sich in die Apotheke, schrieb dort ein Rezept, das die Krankenschwester über das reichliche Vorhandensein von Laudanum in der neuen Arznei in Unwissenheit erhalten sollte, und begab sich dann mit gefestigtem Entschlusse zu seiner Patientin zurück.

So unbefangen, wie es ihm nur möglich war, händigte er der Krankenschwester das harmlos aussehende Gift mit der Anweisung ein, der Kranken davon halbstündlich einen Eßlöffel voll zu reichen. Aber das Herz war ihm schwer, und er kam sich eher wie ein im Dunkeln schleichender Meuchelmörder als ein Rettung bringender Helfer in der Not vor.

Dann ging er nach Hause.

Seine Wirtin war stolz auf ihre Kochkunst. Aber was sie ihm heute aufsticht, mundete ihm wie eine Hentersmahlzeit dem armen Sünder, und immer verlangender sehnte er Ewas Gesellschaft herbei, vielleicht daß die kurze Frist, die er in ihrer ihn so beglückenden Gegenwart zubringen durfte, ihm das nervenmordende Erwarten der Krisis erleichterte.

Dann warf er sich in Gesellschaftstoilette, zog aber den Frack mit ungleich größerem Bangen und Herzklopfen an, wie es der Fall gewesen war, als er sich vor Jahren angeschickt gehabt, ins Examen zu steigen. Unaufhörlich pendelte sein Gedankengang zwischen den beiden ihn ausschließlich beschäftigenden Problemen: der Rettung des Bürgermeisterskinds und der endlichen Gewinnung Evas.

Sein Gedankengang hatte ihn so hartnäckig festgehalten, daß der verabredete Zeitpunkt schon verstrichen war, als er sich anschickte, Eva abzuholen. Und zuvor mußte er seine Patientin nochmals aufsuchen. Ihm entging nicht der vorwurfsvolle Blick der bekümmerten Mutter, das Stirnrunzeln des Bürgermeisters, als sie seine festliche Toilette gewahr wurden, und unwillkürlich brachte er eine Entschuldigung hervor. Er habe doch auch Verpflichtungen gegen andere und sich selbst.

Aber das besorgte Elternpaar überhörte seine Worte, und als er nun auf den Zehenspitzen in das nur dürftig erhellte Krankenzimmer schlich und sein Blick auf die welkende Menschenblume, die er mit neuer Lebenskraft erfüllen sollte, fiel, da zweifelte er an seiner Fähigkeit, ein Wunder verrichten zu können. Mit starrem Blick sah er auf die Karte, auf der die Krankenschwester ihre Beobachtungen über Temperatur, Pulsfrequenz und Atmung vermerkt hatte. Alle Anzeichen deuteten auf die immer näher kommende Auflösung.

Schon rang er mit dem Entschluß, seinem offenbar hoffnungslosen Vorgehen Einhalt zu gebieten, aber er sprach das entscheidende Wort nicht aus. Die Würfel waren gefallen. Nun er angefangen hatte, mußte er auch die letzte Konsequenz ziehen, wollte er vor seinem eigenen Gewissen bestehen können.

Er fühlte den Puls der Bewußtlosen und beobachtete das kaum sichtbare Atmen. Dann nickte er der Krankenschwester flüchtig zu. „Fahren Sie fort wie bisher. Ich komme später wieder.“

Die Schwester folgte ihm bis zur Haustür. Dort, wo sie sicher sein konnte, von der Familie nicht gehört zu werden, machte sie ihn nochmals auf das Resultat ihrer Aufzeichnungen aufmerksam. „Entschuldigen Sie meine Anmaßung, Herr Doktor,“ flüsterte sie, während ihr Blick forschend an seinem Gesicht haftete, „aber sind Sie sich über die Wirkung der neuen Medizin auch völlig klar? Seitdem Fräulein Kroner von der Arznei bekommen hat, nehmen ihre Kräfte erschrecklich schnell ab. Bitte, überzeugen Sie sich“ — sie hielt ihm die Karte mit ihren Aufzeichnungen vor — „Puls und Atmung verfallen rapid. Kann der Apotheker nicht vielleicht das Rezept mißverstanden oder falsch abgelesen haben?“

Als er sie überrascht anstarrte, da las er auch schon in ihren Mienen, daß sie das bisher in ihn gesetzte Vertrauen völlig verloren hatte. Einen Augenblick fühlte er sich versucht, sie in die Einzelheiten seines Vorhabens einzuweißen, um dadurch ihre Achtung zurückzugewinnen. Aber er verzweifelte an der Möglichkeit, sie zu überzeugen.

„Haben Sie Ihre Verhaltensmaßregeln von mir erhalten? Ja oder nein!“

„Gewiß, Herr Doktor, aber —“

„Dann richten Sie sich danach!“

Er wendete ihr ohne weiteres den Rücken und ging. Als er um die nächste Straßenecke bog, sah er sie noch immer unter der Haustür stehen, wie versteinert durch die ihr zuteil gewordene demütigende Abfertigung, aber offenbar unfähig, ihre Einmischung zu bereuen.

Ungefähr ebenso wurde es ihm selbst wenige Minuten später zumute, als er in Evas lichterfülltem Heim ihr gegenüberstand, den Hut in der Hand.

„Nun haben wir bereits verschiedene Tänze versäumt!“ bemerkte sie ungnädig. „Was gehen mich Ihre Patienten an? Papa ist auch Arzt, aber ich kann mich nicht entsinnen, daß er jemals Mama und mir gegenüber unpünktlich gewesen wäre.“

„Aber Sie können doch nicht verlangen, Fräulein Eva, daß ich meine Pflicht —“

„Immerzu kommen Sie mir mit Ihrer Pflicht!“ tabelte sie. „Als ob andere Leute nicht auch Pflichten hätten! Wer hält Sie denn von der Erfüllung Ihrer sogenannten Pflicht ab? Etwa ich? Alles, was ich von Ihnen verlange, ist, daß Sie mir in Zukunft nicht erst Ihre Ritterdienste aufdrängen, um mich hinterher sitzen zu lassen und zum Gespött zu machen!“

Noch unterwegs schmollte sie mit ihm, und selbst der in den Gesellschaftsräumen herrschende festliche Glanz, der Anblick der im großen Saal und draußen auf dem Rasen beim Scheine bunter Glühlichter tanzenden Paare konnten ihre Stimmung gegen ihn nicht verbessern.

Der Amtsrichter nahm sie diensteifrig in der Vorhalle in Empfang und bat schon um den nächsten Tanz mit ihr, noch ehe Felix ihr den Umhang von den Schultern nehmen konnte.

Doch den hatte sie schon Felix zugesagt.

Seine Augen warnten sie, und so wurde denn der Amtsrichter auf den übernächsten vertröstet.

Als sie sich dann im Arme des Arztes, der ein guter Tänzer war, wiegte und nach den Klängen des flotten Walzers über den spiegelglatten Parkettboden dahin-schwebte, leuchtete auch die Sonne ihrer Gnade wieder

auf das schuldige Haupt ihres Tänzers, und sie lispelte gnädig: „Schön ist so ein Walzer — was?“

Felix, dessen Gedanken nicht im Tanzsaal weilten, begnügte sich mit einem zerstreuten: „Gewiß!“

Eva befand sich bald wieder in rosigster Laune. Sie öffnete alle Schleusen ihrer Liebenswürdigkeit und bestrichte Felix derartig, daß dieser bald seinen Unmut und alles andere in der Welt vergaß.

Als der Tanz vorüber war, strömte die Masse der erhitzten Tänzer in den köstlich kühlen Park. Felix sicherte ein Plätzchen für Eva und sich auf der breiten, bedachten Veranda, wo sie Saal und Rasen übersehen konnten, selbst aber ziemlich ungestört saßen.

So vertieft war Felix in ihre flüsternd geführte Unterhaltung, daß die schmetternden Trompeten, die den Beginn des nächsten Tanzes verkündeten, ihn aus all seinen Himmeln rissen. „Nun ist dieser Rechtsverzapfer der Glückliche!“ brummte er.

Sie sicherte, und nach einer wohlberechneten Pause warf sie hin: „Schließlich brauche ich ja gar nicht zu tanzen — nicht wahr? Wir können ja noch ein wenig miteinander plaudern. Hier dürfte der Amtsrichter uns ohnehin schwerlich suchen.“

Er fand sie auch nicht.

Als dann der Tanz vorüber war und Eva am Arme ihres Kavaliere in den Lichtbereich der elektrischen Kronen zurückkehrte, traf sie freilich alsbald der vorwurfsvolle Blick ihres vernachlässigten Tänzers, aber er war nicht wenig verblüfft, als sie ihn nur kühl vom Scheitel bis zur Sohle maß.

„Wo haben Sie denn gestedt?“ fragte sie spitz. „Ich glaubte, Sie wollten mit mir tanzen?“

„Aber ich — ich suchte Sie ja während des ganzen

Tanzes!“ stammelte der völlig außer Fassung geratene Amtsrichter.

Sie hörte gar nicht auf ihn und rauschte am Arme des Doktors davon.

Die Ekypause trat ein. Man gruppierte sich auf der Veranda und unten im Garten um kleine Tischen. Felix hatte vorher schon zwei Plätze am oberen Verandende für sie belegen lassen, von dem aus man eine weite Aussicht über die an den Park grenzenden Hintergärten der Nachbarhäuser genoß.

Als der junge Arzt seiner schönen Partnerin gegenüber Platz nahm, da gewährte er entfernten matten Lichtschimmer. Er kannte das verhangene Fenster, durch das der schwache Lichtschein herüberdrang, recht wohl, und das stille Licht schien ihm zuzurufen: „So komm doch! Komm doch endlich! Der Tod steht hier an der Tür!“

Schon wollte er sich erheben, um zu der Kranken zu eilen, aber er konnte doch unmöglich Eva, die an diesem Abend gänzlich unter seinem Schutze stand, allein sitzen und speisen lassen. Sie würde ihm das nie vergessen, es würde zum Bruche zwischen ihnen kommen — und er liebte sie doch! Er liebte ja Eva mehr als sein Leben!

So blieb er.

Eva war in strahlender Laune. Alles ringsum atmete Frohsinn, wohin man blicken mochte, überall traf man auf heitere Mienen, von jedem Tisch erscholl Scherzen und Lachen.

Sie aß mit Appetit, während Felix die vorgelegten Speisen kaum berührte. So hungrig er sich auch fühlte, er konnte doch nichts genießen, denn er hatte die quälende Empfindung, als müßte ihm jeder Bissen im

Halse stecken bleiben. So oft er auch den Kopf wendete und seine volle Aufmerksamkeit seiner schönen Partnerin widmete, er konnte doch nicht verhindern, daß das aus dem entfernten Gartenfenster herüberflimmernde Licht ihn immer von neuem anzog. Er verstand ja sein Mahnen und Winken nur zu gut, denn was er in einer trohigen Anwandlung mißverstehen wollte, das verdolmetßchte ihm sein Gewissen immer wieder.

Er atmete wie erlöst auf, als endlich die Trompeten wieder zum Tanze riefen und er der dem Saale zu-eilenden Eva folgte.

„Ich muß mich jetzt wohl oder übel beurlauben,“ sagte er. „Die Krisis bei Fräulein Kroner —“

Aber sie hörte gar nicht auf ihn. Wie in seliger Vergessenheit sich an ihn schmiegend, lag sie ihm im Arm, und da flog sie auch schon mit ihm über das glatte Parkett dahin.

Felix aber überkam jetzt mit Macht die würgende, unheimliche Empfindung, als sei es statt Schön-Eva der grimme Tod, mit dem er tanzte, der ihn von jenem Krankenlager, an dem jetzt zu verweilen seine heilige Pflicht war, so lange fernzuhalten trachtete, bis es für eine Rettung zu spät geworden war und das junge Opfer seiner Sier nicht mehr entgehen konnte.

Endlich brach die Musik ab, und Eva eilte ihrem Tänzer voran nach dem Park. Jetzt würde er sich erklären.

Da hielt er sie auf. „Es tut mir herzlich leid, Eva, aber auf ein Weilchen muß ich Sie verlassen.“

„Verlassen? Jetzt? Ja, was fällt Ihnen denn ein, Felix? Wohin wollen Sie denn?“

Ihre Stimme hatte wieder jenen spiken Klang, der ihm so empfindlich auf die Nerven schlug.

„Ich muß nach Fräulein Kroner schauen.“

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie mich hierher begleitet haben, um mich nun einfach sitzen zu lassen?“

„Eva, Sie wissen selbst, wie krank Fräulein Kroner ist.“

„Sie wissen gerade so gut, daß ihr nicht zu helfen ist. Sonst würden Sie mich schwerlich hierher begleitet haben.“

„Ich kann nur wiederholen, daß sie sehr, sehr schwer krank ist.“

„Dann hatten Sie kein Recht, mich hierher zu bringen.“

„Ich weiß es, Eva, mein Gewissen sagt es mir längst.“

„Nun, dann lassen Sie sich um meinetwillen ja nicht zurückhalten! Sie wollen wohl Papas Urteil hinfällig machen? Also viel Glück auf den Weg!“

„Selbstverständlich komme ich rechtzeitig zurück, um Sie zu begleiten.“

„Bitte sehr — Amtsrichter Burkhard wird sich der kleinen Mühe gerne unterziehen. — Da kommt er gerade. Gute Nacht!“

Rast wie ihre Stimme war auch ihr verabschiedender Blick. Felix fühlte erbleichend, daß es einen endgültigen Bruch zwischen ihnen bedeutete, wenn er nicht blieb.

Aber ehe er noch ein Wort sprechen konnte, hatte sie ihm schon den Rücken gewendet und trat auf den Amtsrichter zu, der sich sofort ihres Armes bemächtigte und mit ihr im Saalgewühl untertauchte.

Dem jungen Arzte war schlimm zumute, während er sich nach der Garderobe begab, um Hut und Stod zu holen. Als er an der offenen Saaltür vorüberkam, setzte gerade wieder die Musik ein. Wie gebannt blieb er stehen und spähte durch die sich zum Tanze ordnenden

Paare nach Evas schlanker Gestalt. Nun sah er sie auch schon im Arm des Amtsrichters dahergeschwebt kommen. Sie tanzten ganz dicht an der Tür vorüber. Als Felix sehnsuchtsvoll ihre Augen suchte, da glitt ihr Blick mit solch beleidigender Gleichgültigkeit über ihn hinweg, als hätte sie ihn nie zuvor im Leben gesehen.

Wie betäubt verließ er das Gebäude und schritt die einsame, nachtsille Straße hinab. Er wußte es, daß er die Gunst des schönsten Mädchens der Stadt endgültig verloren hatte. Aber mochte unter dieser Erkenntnis auch sein Herz bluten, noch tödlicher fühlte er sich durch die ihm zuteil gewordene unwürdige Behandlung getroffen.

Durch den Drahtzaun, der sich neben dem Bürgersteig hinzog, vermochte er wieder das einsame Licht in dem Gartenfenster zu erkennen. Wie die brechenden Augen eines Sterbenden schaute es ihn vorwurfsvoll an.

Unter der nächsten Straßenlaterne blieb er stehen und schaute auf die Uhr. Ein plötzlicher Schrecken überkam ihn; er hatte eine volle Stunde länger verweilt, als er vorgehabt hatte. Es war die höchste Zeit. Wilde Selbstvorwürfe stürmten auf ihn ein. Er fürchtete sich vor dem, was er im Bürgermeistershause antreffen würde, und ein heiliges Gelübde stieg aus seiner Seele empor.

Er verdoppelte die Hast seiner Schritte, stürmte die ausgetretenen Steinstufen zur Haustür hinauf und riß an der Klingel.

Augenblicklich wurde die Tür geöffnet. Im Korridor traf er das Bürgermeisterpaar im Verein mit der Krankenschwester. Sie hatten in ihrer Verzweiflung eben den Kreisarzt durch den Fernsprecher zu erreichen versucht, aber umsonst. Nun war Bürgermeister Kroner

gerade dabei gewesen, den Arzt der Nachbarstadt anzurufen.

Die händeringende Mutter empfing ihn mit einer Bewegung, in der sich Erleichterung und Erbitterung zugleich ausdrückten. „Sie stirbt! Sie ließen sie sterben und gingen tanzen! Tanzen! Und mein Kind muß darum sterben! Und Ihre Medizin ist es, an der mein armes Kind zugrunde gehen muß! Von der Minute an, in der sie den ersten Löffel davon bekam, wurde es schlimmer und schlimmer mit ihr. Die Krankenschwester kann's bezeugen. Ich befahl ihr schließlich, mit dem schrecklichen Gift einzuhalten. Ach, wenn wir doch nur einen wirklichen Arzt zur Stelle hätten! Aber ich fürchte —“

Sie endigte in einem verzweifelt Weinen.

Der junge Arzt hörte kaum, was sie sagte. Er begriff nur, daß er das verlorene Vertrauen wiedergewinnen mußte um jeden Preis. Er dachte nicht länger an das, was er noch soeben sein Lebensglück genannt und das er nun für immer verloren hatte. Seine Miene nahm einen strengen Ausdruck an, und er sprach mit einer Entschiedenheit und Zuversicht, die viele Ärzte gerade dann, wenn sie ihrer Sache am wenigsten sicher sind, zu zeigen pflegen.

„Beunruhigen Sie sich nicht, Frau Bürgermeister,“ sagte er. „Wenn ich ihr dadurch irgendwelche Erleichterung hätte verschaffen können, wäre ich überhaupt vom Krankenbette Ihrer Tochter nicht gewichen. Jetzt erst gilt es, und nunmehr gedente ich das Haus nicht eher wieder zu verlassen, als bis unsere Patientin völlig außer Gefahr ist. Die Medizin hat genau so gewirkt, wie ich es vorausgesetzt, ja herbeizuführen gewünscht habe. Das Wie und Warum kann ich Ihnen jetzt nicht auseinandersetzen. Sie müssen mir einfach

vertrauen. Im Hause muß es ganz still werden — kein unnötiger Laut. Sie beide müssen ruhen. Legen Sie sich zu Bett, sonst werden Sie selbst krank werden. Ich habe die Verantwortung übernommen und verlange absolute Ruhe! Wenn Ihre Tochter morgen früh erwacht, dann hat sie die Krisis überstanden!“

Die Sicherheit seines Auftretens übte den gewünschten Eindruck auf die Eltern aus. Die trostlose Mutter, gestützt auf den Arm ihres Gatten, wankte davon.

Die Schwester folgte Felix nach dem Krankenzimmer. Sie zitterte nun vor den Folgen ihrer Eigenmächtigkeit, da sie den Anordnungen des Arztes nicht unbedingt zu folgen gewagt hatte.

Aber Felix beachtete sie nicht einmal, geschweige, daß er sie mit Vorwürfen bedacht hätte. Auf den Zehenspitzen schlich er nach dem Bett, wo die Kranke so rührend bleich, mit solch wächsernem Antlitz lag, als habe der grause Schnitter sie bereits mit der erkältenden Hand berührt.

Mit zitternder Hand fühlte er nach ihrem Puls. Der Herzschlag drohte ihm zu stocken. kaum daß er den Puls noch zu fühlen vermochte, und ebenso unmerklich war ihr Atmen. Die schleichenden Pulsschläge waren noch unter dem Minimum, das sein alter Lehrer als die äußerst zulässige Grenze bei Ausführung seiner Theorie festgesetzt hatte.

Hastig gab er eine Strychnineinsprizung. Dann verging er fast vor qualvoller Spannung, keinen Blick verwandte er von der Kranken, deren Hand noch immer in der seinen lag.

Endlose Minuten verstrichen. Doch dann hatte er

die Empfindung, als ob kaum merklich, aber doch immerhin der Pulsschlag sich hob.

Er atmete auf. Seine schwierige Aufgabe bestand nun darin, das Befinden der Patientin derartig gleichmäßig balancieren zu lassen, daß ein Zustand absoluter Ruhe hervorgerufen wurde; das Leben mußte fast aussetzen, durfte aber nicht entfliehen — durch drei endlos lange Stunden nicht!

Er wendete sich zur Krankenschwester, deren bang fragende Blicke er nicht länger ertragen konnte. „Gehen Sie zu Bett, Schwester!“ befahl er.

Aber sie verwahrte sich dagegen. „Ich kann ja dort im Lehnstuhl ein wenig ruhen und bin dann jederzeit zur Hand, wenn Sie mich benötigen sollten, Herr Doktor.“

„Ich werde Sie ganz und gar nicht nötig haben, und sollte es dennoch der Fall sein — nun, dann kann ich Sie ja wecken. Gehen Sie nur zu Bett. Morgen früh müssen Sie für Ihr neues Tagewerk frisch und munter sein.“

So todmüde sie aber auch offenbar war, so gehorchte sie doch nur mit ersichtlichem Widerstreben. „Kann ich Ihnen noch mit irgend etwas zur Hand gehen, bevor ich mich zurückziehe?“ erkundigte sie sich an der Tür.

„Gut, dann machen Sie mir Kaffee — viel und stark.“

Er hörte sie draußen in der Küche hantieren.

Nach einer Weile flüsterte sie zur leise geöffneten Tür herein: „Der Kaffee ist fertig. Ich habe die Kanne auf die Herdplatte gestellt. Da bleibt er warm. Haben Sie sonst noch einen Wunsch?“

„Nein.“

„Ich lege mich aufs Sofa im Nebenzimmer, falls Sie meiner bedürfen sollten, Herr Doktor.“

„Schon gut! Gute Nacht!“

Mit der Uhr in der einen Hand, während seine Rechte das Handgelenk der Kranken umspannte, saß Felix lautlos und unbeweglich. Er hielt den Puls umklammert, als sei es sein einziger Halt auf Erden.

Er verfolgte jeden Ruck des Sekundenzeigers von einem Strich zum anderen, angestrengt zählte er die Pulsschläge und die nur schwer wahrnehmbaren Atemzüge. Wie lange solch eine Minute währte! Zwei Minuten dünkten ihm viermal so lange, zehn Minuten erschienen ihm wie eine Stunde, sechzig Minuten wie ein ganzes Jahr zu währen. Und drei solcher Stunden mußte er ausharren, mußte beleben, wenn der Puls gar zu gefährlich stockte, mußte das Leben wiederum abebben, wenn es sich verfrüht Durchbruch erzwingen wollte.

Wenn nur diese quälerischen Gedanken nicht gewesen wären! So gewissenhaft er sich auch in seine Aufgabe vertiefte, so behielt er doch viel Zeit zum Nachdenken übrig. Immer neu fladerte der Zwiespalt in seiner Seele auf, rang das mannhafte Verlangen, den bitteren Kampf gegen den grausen Würger bis zum Ende durchzulämpfen mit dem entnervenden Zweifel an seinem Können. Auch außerdem stürmten so viele und wohlbegründete Zweifel, die ihn an einem schließlichen Erfolge irre werden ließen, gegen ihn an und machten ihm das Herz immer schwerer.

Ihm begann vor der Vermessenheit zu grauen, mit der er sich lediglich auf sein Gedächtnis zu verlassen wagte. Zehn lange Jahre lagen zwischen jenen Tagen, in denen er als Kandidat den Darlegungen des viel angefochtenen Klinikers gelauscht, und dem heutigen, da er dessen Theorie als letztes Auskunftsmittel an einem sonst verlorenen Menschen zu erproben wagte. Was

nun, wenn er sich damals verhört oder den Professor mißverstanden hatte? Mit welchem Rechte unterstand er sich, gewissermaßen am Rande eines unergründlichen Abgrunds, mit dem Leben dieses armen Mädchens zu spielen?

Aber wenn er jetzt in letzter Stunde vor einer Durchführung seines Experiments zurückschreckte, so hatte er nichts anderes dafür zu bieten. Gewiß, die falsche Diagnose seines Kollegen hatte eigentlich das Todesurteil über die Kranke verhängt. Aber wenn er, zu spät an das Krankenbett gerufen, die Patientin nicht mehr retten konnte, warum hatte er sie dann nicht in Frieden sterben lassen?

Gewaltfam raffte er sich auf. Er wollte seine Pflicht tun! Fort mit allem Zaudern und allem Erwägen! Wieder griff er zur Injektionspritze und frischte das verrieselnde Leben um wenig mehr als die Beschleunigung eines Pulschlages auf.

Dann stand plötzlich wieder Eva vor seinem geistigen Bilde.

Eva — welch eine Welt von Wonne und hirnzermarternder Pein vereinigte sich in diesem Namen! Umsonst suchte er sich zu zwingen, nicht länger an sie zu denken. Da lebte etwas in ihm auf, das war stärker als all seine Willenskraft; er mußte an sie denken, und er sah sie immerzu. Er sah sie in den Armen des Amtsrichters, er sah ihr verheißungsvolles Lächeln, das sie nun an jenen verschwenden mochte.

Ganz aus der Ferne drang die Musik herüber in den Krankenraum. Vielleicht saß Eva nun mit ihm in jener lauschigen Verandaede und erwiderte ebenso zärtlich den feurigen Händedruck, wie es zuvor ihm selbst geschehen war. Es kamen Minuten, in denen er die arme Kranke da vor sich förmlich haßte, weil sie die

unschuldige Ursache seines Bruches mit dem heißgeliebten Mädchen war.

Immer wieder, wenn die Musiklänge verstummten, überkam es ihn wie ein Taumel. Dann sah er die beiden im Mondschein wandeln, sah sie eng aneinandergeschmiegt stehen, malte sich aus, wie sein Rivale die günstige Gelegenheit ausnützte, wie er den Arm um ihren weißen Nacken schlang, wie er sie an sich zog, sie küßte — — —

Und jetzt war die Musik dauernd verstummt. Von der Straße her klang der Hall von Schritten. Man ging jetzt nach Hause. Vereinzelt Lachen drang un deutlich in den stillen, halbdunklen Raum.

Dann vermeinte er Ewas helle Stimme zu hören: „Gute Nacht!“ hieß es. — „Gute Nacht, Eva!“

Der junge Arzt hätte sich wegen seiner Sehnsucht nach dem Mädchen selbst hassen mögen, und er konnte dem überstarken Verlangen seines Herzens doch nicht gebieten. Er hielt mit dem monotonen Zählen der Pulsschläge inne, ließ die Hand der Kranken sinken und erhob sich, um leise im Zimmer auf und nieder zu schreiten. Schließlich blieb er vor dem Fenster stehen, schob die verhüllenden Gardinen zur Seite und lugte hinaus.

Die Gärten lagen im Mondschein. Ganz in der Ferne konnte er durch das Gewirr der Bäume und Sträucher bis in den Garten der „Eintracht“ schauen. Er sah die mit Abräumen beschäftigten Kellner. Die Fenster der Gesellschaftsräume im ersten Stockwerk waren noch erhellt. Dahinter mochten noch unverbesserliche Spielrassen sitzen, die vor dem hellen Morgen nicht ans Heimgehen dachten. Die großen Festsäle unten lagen schon dunkel und verlassen.

Seufzend wendete sich Felix dem Zimmer wieder zu. Das Halbdunkel, das sich um die Nachtlampe

schier geisterhaft wob, ließ ihn erfrösteln, und seine Stimmung wurde immer gedrückter und trostloser. Er kam sich wie ein Ausgestoßener vor. Die Menschen, in deren Haus er einsam über ihres Lieblings Leben wachte, hatten ihm mißtraut. Nun schliefen sie und ihr Kummer mit ihnen, während er, der bezahlte Arzt, für sie wachte. Er glich einem Söldner, der in finsterner Nacht Schildwache steht, geringschätzig von den Invasoren des von ihm bewachten Palastes über die Achsel angeschaut — er war ihr Mietling, dem sie dennoch ihre Sicherheit, ihr Leben anvertrauten.

Lange bevor die drei qualvollen Stunden sich ihrem Ende näherten, überkam Felix hoffnungslose Mattigkeit. Er begann die Kontrolle über den Minutenlauf zu verlieren, er fand sich schlaftrunken nickend, und wenn er sich gewaltsam wieder aufraffte, so wußte er nicht zu sagen, wieviele Minuten er übersehen hatte. Die Uhr glitt ihm aus der Hand, aber er ermunterte sich wieder, als er die Uhrkette sich straffen fühlte. Er zwang sich zum Aufstehen. Rastlos durchschritt er das Zimmer — hin und her und wieder zurück — immer vierzehn Schritte. Dann wieder öffnete er das Fenster, und mit tiefen Atemzügen sog er die linde Nachtluft ein. Zuweilen suchte er auch die Küche auf und schlürfte den dort für ihn bereitgestellten Kaffee. Er lehrte zum Krankenbett zurück und nahm das Zählen der einzelnen Pulsschläge, das Beobachten der winzigen Atembewegungen wieder auf. Aber er konnte sich die Zahlen nicht mehr merken, er mußte sie aufschreiben, um sich ein Urteil über ihre Bedeutung bilden zu können.

Schließlich aber ging auch die dritte und härteste Stunde zu Ende. Nun durfte er es wagen, das Leben selbst wieder zurückzurufen. Das brachte ihm Kraft

und Mut zurück. Nun war er wieder Arzt, nichts anderes als Arzt. Angestrengt begann er die Arme der Kranken zu heben und zu senken, um die Atembewegung zu beschleunigen, das langsam pulsende Leben zurückzurufen. Aber es wollte sich nicht zurückrufen lassen, und die Angst, daß er allzulange mit seinem Eingreifen gesäumt, würgte ihn an der Kehle.

Eine weitere Stunde ging darüber hin — endlos, zermalmend und vernichtend, eine Stunde, in der jede zur halben Ewigkeit gedehnte Minute das Verdammungsurteil über ihn aussprach.

Da — endlich! Endlich reagierte der Pulsschlag etwas kräftiger und fühlte sich nicht ganz so schlaff mehr an. Auch die Atmung nahm zu, noch lange nicht stark genug, um völlig befriedigend zu sein, aber immerhin, sie nahm zu!

Der nächste Stundenverlauf ließ den gegen den Allbezwinger kämpfenden Arzt weiteren Boden gewinnen. Nicht viel, aber festen Grund genug, um darauf fußen und weiterkämpfen zu können.

Draußen begannen die ersten Dämmerlichter schleierhaft über die Baumwipfel zu huschen. Einzelne Vogelstimmen zirpten. Dann krächte ein Hahn, ein anderer antwortete. Nun zankten die Sperlinge, wenn das dumpfe Rumpeln eines frühen Milchwagens sie zum Hochflattern zwang. Hallende Schritte wurden laut — und dann schwanden die grauen, unbestimmten Farben, Sonnengold grüßte wie neugeborene Hoffnung von den Dachfirsten und kroch belebend an den Häusermauern herunter. Der junge Tag war geboren!

Mit einem Atemzuge unsagbarer Erleichterung verlöschte der junge Arzt die Nachtlampe. Dann wendete er sich seiner Patientin wieder zu, und die Zähne aufeinanderbeißend begann er mit zuckenden, schmer-

zenden Muskeln die letzten Hantierungen, die noch erforderlich waren, um sein kleines Wunder wahrhaftig zu machen.

Dann saß er fröstelnd unter der frisch durch das geöffnete Fenster hereindringenden Morgenluft. Wie mit Schmiedehämmern schlug die Schlassucht auf sein schmerzendes Gehirn ein.

Die Krankenschwester fand ihn, den einen Ellbogen aufs Knie stützend und das Kinn in der Rechten verbergend; mit der anderen Hand umklammerte er den Puls seiner Patientin. Er zuckte zusammen und fuhr auf von seinem Stuhl.

„Wie geht es unserer Kranken, Herr Doktor?“ flüsterte die Schwester. „Verzeihen Sie, daß ich so lange —“

Statt einer Antwort wies Felix auf die Schlummernde. Mit Staunen gewahrte die Krankenschwester, daß sanfte Röte in die Wangen der Schläferin zurückgekehrt war, daß leise, aber regelmäßige Atemzüge die junge Brust hoben.

Wieder öffnete sich die Tür. Verstohlen hatte die Bürgermeisterin sich von der Seite des noch schlafenden Gatten geschlichen, die mütterliche Angst hatte sie nicht länger ruhen lassen. Nun spähte sie, ein Bild der bangen Furcht, durch den Türspalt, in ihren bleichen Zügen stand die schreckvolle Erwartung geprägt, daß sie in ein für immer still gewordenes Gesicht würde schauen müssen.

„Ist sie — —“

Sie stockte, konnte das schreckliche Wort nicht aussprechen.

Der Arzt winkte und wies auf das Krankenbett.

Leise kam sie auf den Bebenspißen und mit über dem wildpochenden Herzen gefalteten Händen durchs

Zimmer heran, bis sie neben Felix und der Krankenschwester stand und gleich diesen mit stummer Andacht, während die Tränen ihr immer wieder den Blick verdunkelten, auf die nun sich leise Regende niederschaute.

Da ging es wie Morgendämmerung über die zartgeröteten Züge der dem Leben Wiedergewonnenen, sie bewegte die Augenlider, ihre Brust hob und senkte sich unter einem langen, langen Atemzuge — und dann schlug Emmi plötzlich die Augen auf und blinzelte nach der Stelle, wo ihre Mutter stand. „Muttmchen!“ Schwerfällig kam es von den Mädchenlippen. „Warum weinst du, Muttmchen? Ich bin doch ganz gesund. Mir fehlt nichts mehr. Aber ich — so müde .. ah, so müde!“

Dann schlossen sich ihre Augen wieder, und sofort war sie auch eingeschlafen.

„Sorgen Sie dafür, daß jegliche Störung fernbleibt,“ sagte Felix leise zu der Krankenschwester, erteilte ihr noch die notwendigen Anordnungen, und dann nahm er Hut und Stock und ging.

Im Korridor begegnete er dem Bürgermeister, der bei seinem Anblick die Treppe eiliger herabließ. Voll banger Erwartung schaute er den jungen Arzt an.

Felix legte den Finger an die Lippen. „Ruhe — keinerlei Störung, Herr Bürgermeister! Ihre Tochter schläft der Genesung entgegen!“

Er litt es, daß der bewegte Mann seine beiden Hände ergriff und drückte, als ob er sie zermalmen wollte.

Dann aber machte er sich fast unfreundlich los. „Es ist jetzt weiter nichts zu sagen oder anzuordnen, Herr Bürgermeister. Die Lebensgefahr ist beseitigt — alles übrige muß die Natur tun.“

Felix trat auf die Straße. Eilig strebte er seinem

Heim zu. Die erstaunt auf seinem schwarzen Gesellschaftsanzuge haftenden Blicke der Passanten beachtete er kaum.

In der Nähe des Amtsgerichts begegnete er Burkhard. Der kam in seinem gewohnten Schlenderschritt, gut ausgeschlafen und gut aufgelegt wie immer. Um seine Lippen schien noch wie ein Abglanz der verwichenen Nacht ein an ihm sonst ungewohntes verträumtes Glückslächeln zu schweben.

„Guten Morgen, Doktor!“ rief er schon von weitem. „Aber Sie stecken ja noch in der Gesellschaftskluft! Haben Sie sich die ganze Nacht um die Ohren geschlagen? Na, vielleicht sehen wir uns später im ‚Erbprinzen‘ zum Frühstück — was?“

Der Arzt gab ihm keine Antwort, er begriff nicht einmal ganz, was der andere gesagt hatte. Mit den schwankenden Schritten eines Trunkenen strebte er seiner Wohnung zu. Er hatte nur noch einen Gedanken, nur noch eine Sehnsucht — schlafen zu dürfen.

In seinem Schlafzimmer warf er sich, wie er ging und stand, aufs Bett und war auch noch in derselben Minute fest und tief eingeschlafen.

Acht Tage waren seit dem Sommerfest der „Eintracht“ ins Land gegangen. Felix Klingmann trat eben an den Frühstückstisch, als sein Auge auf die Morgenpost fiel, die ihm seine Wirtin stets neben die Tasse zu legen pflegte.

Mechanisch öffnete er den ersten, unverklebten Umschlag. Eine Verlobungskarte fiel ihm entgegen — Evas Verlobungsanzeige mit dem königlichen Amtsrichter und Leutnant der Reserve Doktor Ludwig Burkhard!

Am hundert und mehr Frühstückstischen diskutierte

man jetzt sicherlich das tief in das gesellschaftliche Leben Bergfeldens einschneidende Ereignis, tuschelte über die Neuigkeit, machte seine Glossen darüber, zumal man in allen Honoratiorenkreisen mit Sicherheit erwartet hatte, daß die vom Kreisarzt einstmals ausgesandten Verlobungskarten einen anderen Bräutigam nennen würden.

Langsam wich die Farbe aus den sich versteinernenden Zügen des jungen Arztes. Nun begriff er, warum Eva in den letzten acht Tagen seinen Besuch nicht ein einziges Mal angenommen, so sehr er sie auch in verschiedenen Zuschriften darum gebeten hatte.

Als er am Abend nach jener schicksalsbanger Nacht Eva zuerst aufgesucht, hatte ihn statt ihrer der Kreisarzt empfangen. Er war eben vom Rittergut Großsedlitz zurückgekehrt, ohne daß er dort den beiden Knaben Rettung von der tödtlichen Krankheit, von der sie jäh befallen worden waren, hatte bringen können. Beide Kinder waren der Halsbräune erlegen.

Felix war mit eisiger Höflichkeit von seinem älteren Kollegen empfangen worden. Vermutlich hatte Doktor Windelband bereits gehört, daß in dem Befinden der von ihm aufgegebenen Patientin eine Wendung eingetreten war, was ihn im Verein mit seinem Mißerfolg in Großsedlitz begreiflicherweise hatte verstimmen müssen. Aber Felix hatte mit Sicherheit erwartet, daß der Mann, in dem er seinen Gönner und zukünftigen Schwiegervater zu erblicken sich gewöhnt hatte, Gerechtigkeitsgefühl genug besitzen würde, um ihm seine Anerkennung schließlich nicht zu verweigern.

Das traf indessen nicht zu. Freilich mochten daran auch Bürgermeisters schuld tragen, hatten sie doch darauf bestanden; daß die weitere Behandlung ihrer

Tochter in den Händen des jüngeren Arztes verbleiben sollte. Umsonst hatte Felix ihnen vorgestellt, daß ihr Verhalten ihn seinem älteren Kollegen gegenüber in eine schiefe Lage bringen müßte, und daß er doch nur als dessen Vertreter gehandelt habe — sie wollten nichts davon hören.

So hatte sich der Bruch vorbereitet — und nun hielt Felix diese Verlobungsanzeige in der Hand. Eva selbst hatte, um ihn noch empfindlicher zu treffen, die Adresse geschrieben. —

Man war in Bergfelden nicht gerade besonders taktvoll. Die Verlobungsanzeige hatte gleich einer Bombe eingeschlagen, und da die Stadt viel zu klein war, um einander ausweichen zu können, so lief Felix der Reihe nach fast seinen sämtlichen Bekannten in die Arme. Natürlich war es immer dasselbe Gesprächsthema, das da angeschlagen wurde, und kein einziger dieser lachenden und schwachenden Bekannten schien begreifen zu können, daß Felix unter ihren zudringlichen Fragen seelisch leiden mußte.

Am liebsten hätte er diese Menschen einfach stehen lassen und wäre seiner Wege gegangen. Aber das ging nicht, er mußte ihre taktlosen Fragen und Bemerkungen über sich ergehen lassen.

So zwang er sich zu einem unverbindlichen Lächeln und strebte weiterzukommen. Inmmerhin aber hatte dieses Spießrutenlaufen die Wirkung, daß er sich auf sich und seinen Stolz zurückbesann. Die finsternen Vorsätze der ersten Stunden, in denen ihm als unbestimmter Entschluß vorgeschwebt hatte, den Amtsrichter vor die Pistole zu fordern, waren ruhigeren und sachlicheren Erwägungen gewichen.

Zwischen ihm und dem schönen Mädchen, das ihn so leichtherzig hatte aufgeben können, war ja das

entscheidende Wort noch nicht gefallen gewesen, sie war Herrin über ihre Entschlüsse und ihre Hand geblieben — und nun sie diese an einen anderen Mann vergeben hatte, so mußte er sich mit möglichst gutem Anstande in die vollendete Tatsache zu fügen versuchen.

Felix trat gerade aus der einzigen Blumenhandlung des Städtchens, wo er kurz entschlossen ein Blumengebinde bestellt hatte, das unter Beifügung seiner Karte der Neuverlobten zugesandt werden sollte, da kam Eva am Arm ihres Bräutigams am Laden vorüber.

Sie war augenscheinlich bestrebt, das Übermaß ihres bräutlichen Glückes öffentlich zum Ausdruck zu bringen. Angeschmiegt hing sie am Arm des Amtsrichters, und ein berückendes Lächeln umspielte dabei ihre Lippen, und selbst ihrem Gange verstand sie solche Anmut zu verleihen, als schwebte sie über rosig geränderte Wolken und nicht über das recht holperige Straßenpflaster Bergfeldens dahin.

Natürlich hatte sie wahrgenommen, wie die Ladentür sich geöffnet hatte und Felix in ihrem Rahmen aufgetaucht war; aber geflissentlich ließ sie sich nichts merken, sondern schmiegte sich nur noch hingebender an den Verlobten und sicherte gleich einem ausgelassenen Schulmädchen über eine gerade von ihm gemachte Bemerkung, als ob es sich um einen Kapitalwiz handelte. Mit großem Geschick übersah sie den Gruß ihres früheren Verehrers, der unter der Ladentür stehen geblieben war, um das Paar an sich vorüberzulassen. Erst der Gruß des Amtsrichters, der lächelnd den Strohhut schwenkte, schien sie auf die Gegenwart des jungen Arztes aufmerksam zu machen. Nun wendete sie flüchtig den Kopf nach ihm um und gönnte ihm ein Kopfnicken, begleitet von einem gleich-

gültigen Lächeln, wie sie es für jeden Durchschnittsbekanntem übrig hatte.

So geschickt sie aber auch schauspielerte, so vermochte sie dennoch nicht ihren Blick zu meistern, und in diesem lag offene Schadenfreude. Er schien zu sagen: „Siehst du nun, du Narr — so gut könntest du selbst es haben, wenn du artig gewesen wärest. Nun bist du Luft für mich!“

Natürlich war der kleine Vorgang, so flüchtig er sich auch abspielte, nicht ohne Zeugen geblieben. Die Marktstraße war um die späten Nachmittagsstunden immer leidlich belebt; im Untergeschoß des an die Blumenhandlung grenzenden Hauses wohnte die verwitwete Frau Konrektor Schöpfle, und da sie, wie fast immer, am Wohnzimmerfenster, vor dem der doppel-seitige Spion angebracht war, saß, so hatte sie die interessante Begrüßung haarscharf studieren können. Doktor Klingmann war bis unter die Haarwurzeln bleich geworden, das hatte sie genau gesehen, aber er hatte sich wundervoll gehalten. Dagegen hatte sich diese Person, diese Eva Windelband, einfach ordinär aufgeführt, hatte geradezu beleidigend laut gelacht. Frau Konditor Schababerle, die ihre süße Herrschaft in dem großen Laden mit den riesigen Spiegelscheiben gerade dem Gärtnergeschäft gegenüber mit ebensoviel Grazie wie Umsicht führte und für Windelbands, die zu ihren besten Kunden gehörten, schwärmte, konnte dagegen den von der jungen Braut bei der bewußten Gelegenheit an den Tag gelegten Takt nicht genug bewundern. Doktor Klingmann aber hatte sich ihrer Ansicht nach wie ein Stockfisch benommen, ein Urteil, dem man jedoch nur sehr bedingt trauen durfte, wenn man die Andeutungen der Frau Apotheker Schuhmacher anhörte, die den Vorgang gleichfalls vom

Fenster ihrer Wohnstube im zweiten Stockwerk des großen Eshauses beobachtet hatte. Sie hatte zwar keinen Grund, sich für den jungen Arzt sonderlich zu erwärmen, verschrieb doch Doktor Klingmann viel zu wenig Rezepte, sie mußte zur Steuer der Wahrheit aber dennoch bekennen, daß er sich leidlich gut aus der Affäre gezogen habe.

Am nächsten Tage bildete das allgemeine Tagesgespräch die von Emma Wilser, der ältlichen Tochter des Gärtners, dessen Ladengeschäft sie leitete, verbürgte Tatsache, daß Eva Windelband die ihr im Auftrage des Arztes zugeschickte Blumenpende samt seiner beigefügten Karte zurückgewiesen habe, und zwar mit der nicht minder durch das Wilser'sche Dienstmädchen, einer mit dem silbernen Verdienstkreuze für langjährige treue Dienstzeit ausgezeichneten und darum unbedingt vertrauenswürdigen älteren Person, die mit dem Überbringen des Buketts beauftragt gewesen, verbürgten schnippischen Äußerung, daß sie sich derartige Spenden von einem Herrn, der so taktlos ihrem Vater gegenüber gehandelt hätte, durchaus verbitten müßte.

In der nächsten Zeit sahen sich die Honoratioren Bergfeldens von einer Hochflut interessanten Gesprächstoffes überschwemmt.

Wie immer in solchen Fällen wurde das so interessante Gesprächsthema an der Brutstätte des allerbösartigsten Klatsches, den Stammtischen im Ratskeller, in der „Eintracht“ und „Harmonie“ weidlich breitgetreten, nachdem das schönere Geschlecht in seinen verschiedenen Kaffeetränzchen gewissermaßen die Marschroute vorgeschrieben hatte. Glichen die spizen Zünglein der Frau Gevatterinnen den aufklärenden Vor-

stößen der leichten Kavallerie, so machte der Männerklatsch wie schwere Artillerie glatte Bahn; worüber er dahingezogen ist, da wächst so leicht kein Gras mehr.

Nun, diesmal klatschte man durchaus nicht böseartig, ganz im Gegenteil. Aber auffallend waren die häufigen Doktorbesuche im Bürgermeisterhause doch. Emmi erholte sich doch prächtig, die brauchte keinen ärztlichen Berater mehr. Das Mädel wurde einfach wieder unverschämt gesund, wie der Apotheker sich ausdrückte, um dann augenzwinkernd hinzuzufügen, daß in einem solchen Falle doch höchstens ein Seelenarzt in Betracht kommen könnte.

Tatsache war jedenfalls, daß Doktor Klingmann fast allabendlich im Bürgermeisterhause verweilte und dies so offenkundig, daß manche Leute, die ihn schleunigst zu berufen wünschten, gar nicht erst den Umweg über das Doktorhaus machten, sondern gleich dort vortraten, wo sie ihn sicher anzutreffen wußten.

Und was etwa noch fehlte, um das Gerücht zu bestätigen, das besorgte Bürgermeister Kroner selbst aufs gründlichste. Der verstand sich aufs Reklamemachen! Besonders seitdem der Kreisarzt Doktor Windelband seine unfreundliche Trumpfkarte gegen den bei ihm in Ungnade gefallenem jüngeren Kollegen ausgespielt und Doktor Kratt, einen jüngeren Arzt, der bis dahin in einer anderen Kreisstadt praktiziert, zur Niederlassung in Bergfelden bewogen hatte.

Die Klatschbasen an den verschiedenen Stammischen lächelten sich an. Natürlich bewog den Bürgermeister zu seiner scharfen Parteinahme für Doktor Klingmann nicht allein die Dankbarkeit — nein, er wollte einfach seinem zukünftigen Schwiegersohn eine gutzahlende Praxis sichern. Das hätte er aber gar nicht nötig gehabt, denn der junge Arzt war ein ganz patentter

Rekl, und wer ihn einmal in Krankheitsfällen berufen hatte, der blieb ihm sicherlich auch in Zukunft treu.

Den Bürgermeister direkt anzuzapfen, wagte niemand, denn dessen herzerquickende Grobheit war im Städtchen bekannt genug, und man verdarb es mit dem gestrengen Herrn nicht gern.

So ging fast ein Jahr ins Land. In der Stadt vollzog sich inzwischen eine reinliche Scheidung, die sich auch auf gesellschaftliche Verhältnisse übertrug und derartig scharf durchgeführt wurde, daß zu der mit unerhörter Pracht gefeierten Hochzeit der Kreisärztstochter mit Amtsrichter Burkhard weder Bürgermeisters noch deren starker Anhang geladen wurden.

Wie so häufig, so bedurfte es auch in diesem Falle nur eines äußeren Anlasses, um die Würfel endlich ins Rollen zu bringen. Und den gab gerade die prunkvolle Hochzeit mit Ausschluß der Bürgermeisterpartei, obwohl Kroner Vorstand der „Eintracht“ war, in deren Festsälen die Feier veranstaltet wurde.

Am Vorabend der Hochzeitsfeier hatte der Bürgermeister, obwohl ein trinkfester Herr, ein ganz klein wenig tiefer als sonst ins Glas geschaut, vermutlich um den Grimm über die erlittene Zurücksetzung besser hinunterspülen zu können. Da war ihm das Herz noch leichter, als unter gewöhnlichen Umständen es schon der Fall zu sein pflegte, auf die Zunge getreten, und wie er einen Augenblick allein mit Felix hinten im Garten geseßen, da hatte er diesem das Glas entgegengehalten, gar schelmisch mit den Augen gezwinkert und bedeutungsvoll gemeint: „Na, Doktor, wir brauchen doch nicht länger miteinander Verstecken zu spielen. Sie sind 'n prächtiger Rekl und ganz mein Fall — und daß Sie unseres Sonnenscheinchens Fall erst recht sind, wissen wir — was? Bringen Sie Ihre Sache mit dem Mädcl in

Ordnung, dann trinken wir Brüderschaft, und morgen feiern wir hier im Garten Verlobung, daß der Sippe drüben im Eintrachtsgarten die Ohren klingen sollen!“

Wie der Zufall manchmal gefällig kuppelt, war Emmi, ehe der verblüffte Felix überhaupt etwas sagen konnte, mit ihrer Mutter in die Laube gekommen.

Da rief der Bürgermeister Kroner lustig: „Du, Mutti, unser Doktor möchte sich gerne verloben, wie er mir eben unter der Blume zu verstehen gegeben hat. Ich denke, da verkrümeln wir uns ein wenig — was?“

Und wie Felix da das liebliche Erröten Emmis und das verklärte Aufleuchten in ihren Blicken wahrgenommen hatte, da war es ihm durchaus nicht schwer gefallen, sich in die Rolle eines liebenden Bräutigams zu finden.

So hatte man denn an diesem Abend noch im kleinsten Familienkreise Verlobung gefeiert, und am nächsten Abend hatten sich viele Honoratioren, die eigentlich schon ihre Teilnahme bei der Hochzeitsfeier in der „Eintracht“ zugesagt hatten, bei Bürgermeisters eingefunden, und zwar durchaus nicht lediglich aus dem Grunde, um es mit dem Stadtoberhaupte nicht zu verderben, sondern in ehrlicher Freude über die zustandegekommene, in den weitesten Kreisen vorausgesehene Verlobung.

Das angehende Brautpaar war in Bergfelden entschieden populärer als das nunmehrige junge Ehepaar.

Bürgermeister Kroner war der Ansicht, daß ein langer Brautstand schlimmer als sämtliche ägyptischen Landplagen sei. Demgemäß drang er auf baldige Hochzeit, und diese wurde am selben Tage gefeiert,

als das von ihm erbaute und mit behaglicher Eleganz eingerichtete „Doktorhaus“ eingeweiht werden konnte.

Die Hochzeit verlief glänzend. War Felix auch innerlich weit entfernt von jenem Überschwang der Gefühle, die ihn seiner Meinung nach beseelt haben würden, hätte er Eva zum Traualtar führen dürfen, so erfüllte ihn doch eine warme, herzliche Zuneigung für das im bräutlichen Schmucke unendlich liebreizend ausschauende blonde Wesen, das sich ihm so vertrauensvoll zu eigen gab. Und wie die feierlichen Priesterworte ihn für immer an Emmi Kroner bannten, da gelobte er sich in tiefster Seele, nur ihrem Glücke zu leben, jeden Gedanken an die andere aus seinem Herzen zu reißen und ihre reiche Hingebung und Liebe nach Kräften zu erwidern. Das süße junge Weib, das mit einem bestrickenden Glückeslächeln ihm in den Armen lag, sollte niemals ahnen dürfen, daß ihm nicht seine ganze ungeteilte Liebe gehörte.

Natürlich hatte man allgemein in Bergfelden angenommen, daß das junge Ehepaar die übliche Hochzeitsreise antreten würde, und da Bürgermeister sich das leisten konnten, so hatte man an den Stamm- und Kaffeetischen der Honoratioren sich eingehend über die Vorzüge einer Italien- oder gar Ägyptenreise gestritten; das Nordkap konnte wegen des vorgeschrittenen Herbstes nicht gut in Betracht kommen.

Aber die junge Frau Doktor ging von der Hochzeitsfeier in der „Eintracht“ am Arme ihres Gatten in die schmucke Villa, die ihnen ihr Vater zum Hochzeitsangebinde geschenkt, ließ sie von Felix aufschließen — und ging am nächsten Tage zum Einkauf und auf die Dienstbotensuche, als ob sie schon jahrelang verheiratet sei.

„Mein Mann gehört zuallererst seiner Praxis,“

sagte sie allen, die es hören wollten, mit einer sie allerliebste kleidenden Bestimmtheit. „Er ist gerade jetzt, wo so viele Influenzafälle vorliegen, unentbehrlich.“

Und dabei blieb's. Es wurde keine Hochzeitsreise gemacht, so sehr über diesen Bruch mit altgeheiligten Traditionen die Freunde und Bekannten die Nasen rümpften. Aber es setzte auch sonst noch Überraschungen. Bürgermeister Emmi entpuppte sich als eine recht resolute Hausfrau. Wäre es nach der Meinung der Gevattern gegangen, so würde das schmutze Doktorhaus von Besuchern nicht leer geworden sein. So aber bedeutete Frau Emmi gar bald selbst ihren intimsten Freundinnen, daß ihr Hausstand zunächst einmal für ihren Gatten da sei. Dieser bedürfe der Ruhe, wenn er von seiner anstrengenden Praxis käme, und man könne ihm nicht zumuten, sich Besuchern widmen zu müssen, statt sich's in den wenigen Freistunden, die ihm ohnehin nur vergönnt waren, nach Herzenslust behaglich zu machen. Gar bald beschränkte sich der Umgang des jungen Paares nur noch auf die Schwiegereltern und die allernächsten Freunde.

Felix war seinem Frauchen von Herzen dankbar dafür. Sie erwies sich überhaupt als die gute Fee, die um ihn ein Behagen, wie er sich's in seinen kühnsten Träumen nicht zu erhoffen gewagt hätte, schuf. Und was er staunend an ihr noch mehr bewunderte, war die kameradschaftliche Art, mit der sie auf seine Bestrebungen einging und ihm die Verstimmungen aller Art, die er häufig genug mitzubringen pflegte, auszureden wußte. Manchmal ertappte er sich dabei, wie er an sein Heim mit wirklichem Glücksgefühl dachte. Wenn ihm nur nicht immer wieder Eva begegnet wäre, so würde er sich gar bald wunschlos zufrieden gefühlt haben.

Frau Fama blieb in Bergfelden andauernd geschäftig. Erst deutete man verstohlen an, dann munkelte man immer deutlicher, daß Amtsrichters Ehestand immer bedrohlicher zu einem Wehestand zu werden drohte. Einen ganzen Monat hatte es noch kein dienstbarer Geist dort ausgehalten, was an dem sehr reizbaren Temperament Frau Evas liegen sollte, wie die gekränkten Rüchenseen übereinstimmend versicherten. Ihr konnte einfach niemand etwas recht machen, selbst der Herr Amtsrichter nicht, mit dem Zank und Streit an der Tagesordnung waren. Ja, das junge Paar war noch kein Jahr miteinander verheiratet, da sollte, wenn man dem betreffenden Mädchen Glauben schenken durfte, der Herr Amtsrichter seufzend gesagt haben, daß er sie auf Wunsch seiner Frau entlassen müßte und sie dazu herzlich beglückwünschte; er könnte sich leider sein Dienstbuch nicht gleichfalls aushändigen.

Daß Doktor Burchard sich nicht sonderlich glücklich fühlen konnte, ging wohl am klarsten aus seiner allmählichen Wiederaufnahme aller früheren Junggesellengewohnheiten hervor. Ja, er aß sogar häufig wieder im Ratskeller oder Kasino, sogar mittags, was vor ihm in Bergfelden noch kein verheirateter Mann gewagt, es sei denn, daß das große Hausreinemachen ihn mit Erlaubnis der Frau Eheliebsten verjagt hätte.

Nach der Geburt eines Stammhalters wurde das sich am Schicksalshimmel der Bewohner des Amtshauses zusammenziehende Gewölk zwiefach bedrohlich. Ein häßliches Zerwürfniß mit der „weisen Frau“, die der Kreisarzt kurzerhand aus dem Hause gejagt, als sein Enkel genau drei Tage alt gewesen, trug noch dazu bei, die öffentliche Meinung andauernd zu beschäftigen. Frau Grimm, die eine mehr als dreißigjährige Praxis zu verzeichnen und der jüngeren Bevölkerung Berg-

feldens zum überwiegenden Teile bei ihrer Ankunft in dieses Tränental behilflich gewesen war, beschuldigte den Kreisarzt genau so wie dieser sie. Er habe lauter konfuse Anordnungen erteilt, von denen die nächste immer wieder die kurz zuvor erst von ihm gegebene aufgehoben hätte. Doktor Windelband dagegen ließ mit dem Brustton der Überzeugung verkünden, die Grimm sei eine alberne Person, der er das Handwerk in Bälde gründlich legen werde.

Schließlich wurde daraus ein Beleidigungsprozeß, den in Vertretung Burkhardts der als zweiter Amtsrichter fungierende Assessor leitete, und der mit einem lahmen Vergleich endigte, zumal aus dem unklaren Beweismaterial hervorzugehen schien, daß beide Parteien insofern im Rechte waren, als der Kreisarzt in seiner Besorgnis um das Wohlbefinden von Tochter und Enkel sich sehr erregt gezeigt und widersprechende Anordnungen erteilt, denen die Grimm wiederum nicht gehorcht gehabt hatte. Am schlimmsten bei dem unleidlichen Handel war entschieden die Wöchnerin gefahren, denn diese hatte ein hitziges Kindbettfieber durch lange Wochen bis nahe an den Grabstrand gebracht.

Bei der Gerichtsverhandlung verdarb es auch des Kreisarzts bisheriger Schülking gründlich mit dem so autokratisch angehauchten alteingefessenen Arzte. Doktor Kratt mußte als Zeuge angeben, daß seines Erachtens die gefährliche Erkrankung Frau Evas recht gut hätte vermieden werden können, wenn der Kreisarzt nicht hartnäckig auf seiner Meinung bestanden hätte. In derselben Gerichtsverhandlung mußte Doktor Windelband zugeben, daß er sich um die Erfolge respektive Fortschritte in der Bakterienkunde nur mäßig gekümmert und eine nur oberflächliche Kenntnis von den Beziehungen

zwischen diesen vermeintlich entdeckten Erzeugern von Krankheiten und deren Bekämpfung gewonnen hatte. Wohl legte er seinen von ihm als richtig bezeichneten Standpunkt dar, aber er ging mit geschädigtem Rufe aus dem Prozesse hervor, die Zahl seiner ohnehin schon stark zurückgegangenen Patientenschar verringerte sich noch mehr, und als er den Versuch zur Heranziehung eines weiteren Arztes machte, warnte der Bürgermeister in öffentlichen und medizinischen Fachblättern die Äskulapjünger in amtlicher Eigenschaft vor Eröffnung einer Praxis in Bergfelden.

Ohne daß Felix dies gewollt, profitierte er durch diese unliebsamen Vorkommnisse; seine Praxis umfaßte nun alle Bevölkerungskreise der Stadt und Umgegend, und man hatte sich daran gewöhnt, in Fällen plötzlicher oder vorausichtlich schwerer Erkrankung zunächst ihn zur Übernahme der Behandlung zu gewinnen; der Kreisarzt und Doktor Kratt mußten sich in die Behandlung der übrigbleibenden Fälle teilen, wobei der letztere immerhin noch glanzvoll abschnitt, während der alteingesessene Arzt, der früher immer über die an ihn gestellten unerhörten Opfer an Zeit und Bequemlichkeit zugunsten seiner Patienten geklagt, nun überreichlich Zeit zum Spazierengehen fand und seine Nachtglocke mit der Zeit das „ungezogenste“ Ding in ganz Bergfelden wurde.

Die Gerüchte über Frau Evas unglückliche Ehe wollten auch nicht verstummen, trotzdem man die beiden Ehegatten bei festlichen Veranstaltungen, wo sie niemals fehlten, immer zusammen und anscheinend im besten Einvernehmen sehen konnte. Man verübelte es Frau Eva allgemein, daß sie ihren Kleinen der Aufsicht und Pflege ihrer oft wechselnden Rindermädchen überließ; auf der anderen Seite sah man sie fast täglich auf der

Wallpromenade in Gesellschaft ihres kleinen Lodenkopfes, und es ließ sich kaum ein lieblicheres Bild denken, als Mutter und Kind es boten, wenn sie so Hand in Hand miteinander promenierten.

Frau Evas Mutterglück sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein. Als ihr Knabe ins dritte Lebensjahr ging, meldete sich in Bergfelden ein heimtückischer Gast, die Diphtherie, und verbreitete sich sofort.

Als nun in der Stadt, und zwar in den Wohnhäusern der begüterten Familien ebensogut wie in den bescheidenen Wohnungen der Arbeiter, die Seuche ausbrach, hätten sich die drei Ärzte vervielfachen mögen, um der allenthalben an sie gestellten Nachfrage zu entsprechen. Mit einer früher nie von ihm an den Tag gelegten Bereitwilligkeit entsprach der Kreisarzt nunmehr jedem an ihn gestellten Rufe, und wo immer er erschien, geschah es in der altgewohnten pompösen Weise. Er verordnete Einpinselung der Rachenhöhle mit antiseptischen Flüssigkeiten, empfahl Kräftigung der kleinen Patienten durch reichlichen Weingenuß und suchte das Fieber durch Bäder zu dämpfen. Ja, in verzweifelten Fällen führte er sogar vereinzelt den Luftröhrenschnitt aus, obwohl er niemals eine glückliche Hand bei Operationen gezeigt hatte. Aber der Anwendung von Heilserum widersezte er sich beharrlich.

„Man sieht ja den Erfolg,“ äußerte er. „Meine beiden jungen Kollegen überschwemmen die Stadt mit diesem Wundermittel — haben sie etwa einen niedrigeren Prozentjah an Todesfällen zu verzeichnen?“

Eines Tages verbreitete sich das Gerücht, daß auch der kleine Sohn des Amtsrichters an Diphtherie erkrankt sei. Felix erfuhr die Kunde aus dem Munde seiner Frau, als er eines späten Abends müde und abgespant zurückkehrte.

Wie immer war ihm auch heute Emmi mit einem Freudenruf entgegengeeilt und hatte sich trotz seiner Abwehr nicht zurückhalten lassen, ihm den gewohnten Willkommkuß zu geben. „Ich fürcht' mich nicht vor dir, Schatz, du bringst keine Ansteckung mit ins Haus. Dafür bist du zu vorsichtig, riechst ja auch wie 'ne wandernde Apotheke,“ scherzte die kleine Frau. Dann aber setzte sie ernst hinzu: „Denke dir aber, Windelband soll die schreckliche Seuche auf seinen eigenen Entel übertragen haben.“

Erschrocken schaute Felix sie an. „Das sähe dem alten Scharlatan ähnlich,“ versetzte er bitter, „der spaziert von einem Krankenbett zum anderen, ohne die geringste Schutzmaßregel anzuwenden — und doch haben ärztliche Fingernägel schon mehr Krankheiten übertragen, als dies direkte Ansteckung fertiggebracht hätte.“

Sie ließen sich zu einem raschen Abendessen nieder. Aber sie hatten damit kaum begonnen, als das Telephon anklingelte. Als Felix den Empfänger wieder aufhängte und ins Eßzimmer zurückkehrte, lachte er unmutig auf.

„Ich muß dich schon wieder verlassen, Schatz — ein neuer Fall. Aber 's ist nur um die Ecke. Ich werde voraussichtlich bald wieder zurück sein.“

Sie schmiegte sich zärtlich an ihn. „Das freut mich um deinetwegen,“ sagte sie. „Du mußt ja schrecklich müde und abgespant sein.“

„Wenn's nur das wäre — aber du tußt mir leid, Kleine. In den letzten vierzehn Tagen haben wir keinen ungestörten Abend mehr gehabt.“

Sie lachte. „Dafür bin ich eine Doktorsfrau. Du glaubst gar nicht, wie stolz mich das Bewußtsein macht, daß die Leute solch großes Vertrauen in dich setzen. Wenn sie dich rufen, dann halten sie ihr Krankes auch schon für gerettet.“

Er mußte lachen. Dann beugte er sich gerührt über sie. „Du Liebes! Wenn alle Welt mich mit deinen Augen ansähe, dann ginge mein Zukunftstraum, einmal bis zum berufenen Universitätslehrer hochzu- steigen, sicherlich in Erfüllung.“

„Das kommt auch so!“ entgegnete sie. „Wirst du nicht schon jetzt häufig an Orte gerufen, wo doch andere Ärzte leichter und rascher zu erreichen wären? O Männchen, ich weiß ganz gut, warum ich so unbändig stolz auf dich bin!“ —

Die Nacht verlief für das junge Ehepaar gar unruhig. Wiederholt mußte Felix seinen wohlverdienten Schlaf unterbrechen, sich hastig ankleiden und dringliche Krankenbesuche machen.

Als es schon Tag werden wollte, klingelte es wieder anhaltend und stark. Felix, der sich kaum niedergelegt, blinzelte verschlafen und erhob sich dann halb im Bett, als Frau Emmi, die vorn im Zimmer aus dem Fenster mit dem abermaligen Störer ihrer Nachtruhe verhandelt hatte, aufgereggt ins Schlafzimmer zurückkehrte.

„Der Amtsrichter steht unten, du möchtest sofort mit ihm kommen, mit seinem Söhnchen soll es sehr schlimm stehen.“

Felix starrte sie verblüfft an. „Und da ruft man mich?“ wiederholte er kopfschüttelnd. „Ist der Kreisarzt wieder mal mit seinem Latein fertig? Und warum schicken sie dann nicht zu Doktor Kratt?“

„Verstand ich den Amtsrichter richtig, so ist Kratt über Land gerufen worden. Auf alle Fälle sind sie auf dich angewiesen. — Komm nur, Schatz,“ schmeichelte sie, „es soll dich auch dieser Hilfsbedürftige nicht umsonst rufen!“

„Sehr schön gesagt,“ konnte der unter einem Seufzer sich Erhebende zu bemerken nicht unterdrücken, „aber

ich fürchte nur, daß es ein Mehrgang werden wird, denn wenn der alte Pfuscher erst einmal die Geschichte verfahren hat, dann kann in der Regel nur noch ein halbes Himmelswunder Rettung bringen!“

Unten auf der Straße harrete der Amtsrichter in peinlicher Bedrängnis. All die Jahre über hatten ja die beiden Männer nur auf dem offiziellen Grüßfuße gestanden und sich geschnitten, wenn sie dies halbwegs mit Anstand durchzuführen vermocht hatten. Wie nun Felix die Haustür aufschloß und sich dem Amtsrichter zugesellte, da war dieser äußerst verlegen. Aber schon nach den ersten Worten brach die ihn verzehrende Unruhe wieder durch.

„Unser Junge fühlte sich schon die letzten paar Tage nicht gut,“ berichtete der, während sie eifertig dem unweit entfernten Amtshause zustrebten. „Aber mein Schwiegervater nahm die Sache leicht, erklärte das Unwohlsein als gutartig — keine Spur von Diphtherie. Die Schlingbeschwerden schienen auch bald wieder nachgelassen zu haben. Gestern abend aber trat plötzlich heftiges Erbrechen ein, völlige Stimmlosigkeit und pfeifende Atmung. Der Zustand wurde immer kritischer, bis die drohende Erstickungsgefahr meinen Schwiegervater zwang, unseren kleinen Kurt zu operieren — Luft-röhrenschnitt!“

„Aber warum schickten Sie nicht vorher schon nach einem anderen Arzte?“ fragte Felix ungehalten.

Er bekam vom Amtsrichter keine Antwort, was erklärlich war, denn dieser hätte ihm gestehen müssen, daß man vergeblich mit Doktor Kratt in Verbindung zu kommen getrachtet hatte.

Das erfuhr Felix indessen, sobald er das Amtshaus betreten hatte. Schon auf der zu den Privatwohnräumen im Oberstock führenden Treppe wurde der

Arzt von Frau Eva empfangen. Sie befand sich trotz der Morgendämmerstunde noch in vollständiger Toilette, das flackernde offene Gaslicht ließ ihre Züge totenbleich erscheinen, und als sie nun dem Arzte, als läge nichts zwischen ihnen, die Hand entgegenstreckte, da spürte Felix mit heimlichem Herzklopfen, wie sie sofort an frühere Zeiten anzuknüpfen wünschte.

„Hoffentlich kommen Sie nicht zu spät,“ sagte sie. „Wie bat ich meinen Vater — und auch meinen Mann hier, Sie zu rufen. Gestern abend schon. Aber sie wollten nichts davon hören. Und Doktor Kratt ist über Land gerufen worden. So verstrich Stunde um Stunde. Doch kommen Sie jetzt schnell, Doktor, jede Sekunde ist kostbar.“

Das war wieder die alte, unvergessene Eva, die zu ihm sprach; trotz des gewaltigen Schmerzes, der ihre Seele ausfüllen mochte, verführerisch schön. Felix hätte sich selbst ins Gesicht dafür schlagen mögen, daß ihr Händedruck schon allein genügte, ihm das Blut heißer durch die Adern zu jagen. Grimmig biß er die Zähne aufeinander und nahm seine ganze Entschlossenheit zu Hilfe, um kalt und gelassen zu erscheinen.

Das hatte er zwiefach nötig, als er sich im Vorzimmer mit ihr allein sah und sie in plötzlichem Impulse wiederum seine beiden Hände ergriff und festhielt.

„Sie sind edel und tragen nicht nach — ich weiß es, Felix,“ stammelte sie, und ihre Stimme klang so schmeichelnd, daß er es nicht begreifen konnte, wie er sie so lange hatte entbehren und dennoch leben können. „Tragen Sie mir das Vergangene nicht nach — retten Sie mein Kind, Felix! Es ist alles, was ich auf Erden habe — alles, Felix!“

Das war ein Aufschrei aus tiefster Seele. Blißgleich enthüllte sich Felix das ganze Elend der einst so

heiß Umworbenen, die um einer Laune willen nun tief unglücklich geworden war. Vergessen war in diesem Augenblick alles Trennende, vergessen selbst die kleine blonde Frau daheim im Doktorhause. Er hätte, von seinen Empfindungen fortgerissen, ihr am liebsten zu Füßen stürzen mögen.

Doch so rasch diese Schwäche angefliegen kam, so gedankenschnell wich sie auch wieder von ihm. Des anderen Mannes Weib stand vor ihm, und was sie zu ihm sprach und flehend von ihm heischte, das ging den Arzt an, nicht den Mann.

„Ich werde tun, was ich kann, gnädige Frau,“ versprach er. „Mehr kann ich nicht.“

Eine ungewohnte Beklemmung überkam ihn, als er nun in das Schlafzimmer des Ehepaars, in dem auch das Bettchen des todkranken Knaben untergebracht war, trat. Sämtliche Flammen des Kronleuchters waren angezündet, und ihr grelles Licht erzeugte, vereinigt mit der durch die weit offenen Fenster in den Raum strömenden Morgendämmerung, eine unirdische Beleuchtung. Doktor Windelband ignorierte den Gruß seines jüngeren Kollegen, und diesem wurde sofort klar, daß seine Berufung gegen Wunsch und Willen des anderen erfolgt war.

Im Zimmer war es peinlich still geworden. Das Ehepaar stand abseits, Frau Eva wagte nicht die wenigen Schritte, die sie vom Bettchen ihres Lieblings trennten, zurückzulegen; sie hatte ihre Linke aufs Herz gepreßt und verschlang förmlich mit ihren Blicken die Gestalt des sich nun über das Bett beugenden Arztes.

Dann sah sie Felix kurz zusammensucken, sich halb aufrichten und sich mit dem Stethoskop in der Hand wieder über das Bettchen niederbeugen.

Jetzt richtete er sich völlig auf und wendete sich ihr

zu. „Es ist zu spät,“ sagte er tonlos. „Fassung, gnädige Frau, das Kind ist einer plötzlichen Herzschwäche erlegen.“

Wie eine Furie schrie Frau Eva ihren Vater an. Der Amtsrichter lief mit heftigen Schritten auf und nieder, raufte sich gelegentlich das Haar oder rief: „Wär' ich nur nicht so dumm gewesen, hätt' ich Sie doch früher gerufen, Doktor!“

Der alte Kreisarzt war um den Kleinen beschäftigt und machte alle möglichen Wiederbelebungsversuche — natürlich umsonst. Dann suchte er Felix mit einem großen Wortschwall zu beweisen, daß er seinen Enkel wissenschaftlich richtig behandelt habe und unter den obwaltenden Umständen gar keine andere Behandlungsweise hätte einschlagen können.

Felix wollte tröstend auf Frau Eva einsprechen, aber sie ließ ihn gar nicht zu Worte kommen.

„Warum retteten Sie mein Kind nicht!“ schrie sie in verzweifelten Tönen. „In Sie setzte ich mein letztes Vertrauen, und Sie haben es nun so schrecklich enttäuscht. Aha! Nun sind Sie quitt! Weiden Sie sich nur an meiner Qual! Ich hatte ja nur das Kind, und nun ist es mir gemordet worden! Mein Kind — mein alles!“

Gewaltsam mußte man sie daran hindern, daß sie sich über den Kleinen warf und ihn immer wieder küßte.

Fröstelnd trat Felix in den jungen Tag hinaus. Und als er daheim seiner Frau die trübe Botschaft mitteilen mußte und sie an seiner Brust in wehes Weinen ausbrach, da kam er sich wie ein Judas vor. Sie weinte selten, und daß ihr Mitgefühl gerade jener Frau galt, die ihr den Platz im Herzen des eigenen Mannes streitig machte, erfüllte ihn mit Scham.

„Die arme Eva!“ klagte sie. „Ich weiß es ja, was

sie dir einst war, Felix. Wie leid du mir tust, daß du ihr nicht hast helfen können! Möge der Himmel ihr beistehen, denn einsam sein zu müssen, ohne Liebe und Halt, das ist schlimmer als der Tod!“

Und als sie sich dann wieder an seine Brust lehnte, da hätte er über seine eigene Schwäche weinen mögen.

Frau Eva ließ sich seit jenem schicksalschweren Augenblick, da sie am offenen Grabe ihres Kleinen ohnmächtig zusammengebrochen war, nicht mehr sehen. Sie hatte das Amtshaus, in dessen oberem Stockwerk sich die Dienstwohnung ihres Gatten befand, seit dem Begräbnistage nicht wieder verlassen. Nur die nächsten Nachbarn erblickten sie dann und wann einmal, wenn sie in dem steil berganstrebenden, von hohen Steinmauern eingefriedigten Hintergarten zwischen schattigen Kastanien in ihrer Hängematte ruhte. Dorthin mußte die junge Frau, die früher so stolz einhergeschritten war, vom Gatten und Vater sorglich geführt werden.

Der Kreisarzt verhielt sich Fragern gegenüber sehr zugeknöpft; er war in den seit dem Hinscheiden seines kleinen Enkels verstrichenen wenigen Monaten recht alt geworden und schritt ziemlich gebückt einher. Seine Praxis begann er zu vernachlässigen. Die gehässige Eifersucht, mit der er früher den wachsenden Erfolg seines jüngeren Kollegen verfolgt, war einer auffälligen Gleichgültigkeit gewichen. Ja, es kam immer häufiger vor, daß er seinen ihm noch treugebliebenen alten Patienten, wenn sie nach ihm schickten, zurücksagen ließ, sie sollten sich doch an Doktor Klingmann oder Doktor Kratt wenden, er befände sich selbst nicht recht wohl.

Felix hätte alle Ursache gehabt, mit der Wendung

der Dinge zufrieden zu sein und sich glücklich zu fühlen. Das sagte er sich in stillen Stunden der Selbstinkehr zuweilen auch vorwurfsvoll selbst. Hatte er nicht eine liebe kleine Frau, die ihr höchstes Glück darin fand, ihn vergöttern zu dürfen, wuchs seine Praxis nicht mit jedem neuen Tage, war er nicht jetzt schon gezwungen, neue Patienten an den „Truktkollegen“ zu verweisen, mit dem er sich im Laufe der Zeit ganz gut angefreundet hatte? Was war es nur, das ihn nicht zum rechten Glücksgefühl kommen ließ? Etwa Evas Schatten? Konnte sie, die in seinem Leben eine solch unheilvolle Rolle gespielt, immer noch sein Lebensglück verdunkeln? War er wirklich schwach und undankbar genug gegen seine kleine Frau, um sich von seiner alten Leidenschaft hinreißen zu lassen?

Merkwürdig, er hatte sich doch schon ganz beruhigt gehabt, die Erinnerung an Eva war in ihm abgeblaßt, und selbst gelegentliche Begegnungen hatten sie nicht auffrischen können, denn das hatte sein tödlich gekränkter Stolz nicht zugegeben, er hatte ihre ihm gegenüber an den Tag gelegte Gleichgültigkeit, die seines Erachtens viel zu stark und geflissentlich betont wurde, um ganz echt sein zu können, mit wirklicher Gleichgültigkeit vergolten. Erst die Vorstellung, daß trotz aller Entfremdung sie doch an sein ärztliches Können geglaubt und die feste Zuversicht gehegt hatte, daß er ihr den kleinen Liebling würde retten können, hatte sie ihm wieder gefährlich nahe gebracht.

Er gab sich mit aller Willenskraft, die er nur aufbieten konnte, einen Ruck. Er analysierte seine Empfindungen erbarmungslos und beschuldigte sich heimlich der Eitelkeit, wenn ihm immer wieder der Gedanke kam, um wieviel er wohl glücklicher geworden wäre, hätte Eva damals nicht jenen frivolen Bruch herbeigeführt.

Dabei sagte er sich immer wieder, daß er sich durchaus nicht unglücklich fühlte, sondern nur die Ausnahmestimmungen, die bei geistig schwer arbeitenden, nervös überreizten Männern freilich unliebsam häufig aufzutreten pflegen, ihn durch graugefärbte Brillengläser schauen ließen. Im allgemeinen war er mit seinem Gesichte recht zufrieden. Selbst wenn er sich sagte, daß ihn nur ein mehr väterliches Gefühl an seine um so vieles jüngere Frau fesselte, so empfand er doch dankbar das anmutige Behagen, das sie zu verbreiten verstand. Sie war ja so anspruchslos und schon zufrieden, wenn er ihr nur abends gegenüber saß. Schwieger er abgesspannt, dann schwieg auch sie oder sprach nur das Nötigste; aber ihre liebe Art, mit der sie um ihn waltete, wie sie ihm mit sanfter Überredung das Glas wieder vollschenkte oder ihn noch eine Zigarre zu rauchen überredete, all die ihm von ihr erwiesenen Aufmerksamkeit, die einzeln betrachtet so winzig und nicht des Erwähnens wert erschienen, in ihrer Gesamtheit aber gar beredt kündeten, wie er im Mittelpunkte all ihres Sinnens und Denkens stand, ließen ihn hinterher stets bereuen, wenn er sich ihr gegenüber einmal weniger liebenswürdig gezeigt hatte.

Und mit welcher unverwüstlicher Frohlaune ertrug sie die vielen Störungen, die sich im Haushalt eines vielbeschäftigten Arztes tagtäglich ereignen und nur zu häufig alle getroffenen Pläne über den Haufen werfen. Die Nachtglocke mochte ertönen, wann immer sie wollte, die kleine Frau Emmi war bei ihrem ersten Klange munter und aus dem Bett. Da half keine Verwahrung, sie tat es einfach nicht anders, sondern war dem Gatten beim Ankleiden behilflich, packte ihm sorgfältig das Besteck in die Rocktasche oder überzeugte sich, wenn die Fahrt über Land ging, daß in dem

kleinen zweiflügeligen Auto, das Bürgermeister Kroner seinem Eidam inzwischen einmal zum Geburtstag geschenkt, der Instrumentenkasten festgeschnallt war. Bei solchen Gelegenheiten brauchte Felix nie umsonst in die an der Tür angebrachte Vorratstasche zu greifen, er konnte versichert sein, daß sein Frauchen ihm vorförglich einige belegte Butterbrote und die Feldflasche eingepackt hatte. Und was ihm vielleicht am wohlsten tat: Frau Emmi zeigte solch aufrichtiges, ungeheucheltes, dabei aber von jeglicher unstatthafter Neugierde völlig freies Interesse an seiner Berufstätigkeit, begnügte sich mit dem kargsten Bescheid, wenn er nicht aufgelegt war, ausführlich zu berichten, und hörte ihm unverdrossen stundenlang zu, wenn ein besonders schwieriger Fall auch nach seiner Erledigung noch sein Interesse wachhielt und er das Für und Wider der in Frage kommenden Behandlungsmethoden erwog. Mit stillem Staunen mußte er auch feststellen, daß seine kleine Frau sich im Laufe der Zeit ein achtungsgebietendes Wissen angeeignet hatte und mit verblüffender Selbstverständlichkeit selbst die zungenverbiegendsten medizinischen Fachausdrücke meisterte.

Wie ganz anders hätte sich eine Ehe mit Eva gestaltet! Statt des Mittelpunktes, um den sich alles drehte und der die ihm geltenden Huldigungen mit einer ihm zuweilen selbst nicht recht begreiflichen Selbstverständlichkeit über sich ergehen ließ, wäre er nur ihr Kavalierr geworden, denn die stolze Eva war von jeher durch die ihr gezollten Bewunderungen zu sehr verwöhnt worden, als daß sie andere Götter neben sich geduldet hätte. Sie wäre alles andere als eine bequeme Doktorsfrau geworden.

Und nun doch diese dumpfe Unzufriedenheit mit seinem Geschick!

Als moderner Mann bediente sich Felix eines Selbststrafers, und wenn er zuweilen im grauen Morgenlichte sein in der unteren Hälfte eingeseiftes Gesicht im Spiegel studierte, dann starrte er sich ordentlich grimmig an und schalt sich einen Narren, der das ihm in so unverdient reichem Maße beschiedene Glück nur darum nicht zu schätzen wußte, weil es ihm zu mühelos in den Schoß gefallen war.

Und noch immer mehrte sich sein Glück. Der Tag kam immer näher heran, an dem Frau Emmi Mutter werden sollte. Auf dieses Ereignis bereitete sich die junge Frau wie zu einem Feldzuge vor. Es war erstaunlich, welch unwerwüßliche Arbeitskraft in ihr steckte. Sie litt es nicht, daß die Weißnäherin ins Haus genommen wurde, all ihren Stolz machte es aus, die tausenderlei kleinen Sächelchen selbst zurechtzuschneiden, zu säumen und zu sticken. Und wie geschickt sie das alles machte, wie glücklich ihre Augen leuchteten, wenn sie dem heimkehrenden Gatten zeigte, was alles sie in den Stunden seiner Abwesenheit geschafft hatte! Und mit welch liebreizendem Erröten das geschah, wie die vor neuer Glückserwartung Erschauernde sich an Felix schmiegte und nichts anderes fragen konnte, als ob er sie auch noch immer lieb habe!

Als der Tag kam, wo im Doktorhause zum ersten Male der Storch einkehren sollte, hatte die Frau Bürgermeister mit bewährter Hand die Zügel des Haushalts ergriffen. Nachsichtig hatte sie all die Anweisungen, die ihre Tochter ihr noch ans Herz zu legen hatte, über sich ergehen lassen, bis sie sich schließlich die Ohren zugehalten hatte. „Hu, das geht ja auf keine Ruhhaut, Scheinchen — Felix vorn und hinten, Felix ohne Ende! Ja, wenn du dein Männchen derartig verwöhnst, Kleine —“

„Aber Mama, ich hab' doch nur ihn!“

„Na, bald hast du noch was anderes. Ich hab' ja deinen Vater gewiß auch verwöhnt — na ja, ich schweig' schon, will dir gewiß das Herzchen nicht schwer machen, deinem Mann soll's an nichts fehlen, er wird ja von uns allen verzogen, der Herr Doktor!“

Frau Emmi drückte weinend der Mutter die Hand. „Und — und sei recht gut zu ihm und — und laß es ihm wirklich an nichts fehlen, wenn — wenn ich vielleicht sterben sollte,“ hauchte sie nur noch.

„Keine Dummheiten, Kind! Es stirbt sich nicht so rasch. Was ist denn dabei? Das müssen wir Frauen alle durchmachen!“

„Ach, ich meine nur, weil ich gar so glücklich bin! So 'n Glück kann ja nicht Bestand haben!“ schluchzte die junge Frau. „Bitte, versprich mir's, daß du's Felix gewiß an nichts fehlen lassen wirst.“

„Sag mir lieber, wo er steckt,“ fertigte sie die Mutter ab, indem sie sie mit Anwendung von sanfter Gewalt ins Bett brachte. „Auf Praxis — was? Na, für so 'nen Tag hätte er sich auch freimachen können. Warum läßt er sich nicht mal von Doktor Kratt vertreten?“

„Aber Mama!“ Ordentlich entrüstet schaute die kleine Frau sie an. „Du weißt doch selbst recht gut, daß mein Felix unersetzlich ist!“

Die Ankunft der „weisen Frau“ machte der Aussprache zwischen Mutter und Tochter ein Ende, und nach einem weiteren Viertelstündchen orakelte die würdige Witwe Grimm, indem sie ihre kreisrunden Brillengläser wieder vorsorglich im Futteral unterbrachte, daß sie zwar vorläufig noch einmal nach Hause gehen könnte, aber im Verlaufe der kommenden Nacht würde das große Ereignis sicher vor sich gehen.

Einer ähnlichen Erwartung hatte Felix inzwischen seinem Schwiegervater gegenüber, den er auf der Straße getroffen, Ausdruck verliehen. Worauf der Bürgermeister ihn ohne weiteres in den Ratskeller zu einem Schoppen hatte nötigen wollen, alldieweil die bevorstehende Ankunft des Kronprinzen doch würdig begossen werden müsse.

Doch gegen eine solche Zumutung hatte Felix sich lachend verwahrt. „Daraus wird nichts, Papachen. Ich habe noch ein halb Duzend Krankenvisiten vor mir. Aber wenn nichts dazwischen kommt, darf ich abends meinem Frauchen Gesellschaft leisten — und wenn du dann kommen willst, so sollst du ein paar Flaschen deiner Lieblingsmarke kaltgestellt vorfinden.“

„Ich nehme dich beim Wort. Übrigens, wie soll denn der Junge heißen?“

„Sannchen, wenn's unserem Sonnenscheinchen nach geht. Die kapriziert sich nämlich auf'n Mädcl.“

„So 'ne Geschmacksverirrung!“ protestierte der Bürgermeister und lachte dröhnend. „Aber sieht unserem Sonnenscheinchen ähnlich, daß sie das Kind der Mutter nach nennen will. Klang mir auch mal wie Honigseim süß in den Ohren, das Sannchen, als ich nämlich noch auf die Freite ging — haha! Aber darum wird's doch 'n Junge. Und wird er nicht nach mir getauft, dann füllt euch künftig euern Weinkeller allein!“ Er lachte wieder. „Also auf heute abend — Mutter wirtschaftet ja schon bei euch, und will ich nicht im Wirtshaus essen, muß ich mich schon auf den Weg ins Doktorhaus machen!“

Als Felix ein Stündchen später mit einem Bukett in der Hand, das er im Vorbeigehen noch im Gärtnerladen erstanden, heimkehrte, rechnete er bestimmt darauf, den Rest des Tages sich seiner Frau widmen

zu dürfen. Aber als seine Schwiegermutter ihm unten die Haustür öffnete, ersah er sofort aus deren umwölkten Mienen, daß irgend ein Fall, der eine Störung bringen würde, vorliegen mußte.

„Amtsrichter Burkhard wartet schon seit einer Viertelstunde,“ berichtete Frau Kroner flüsternd, „er sieht ganz verstört aus und wollte sich nicht abweisen lassen. Ich sagte ihm, er sollte sich doch an Doktor Kratt wenden, falls sein Schwiegervater nicht in der Stadt sei, aber er meinte, er müßte dich unbedingt sprechen.“

Auch die Stirn des Arztes hatte sich umzogen. Sein Verhältnis zu dem ihm ohnehin nie recht sympathisch gewesenem Manne hatte sich seit ihrer letzten Begegnung am Sterbebette des kleinen Knaben zwar etwas gebessert, allein innerlich näher waren sie sich nicht gekommen.

Was konnte der Amtsrichter von ihm wollen? Diese Frage beschäftigte Felix noch, als er sich über seine Frau, die der mütterliche Nachspruch bereits ins Bett verbannt hatte, beugte, derartig, daß er ihre zaghafte Frage, ob sie nicht noch ein Stündchen oder zwei aufbleiben dürfte, ganz überhörte. Er begnügte sich mit einem Ruß auf ihre Stirn und schaute kaum das dankbare Lächeln in ihrem bänglichen Gesicht, als er ihr den blühenden Rosenstrauß in die Hand drückte.

Felix trat in sein Sprechzimmer. Als er den darin mit großen Schritten auf und nieder Schreitenden näher ins Auge faßte, erschrak er über die geisterhafte Blässe in dessen Zügen. Das sonst so peinlich korrekt gescheitelte und glattgestrichene Haar hing ihm struppig in die schweißüberzogene Stirn, was freilich nur natür-

lich erschien, wenn man ihm zusah, wie er mit den Fingern immer wieder durch seine Haare wühlte.

„Meine Frau liegt im Sterben,“ brachte er tonlos hervor. Er war viel zu erregt, um an eine Begrüßung zu denken. „Meine Frau liegt im Sterben!“ wiederholte er. Dabei zog er einen Brief aus der Tasche und händigte ihn Felix ein. „Lesen Sie selbst, was mein Schwiegervater schreibt. — Meine Frau verlangt unausgesetzt nach Ihnen,“ setzte er zögernd hinzu, „darum bin ich auch gekommen. Wenn Sie es ermöglichen und mich sofort nach Burg Lauben begleiten könnten, so —“

Er unterbrach sich, erwartete wohl auch kaum eine Antwort von Felix, der mit dem Briefe in der Hand an das Fenster getreten war und die ihm wohlbekannten steif verschnörkelten Schriftzüge des Kreisarztes zu überfliegen begonnen hatte. Je weiter er las, desto bitterer wurde seine Miene. Als ob der Brief von einem alten Klageweibe stammte, ging es ihm durch den Sinn. So was nennt sich Arzt, praktiziert ein Menschenalter mit Pülverchen und Mixturen darauf los, kümmert sich den Ruckuck um die moderne Therapeutik, sondern läßt es gehen, wie's Gott gefällt, nimmt natürlich jeden genesenen Patienten aufs eigene Verdienstkonto und entschuldigt sich den fatal ausgegangenen Fällen gegenüber mit dem Unvermeidlichen oder dem noch banaleren „unerforschlichen Ratschlusse des Allerhöchsten“. Felix konnte sich nicht helfen, unwillkürlich ballten sich seine Fäuste, und er knirschte mit den Zähnen, als er las:

„Anfänglich schien der Aufenthaltswechsel unserer Eva vorzüglich zu bekommen, sie machte weite Spaziergänge und entwickelte auch einigen Appetit, ohne daß sich freilich ihr niedergedrückter Gemütszustand auf-

geheitert hätte. Doch auch die äußerliche Besserung schwand bald wieder, ihre Stimmung wurde immer melancholischer, sie verschloß sich gegen jegliche noch so gut gemeinte Annäherung, und man konnte sie ganze Nächte weinen hören. Dabei begann sie immer häufiger über ihr Herz zu klagen, das ihr große Schmerzen bereite, was mir vom ärztlichen Standpunkt ganz unerklärlich erschien, da sich bei genauer Untersuchung durch mich und Doktor Kratt keinerlei beunruhigende Symptome feststellen ließen. Dann wurde sie immer schwächer und hinfälliger, saß bald nur noch müde und schlaff in ihrem Stuhl, statt sich im Freien zu bewegen, und seit acht Tagen ist sie bettlägerig und nicht zum Verlassen ihres Lagers zu bewegen. Wie ich Dir eingestehen muß, lieber Sohn, würde ich, wenn es sich eben nicht um unsere Eva handelte, an böswillige Verstellung glauben. Alle von mir gestellten Diagnosen — und ich glaube ein leidlich guter Arzt, der über reiche praktische Erfahrung verfügt, zu sein — haben sich hinfällig erwiesen, und ebensowenig haben meine Arzneien irgendwelchen Erfolg aufzuweisen. Ich bin an der Grenze meiner Kunst angelangt, da ich weiß, daß meine Tochter weder an irgend einer Herz- oder Lungen-erkrankung leidet, oder daß irgend ein Fieber in Betracht kommt. Eva liegt zumeist stöhnend oder auch völlig apathisch und nimmt an ihrer Umgebung keinerlei Anteil. In den letzten Tagen verlangt sie nur immer nach Doktor Klingmann. Er hätte Bürgermeisters Emmi vom Tode gerettet. Könnte jemand ihr helfen, so sei es nur Doktor Klingmann. Nach meinem gewissenhaften Dafürhalten kann freilich kein Arzt meinem Kinde helfen, aber — hier muß in mir der Arzt zugunsten des Vaters zurücktreten, alle gekränkte Empfindlichkeit hat sich unterzuordnen, wo es um Leben

oder Sterben meines einzigen, heißgeliebten Kindes geht! Der Gedanke, daß wir unsere Eva verlieren könnten, erscheint mir so ungeheuerlich und unfassbar, daß ich gerne all meinen berechtigten Stolz unterordnen und persönlich Doktor Klingmann um sein Hierherkommen ersuchen möchte, wenn ich unsere Schwerverrannte auch nur vorübergehend zu verlassen wagen würde. Darum richte ich an Dich, mein lieber Sohn, die Bitte, Dich umgehend zu meinem Kollegen zu begeben, ihm die Dringlichkeit unseres Falles vorzustellen und ihn zu bitten, angesichts der betrüblichen Wendung im Befinden unserer geliebten Eva alles Vergangene vergessen zu wollen und sofort zu kommen.“

„Nun?“ fragte der Amtsrichter, der inzwischen ruhelos im Zimmer auf und nieder geschritten war, jetzt aber stehen blieb, als Felix den Brief sinken ließ. „Glauben Sie zu wissen, was meiner Frau fehlt?“

„Wie sollte ich das aus der Entfernung beurteilen können, wo der eigene Vater, der am Krankenbette weilt, seine Unfähigkeit eingestehen muß?“

Burthard atmete tief auf, er trat einen Schritt näher heran. „Unter uns gesagt, Doktor, Sie haben meinen Schwiegervater nie für ein großes Kirchenlicht gehalten, nicht?“

„Auf eine solche Frage erwarten Sie wohl kaum eine Antwort. Jedenfalls muß ich sagen, daß Doktor Windelband zwar der sogenannten alten, von uns Jüngeren als überwunden bezeichneten Schule angehört, daß er aber unter allen Umständen ein erfahrener Diagnostiker ist, der sich bei der Beurteilung über das Vorhandensein großer Krankheiten kaum irren kann. Es muß sich also um ein sehr kompliziertes Übel handeln, was —“

„Ich glaube dieses Leiden zu kennen,“ sagte der

Amtsrichter. „Meine Frau stirbt an gebrochenem Herzen.“

„Daran stirbt niemand!“ unterbrach ihn Felix rauh.

„Meine Frau hat sich den Tod unseres Kleinen so schrecklich zu Herzen genommen,“ meinte Burkhard beklommen. „Ich habe sie seit jener Stunde der Heimsuchung nicht wieder lachen sehen. Sie schien seither nicht mehr zu mir zu gehören, es hatte sich zwischen uns eine hohe Mauer errichtet. Warum — das weiß ich selbst nicht. Ich kann wohl sagen, daß ich immer ein aufmerksamer Gatte gewesen bin, in dieser Hinsicht hatte sich meine Frau niemals zu beklagen — und eine bequeme Frau war sie niemals. Aber was wollen solche Kleinigkeiten einer derartig schrecklichen Heimsuchung gegenüber besagen! — Glauben Sie, daß Sie bei ihr etwas ausrichten können?“

„Das kann ich von hier aus nicht beurteilen,“ entgegnete Felix. „Warum ziehen Sie nicht eine wissenschaftliche Autorität zu Rate?“

„Offen gestanden, das schrieb ich meinem Schwiegervater schon vorige Woche. Aber Sie kennen ihn ja. Er war von jeher so 'ne Art kleiner Papst. Na ja, nun scheint er es plötzlich mit der Angst zu tun bekommen zu haben.“ Er unterbrach sich und förderte aus seiner Brusttasche ein Depeschenformular zutage. „Dieses Telegramm erhielt ich vorhin, und daraufhin suchte ich Sie auf.“

Felix las kopfschüttelnd: „Zustand Evas bedrohlich. Komme sofort mit Klingmann. Ableben stündlich zu erwarten.“ Dann schaute er auf. „Ich kann unmöglich heute nach Burg Lauben mitkommen. Wie weit ist es bis dorthin?“

„In Ihrem Auto schaffen wir's in drei Stunden — vorausgesetzt, daß das Ding gut und sicher bergauf

läuft. Sie sehen übrigens aus der Fassung der Depesche, daß unmittelbare Lebensgefahr vorliegt.“

„Ich bin im eigenen Hause notwendig. Wir sehen einem Familienzuwachs entgegen.“

„Ach so — hm ja. Nun, so was ist ja nicht weiter gefährlich.“

Felix gab ihm keine Antwort. Was der Mann da vor ihm sprach, waren für ihn nur belanglose Worte. Aber um so angestrenzter beschäftigte er sich im Geiste mit Eva. Gewiß, sie waren einander mehr als fremd geworden, Pflichten, die sie seither übernommen, hielten sie für immerdar auseinander, aber doch verursachte ihm der Gedanke an die Möglichkeit, daß ihre Augen, in denen sonst eitel Lebensfreude gefunktelt, sich für immer schließen sollten, fast körperliche Pein. Und sie verlangte nach ihm, genau so, wie sie nach ihm verlangt, als ihres Vaters Unvermögen nicht das Leben ihres Kleinen zu erhalten vermochte. Damals war er zu spät gekommen und hatte nicht mehr helfen können; sollte er diesmal absichtlich fernbleiben, sie die Niederlage, die sie seinem Herzen dereinst bereitet, nun mit ihrem Leben büßen lassen? Aber konnte, ja durfte er wiederum an diesem Tage seine junge Frau verlassen?

Hinterher hatte Felix nur eine dunkle Erinnerung von alledem, was Burkhard noch zu ihm gesprochen hatte. Er mochte gebeten und ihn beschworen, ja, ihn bei der Standesehre gepakt, ihn vielleicht sogar bedroht haben — selbst seine verletzendsten Worte waren kaum gehört worden. Hatte Felix doch mit sich einen ungleich härteren Kampf zu führen gehabt. Ihr Wortwechsel hatte schließlich ungewöhnlich laute Formen angenommen, und der Hall war bis in das Zimmer gedrungen, in dem Frau Emmi ihrer schweren Stunde entgegenharrte.

Nach wiederholtem Pochen sah Frau Bürgermeister Kroner sich zum Öffnen der Sprechzimmertür genötigt. Befremdet schaute sie auf die beiden Männer, die einander in erhitzter Haltung gegenüberstanden, und dann meinte sie, zu ihrem Schwiegersohn gewendet: „Du mußt meine Störung schon entschuldigen, Felix, aber Emmi verlangt dringend nach dir.“

Und als dann der Arzt oben im Schlafzimmer stand und sich über seine kleine Frau beugte, die ihn voll zärtlicher Besorgnis, gänzlich der eigenen Schmerzen und Ängste uneingedenk, anblickte, da fühlte er sich doppelt unentschlossen. Er kam sich wie ein Verräter an seinem Weibe vor, wollte er in dieser Stunde sich von ihr wenden. Wahrscheinlich war ja seine Gegenwart ganz und gar nicht nötig, aber die Möglichkeit hierzu war doch vorhanden.

„Muttmchen sagte, Burkhard wäre bei dir — und ich hörte ihn so laut sprechen. Hast du etwas mit ihm?“ fragte sie besorgt.

„Was sollte ich mit ihm haben? Der Mann ist mir herzlich gleichgültig,“ gab Felix zurück. „Seine Frau ist aber schwer krank — nicht hier, sondern auf Burg Lauben — und da soll ich heute mit ihm hinausfahren. Ich habe ihm natürlich gesagt, daß ich bei dir bleiben müßte.“

„Aber nein!“ widersprach sie eifrig. „Wenn seine Frau ernstlich krank ist, so mußt du natürlich gehen, Liebster, dafür bist du doch Arzt.“

Das klang so natürlich und selbstverständlich, daß Felix sie betroffen ansah. „Aber, ich bin auch dein Arzt und —“

„Das macht keinen Unterschied,“ unterbrach ihn Emmi, „dafür bin ich Doktorsfrau und muß zurückstehen. Und ich tu' es gerne, Liebster,“ sagte sie weich

und streichelte ihm die Wangen. „Sieh, ich kann mich in die Seele der Ärmsten so recht hineinversetzen. Ist es nicht gräßlich, sein Kind verlieren zu müssen?“ Tränen erfüllten ihre Augen. „Ich hätte keine ruhige Stunde, wenn du ihr keinen Beistand versagtest. Ach, Felix, das macht mich ja so stolz und — und so sündhaft glücklich, daß die Menschen dich nötig haben und dir vertrauen — selbst Windelband. Gerade ihm mußt du zeigen, daß alle Zwistigkeiten schweigen müssen, wenn das Schicksal anklopft. Da ist jeder seines Nächsten Bruder. Ich bitte dich, fahre mit dem Amtrichter.“

Felix hatte sie am Kopf gefaßt und schaute ihr voll stummer Rührung in die Augen. „Aber was soll aus dir werden, Kind? Aller Wahrscheinlichkeit nach würde ich mich ja hier zwar auf die Rolle eines glücklichen jungen Papas zu beschränken haben, aber da Doktor Kratt über Land ist, so wäre im Falle eintretender Notwendigkeit keine ärztliche Hilfe zur Stelle.“

„Das laß dich wenig kümmern,“ beschwichtigte sie tapfer seine Bedenken, „ich hab' ja Muttmchen bei mir, und — und der liebe Gott verläßt mich auch nicht, und Frau Grimm meinte, es würde wohl Mitternacht werden, bis — — nun ja,“ sie errötete, „bis dahin kannst du ja wieder zurück sein — was?“

Er beugte sich tief über sie und küßte sie zärtlich. „Du bist so gut, so selbstlos, so —“

Sie schüttelte abwehrend den Kopf. „Fällt mir gar nicht ein, ich bin nur eine Doktorsfrau und unbändig stolz auf meinen Mann. Also eile dich, ich kann's nicht erwarten, bis du mir wieder einen neuen großen Erfolg meldest. Paß nur auf, eines Tages wirst du doch noch an eine Universität berufen, und dann werd' ich gar noch eine leibhaftige Frau Professor.“

Ihr scherzendes Lachen klang ihm noch in den Ohren nach, als er die Zimmertür längst wieder hinter sich ins Schloß gedrückt hatte; den bangen, angst-erfüllten Blick, mit dem sie ihm nachgeschaut, hatte er nicht mehr bemerkt.

Burg Lauben lag auf dem breit sich wölbenden Gipfel eines Hügels, dessen klippenreiche Hänge von Reben, die einen weithin berühmten Wein lieferten, bewachsen wurden. In früheren Jahrhunderten war's wohl ein Raubritternest gewesen, aber schon seit langer Zeit hatte es als Wohnung für den Domänenpächter gedient, bis schließlich die Burg nebst Park und einigen zwanzig Aekern Garten- und Wiesenland durch Privatkauf in die Hände Doktor Windelbands übergegangen war. Anfänglich hatte dieser ein Sanatorium daraus machen wollen, aber später wieder von einer solchen Absicht Abstand genommen, einmal weil er sich nicht für eine Heilspezialität zu entscheiden vermocht und zum anderen weil seine Praxis in Bergfelden ohnehin ihren Mann genährt hatte.

Der Kreisarzt empfing seinen Schwiegersohn und dessen Begleiter unten am Tor und führte sie in die kühle Vorhalle der Burg. Sein Gesicht war aschgrau, seine Augen irrten wie hilfeheischend hin und her, seine früher so selbstbewusste Haltung glich eher der eines armen Sünders, der sich dem Hochgericht gegenüber sieht. Wiederholt setzte er zum Sprechen an, ohne indessen einen einzigen Laut hervorbringen zu können.

Bei diesem kläglichen und ihm unfäglich würdelos dünkenden Anblick regte sich tiefe Erbitterung in der Seele des jungen Arztes. Das also war der große Mann, der ein Menschenalter hindurch mit sprichwörtlich gewordener Gelassenheit von Krankenbett zu

Krankenbett gegangen und überall auf gut Glück seine Tränklein und Mixturen verschrieben, unbekümmert um den Ausgang? Nun stand er mit seinem Stückwerk von Wissen am Krankenbett des einzigen Wesens, das er in seiner Art wirklich liebte und vergötterte — dieser schlotternde, kaum sich noch aufrecht haltende Jammermensch, dem die Augen voll Wasser standen, und dessen zuckende Lippen die grimme Angst, die in seiner Seele zitterte, so deutlich zeigten!

Dabei war Felix selbst tief ergriffen. Er war ja gewiß an den Anblick kranker und sterbender Frauen gewöhnt, aber als er nun in den dunkelverhangenen Raum, in dem die Kranke lag, trat, da erblaßte auch er bei ihrem Anblick. Eva hatte sich, seitdem er sie zum letzten Male am Grabe ihres Kindes, schon gramgebeugt und mit der Verzweiflung im Herzen, gesehen, zum Nichtwiedererkennen verändert. Sie war so schwach, daß sie nur mit Mühe die Augen zu öffnen vermochte. Über ihren Satten, der zugleich mit ins Zimmer getreten war, huschte ihr Blick gleichgültig hinweg, sie lächelte erst ein ganz klein wenig, als sie Felix erblickte, der nun dicht an den Bettrand herantrat. Dann blieb ihr Blick auf ihm haften, und was in diesen müde und glanzlos gewordenen Augen an Weh und Verzweiflung zum Ausbruch drängte, ließ den jungen Arzt die gebrochene Haltung seines älteren Kollegen begreiflicher finden. Der alte Mann kam nicht länger als Arzt in Betracht, er war nur noch Vater, der sein Liebstes hergeben soll.

Die flackernden Blicke der Kranken schienen stumm um Rettung zu flehen, aber ihre Lippen regten sich nicht, die schien schon der Tod versiegelt zu haben.

Felix sprach einige tröstende Worte, die ihm erschrecklich banal erschienen; dann machte er sich an die

Untersuchung, prüfend und sondierend glitten Blicke und Hände über die eingefallenen Schläfen, die abgemergelten Gliedmaßen, und schließlich steckte er unter ihre dickbelegte Zunge ein Thermometer.

Er beugte sich und hob ihre Hand auf, die sich trocken anfühlte. Der Puls schlich unregelmäßig und stockend wie ein im Versiegen begriffener Bach. Das Thermometer wies vierzig Grad auf.

Mit einem Lächeln, von dem sein Herz nichts wußte, beugte er sich über sie. „Wollen Sie mir andeuten, wo Sie die meisten Beschwerden fühlen?“

Matt deutete sie mit der Hand nach dem Herzen. Er preßte sein Ohr an die Stelle und lauschte, vermochte aber nichts anderes zu hören, als was ihm der schleichende Puls nicht schon zuvor gekündet hatte. Nun faßte er die Kranke in den Seiten und preßte ihren Brustkorb etwas zusammen. Das veranlaßte sie zu einem matten Schmerzenslaut. Dann mußte sie heftig husten. Als das hohle Geräusch verklungen war, beugte Felix sich wiederum über sie und behorchte sie an Brust und Rücken. Er konnte keine Blutstauung in den Lungen feststellen. Das Stethoskop kündete ihm auch nicht mehr, und ebenso ließ die Perkussion das Resultat unverändert.

Felix stand bestürzt, enttäuscht und wie vor einem ihm unbegreiflichen Rätsel. Evas Vater, der am Fußende des Bettes harrte, gewahrte wohl das Eingeständnis der Unwissenheit in den erblaßten Mienen seines Kollegen. Aber die Erkenntnis, daß der jüngere Arzt zu keinem anderen Resultate kam wie er selbst zuvor, vermochte in ihm in diesem Falle kein Gefühl des Triumphes hervorzurufen. Im Gegenteil hob er wie anklagend die Hände zum Himmel, dann sank er

in den nächsten Sessel, wie von einem Reulenschlage niedergeschmettert.

Felix preßte die Lippen zusammen und begann von neuem mit der Untersuchung. Zoll für Zoll klopfte er ab, befeelt von dem brennenden Wunsche, den Sitz des geheimnisvollen Übels festzustellen. Er konnte jedoch keinerlei ungewöhnliches Symptom entdecken, bis er zuletzt mit seinem Abklopfen die Stelle unmittelbar unter ihrem Herzen erreicht hatte. Als er direkt über dem unregelmäßig sich zusammenziehenden und wiederauspreizenden Muskel sondierte, stutzte er und klopfte ein zweites Mal auf derselben Stelle.

Er vermifste die Resonanznote, die das Vorhandensein von Luft in den Lungen kundgibt. Statt dessen klang der Ton so dumpf, als ob das Herz und die Innenwände des dieses umschließenden Beutels mit einer dicken Faserschicht überzogen wären. Aber zugleich ließ die Tiefe des Tons auf das Vorhandensein einer Flüssigkeit schließen. Wie er nun niederkniete und die Körperproportionen der Kranken genauer nachprüfte, da glaubte er eine Anschwellung wahrzunehmen. Wie das geübte Auge eines Pfadfinders aus einem geknickten Zweige oder einem abgeschürften Stück Baumrinde genaue Spuren herauszulesen imstande ist, so dünkte Felix diese kaum merkliche Kurve in der Brustlinie erleuchtender als ein aufgeschlagenes Buch.

Sein unwillkürliches Aufatmen aber wurde in dem zweiten Gedanken an die verantwortungsschwere Bedeutung seiner Wahrnehmung rasch wieder erstickt.

Doktor Windelband hatte den Kopf erhoben und schaute ihn unverwandt an.

Amtsrichter Burkhard machte sich zum Sprachrohr. „Vermochten Sie den Sitz des Übels zu entdecken?“ flüsterte er in großer Erregung.

„Vielleicht. Aber ich bin meiner Sache noch nicht sicher.“ Er trat hastig an den Kreisarzt heran. „Haben Sie Ihre Instrumente hier im Hause? Vielleicht auch einen Aspirator? — Ich meine das Instrument zum Punktieren des Herzbeutels. Nicht?“

Er hätte wütend hinauslachen mögen. Da hatte sich dieser Scharlatan richtig nicht einmal mit den notwendigsten Instrumenten versehen!

„Hm, die Hohlzahn an meiner Pravazschen Spritze ist schließlich lang genug. Mit ihr könnte ich's zur Not versuchen,“ murmelte er vor sich hin.

Ohne den Amtsrichter, der auf weitere Erläuterungen von ihm wartete, zu beachten, eilte er aus dem Zimmer und die Treppe hinab.

Unten in der Küche fand er, wie er erwartet hatte, kochendes Wasser vor. Aus seinem Besteckkasten nahm er die zu einer subkutanen Spritze gehörende Hohlzahn und warf sie in ein Gefäß mit kochendem Wasser. Als das Gerät seiner Ansicht nach genügend sterilisiert war, fischte er es wieder heraus und eilte mit ihm nach dem Krankenzimmer zurück. Dort saß der Kreisarzt immer noch im Lehnstuhl und stöhnte dumpf vor sich hin. Der Amtsrichter dagegen stand am Fenster, hatte die Gardinen etwas auseinandergeschoben und schaute in nervöser Unruhe in den sonnenerfüllten Garten.

Jetzt kehrte er sich nach dem Eintretenden um, seine Lippen zuckten, und seine Hände öffneten und schlossen sich automatisch, als er Felix dabei beobachtete, wie dieser an das Bett der Kranken herantrat und die lange Nadel direkt über ihrem Herzen auf die Haut setzte. Mit einer Gebärde des Schreckens trat er näher. „Um Himmels willen — was tun Sie?“ stammelte er.

Evas Augen standen weit offen, und mit verständnis-

vollem Blicke schaute sie den leicht über sie gebeugt stehenden Arzt an. Fast unmerklich neigte sie wie zur Einwilligung den Kopf.

„Sie ist zu krank, um viel Schmerz empfinden zu können,“ sagte Felix leise und schob den Satten zur Seite. Dann lächelte er Eva ermutigend zu. „Ich werde Ihnen nicht mehr Schmerz verursachen, als durchaus notwendig ist!“

Wieder nickte sie ganz leise. „Ich bin in — guter Hand!“ hauchte sie, und dann schloß sie die Augen.

Wenn der junge Arzt jemals es bedauert gehabt, daß die landläufige Praxis in Bergfelden und Umgegend ihm selten oder nie die so notwendige Gelegenheit geboten hatte, sich durch Vornahme schwieriger Operationen, wie er sie früher in der Privatklinik seines berühmten Lehrmeisters auszuführen gewohnt gewesen war, in Übung zu erhalten, so geschah es in diesem Augenblicke, wo er die schirmende Hülle eines Menschenherzens durchbohren mußte, ohne dieses selbst berühren zu dürfen. Und Herzen befinden sich durchaus nicht immer am richtigen Orte!

„So kommen Sie doch und stehen Sie mir bei,“ wendete er sich halblaut an den Kreisarzt, und, als dieser seine Worte nicht zu hören schien, trat er dicht an ihn heran. „Ich muß den Herzbeutel punktieren,“ raunte er, nur den Ohren seines älteren Kollegen verständlich, „Sie müssen die Hände Ihrer Frau Tochter festhalten, damit mich eine unwillkürliche Bewegung derselben nicht etwa zum Mörder macht. — Nun — wird's bald?“

Aber der völlig entnerzte Mann wehrte mit beiden Händen ab, schlug sie dann vor das schmerzverzerrte Gesicht und ächzte. „Ich kann nicht — — oh, ich kann nicht!“ wimmerte er. „Auf Sie die Verantwortung! Quälen Sie die Ärmste nicht unnütz!“

„Memmel!“ kam es über die Lippen des jüngeren Arztes. Es war ihm gleich, ob jemand im Zimmer das Wort gehört hatte oder nicht. Mit gerunzelter Stirn bedeutete er nun den Amtsrichter, die Hände seiner Gattin während des kurzen Aktes festzuhalten.

Burkhard wagte nicht zu widerstreben. In dicken Tropfen rann ihm der Schweiß von der Stirn herab, und er schnaufte hörbar, während er die kleinen, fieberheißen Hände seiner Frau ergriff und dann das Gesicht abwendete, um das Gräßliche, das sich seiner Meinung nach nun vollzog, nicht mit ansehen zu müssen.

Eine halbe Minute später wurde ein schwacher Schmerzenslaut hörbar, und wie sich der Amtsrichter entsetzt umschaute, gewahrte er gerade noch, wie Felix die zwischen der vierten und fünften Rippe durch die Haut geführte Nadel wieder zurückzog. In deren Zylinder befand sich nunmehr eine trübe, eiterige Flüssigkeit.

„Was — — was ist es?“ leuchte Burkhard, der totenbleich geworden war.

Felix antwortete nicht. Nochmals versuchte er es, in ein Einvernehmen mit dem älteren Kollegen zu kommen. Aber der sonst so selbstbewußte Kreisarzt gebärdete sich wie ein Kind, das die ihm verordnete bittere Arznei nicht schlucken will.

Felix mußte sich schließlich wieder an den Amtsrichter wenden. Mit kurzem Wink bedeutete er ihm, ihn ins Nebenzimmer zu begleiten.

„Ist's gefährlich?“ stammelte der Amtsrichter, als sie einander dort gegenüberstanden.

„Herzbeutelentzündung,“ stellte der Arzt fest, um dann angesichts der verständnislosen Miene des anderen erläuternd fortzufahren: „Das Herz hängt in einem

Sack, den man den Herzbeutel nennt und der sozusagen zum Ölen etwas Flüssigkeit enthält. Aber im vorliegenden Falle ist er mit einer dicklichen Flüssigkeit, wie sie die Ranüle hier enthält, angefüllt. Und der Herzschlag wird dadurch gehemmt wie etwa das Vorwärtsschreiten eines durch dicken Schnee watenden Mannes. Nur ein sofortiges operatives Eingreifen konnte den fatalen Eintritt einer Herz- und Lungenlähmung einstweilen hintanhalten.“

„Mit klaren Worten ausgedrückt: es ist keine Hoffnung mehr für meine Frau vorhanden — sie muß sterben?“ sagte der Amtsrichter tonlos.

Felix starrte eine kurze Weile nachdenklich vor sich nieder. Dann hob er wieder den Kopf und schaute den anderen entschlossen an. „In einem solchen Falle ist keine Heimlichtuerei am Platze — und schließlich sind Sie ein Mann und müssen als solcher die volle Wahrheit ertragen können. Bei der Auskultation vernahm ich vorhin ein eigentümlich schabendes Geräusch, wie es ein Aneinanderreiben der rauhen Innenflächen des Herzbeutels verursacht — zugleich ein Zeichen für eine zumindest teilweise Verwachsung des Beutels mit dem Herzen.“

„So sagen Sie es doch klipp und klar heraus — es besteht keinerlei Hoffnung mehr!“ brauste Burkhard auf.

„Solange noch Leben vorhanden ist, besteht auch noch Hoffnung. Nach meinem Dafürhalten kann ich durch eine sofortige weitere Operation Ihrer Gattin augenblickliche Erleichterung verschaffen — ob eine solche sich auf die Dauer durchsetzen läßt, erscheint allerdings bei dem rapiden Kräfteverfall zumindest fraglich. Hätte man mich vor Wochen zugezogen, so würde ich für einen günstigen Verlauf der Operation mit gutem Gewissen haben garantieren können.“

„Ein Todesurteil also!“ stöhnte der Amtsrichter. Mit wachsender Erbitterung starrte er den Arzt an. „Ich beneide Sie nicht um die kühle Fassung, mit der Sie mir eine solch vernichtende Botschaft übermitteln!“

Felix zuckte die Achseln. „Ich könnte darauf erwidern, daß ich Sie und Ihren Schwiegervater noch weit weniger um die von Ihnen an den Tag gelegte Gleichgültigkeit beneide, mit der Sie Ihre Gattin und Tochter einfach hinsiechen ließen, ohne sich auch nur die Mühe zu geben, die wirkliche Ursache ihres Leidens zu ergründen. Aber was könnten solche Vorwürfe jetzt noch helfen, wo es sich einzig nur noch darum handeln kann, einer Todkranken Erleichterung zu verschaffen. Aber wir dürfen keinen Augenblick verlieren. Wenn der Herzbeutel nicht sofort punktiert und das darin befindliche Exsudat entleert wird, dann dürfte das Leben der Patientin nur noch nach Stunden zählen.“

In qualvoller Erregung rang Burkhard die Hände. „Ich wußte es, daß sie den Heimgang unseres Kindes nicht überleben würde — sie stirbt eben doch an gebrochenem Herzen!“

„Oder an den Folgen eines vernachlässigten Influenzaanfalls. Auch hätte Ihre Frau Gemahlin ums Haar schon die Geburt des Kindes mit dem eigenen Leben bezahlen müssen. Vernachlässigte Wochenpflege zog ihr das Kindbettfieber zu. — Aber das sind Worte!“ unterbrach er sich ungeduldig. „Reden Sie Ihrem Schwiegervater zu. Soll operiert werden, so bedarf ich seiner Mitwirkung — er muß sich endlich zusammenehmen!“

Da öffnete sich die Tür, und Doktor Windelband trat ins Zimmer. Er blieb zögernd auf der Schwelle stehen und winkte Felix zu sich. „Meine Tochter will Sie sprechen!“ flüsterte er.

Aber sein jüngerer Kollege zog ihn statt einer Antwort tiefer ins Zimmer und teilte ihm mit ernstesten Worten das Ergebnis seiner Untersuchung mit.

Bitternd lauschte der alte Mann den ihm von Felix gegebenen Erläuterungen. Dann wendete er sich ab, seine Erregung wurde wieder so gewaltig, daß er sich niedersetzen mußte.

„Nein, zur Vornahme einer solchen Operation kann ich nie und nimmer meine Einwilligung geben, geschweige mich daran beteiligen!“ ächzte er dumpf. „Das wäre Mord! Hier im Hause, wo wir keinen geeigneten Raum haben! Unter zwanzig Fällen glückt es einmal! — Von Ihrem Standpunkte aus mögen Sie ja recht haben. Was kann Sie das Geschick unserer Kranken viel kümmern? Aber sie ist mein einziges Kind — ich habe in meinen alten Tagen nur noch meine Tochter, und eher vertraue ich sie der Barmherzigkeit des Himmels als Ihrem Messer an.“

Ohne Wimperzucken hatte Felix seine Worte über sich ergehen lassen. Staunend blickte er ihn an. Das also war derselbe selbstherrliche Mann, um dessen willen hoffnungsreiche Kinder, die in der Wahl ihrer Eltern nicht vorsichtig genug waren, um dem Herrn Kreisarzt ein reichliches Honorar zahlen zu können, elend hatten sterben müssen, weil der bequeme Herr, bis er sich zum Kommen entschloß, erst einer gesunden Nachtruhe gepflogen und sich ausgeschlafen hatte, während verzweifelte Eltern ihre kleinen Lieblinge, denen schnelle Hilfe sichere Rettung gebracht haben würde, hatten hilflos verröcheln lassen müssen?

„Ich habe Ihnen nichts zu erwidern,“ sagte er kurz und schickte sich an, zu Eva zurückzukehren.

Kurz vor der Tür fühlte er sich am Arm festgehalten, und sein Blick fiel auf Burkhard, der mit zitternder

Stimme bat: „Retten Sie meine Frau — ich hab' sie ja so lieb! Das fühle ich jetzt erst, da ich sie verlieren soll — und —“

Er konnte nicht weitersprechen. Die Tränen liefen ihm aus den Augen.

Mit verdüstertem Blicke starrte Felix den Mann an, der ihm einst vorgezogen worden war, und eine bittere Entgegnung schwebte ihm auf der Zunge. Aber er schwieg, es lag etwas in dem schmerzgebrochenen Gebaren dieses bisher so eitlen, selbstgefälligen Strebers, das ihn ihm menschlich näher brachte.

„Sie haben sie ja auch einmal gern gehabt, Doktor. Sie brauchen mich nicht so finster anzuschauen. Es war doch so. Also retten Sie die Arme! Und was den Mann da anbetrifft“ — er schüttelte die geballte Faust nach dem Kreisarzt zurück — „so hat er gar nichts zu sagen. Die Erlaubnis zur Operation habe ich zu erteilen. Und wenn Sie Hilfe brauchen und mich nicht für zu ungeschickt halten dazu, so steh' ich Ihnen zur Verfügung.“

Da streckte ihm Felix statt einer Antwort die Hand hin. Er hatte die Empfindung, als ob er dem Manne manches abbitten müßte. „Zuweilen geben auch Felsen Wasser,“ ging es ihm durch den Sinn, als er ins Krankenzimmer zurücktrat. „Aber warum quälen sich die Menschen, wenn sie sich doch lieb haben, warum machen sie's einander so schwer und suchen sich geflissentlich nichts zu vergeben, anstatt Hand in Hand durchs Leben zu schreiten?“

Wie er das dachte, schüttelte ihn innerliches Unbehagen. Er mußte an die unverdient große Liebe, die seine eigene Frau ihm entgegenbrachte, denken. Warum klopfte ihm da das Herz plötzlich so bänglich? Daheim war gewiß alles in schönster Ordnung. Was

Emmi durchleiden mußte, war ja schmerzhaft genug, aber durchaus ungefährlich. Nur eine unvorherzusehende Komplikation könnte —

Er wagte nicht weiter zu denken, er spürte, wie ihm der Schweiß in großen Tropfen auf die Stirn trat und die Empfindung sich seiner bemächtigte, als wäre es rings um ihn nachtdunkel geworden.

„Nicht wahr, ich muß sterben?“ hauchte Eva, als Felix zu ihr trat.

„Davon ist keine Rede. Aber ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß Ihr gegenwärtiger Zustand ernst genug ist.“ Er hielt ihren Blick, der bis in die Tiefe seiner Seele dringen zu wollen schien, gelassen aus. Als Arzt wußte er, wie wichtig derartige Tröstungen zuweilen sind. Einen Kranken mit neuer Lebenshoffnung erfüllen, heißt ihn dem schon halb geöffneten Grabe oft noch entreißen.

Matt winkte sie ihm zu, sich zu ihr ganz dicht ans Bett zu setzen, damit ihre Worte ihn erreichten. „Täuschen Sie mich nicht!“ fuhr sie fort. „Ich hörte zum großen Teil, was im Nebenzimmer verhandelt wurde, und ganz besonders deutlich, was mein Vater sagte. Nicht wahr, Sie schlugen eine Operation vor — ein Vorhaben, das mein Vater als Mord bezeichnete?“ Beschwichtigend hob sie ein wenig die Hand, als sie seine Stirn sich runzeln sah. „Ich weiß, daß ich sterben muß — und ich sterbe gern. Seit dem Heimgang meines Kindes war mein Leben nur noch eine Bürde für mich.“

„Das sollten Sie nicht sagen, Sie besitzen noch Vater und Gatten — und beide lieben und verehren Sie.“

Sie überhörte das und fuhr mit leiser Stimme fort:

„Ich schiedte zu Ihnen, weil ich aus Ihrem Munde die Wahrheit über meinen Zustand hören wollte. Das ist nun nicht mehr nötig, denn ich weiß nunmehr, daß ich sterben muß.“

„Dann wissen Sie mehr als ich!“ widersprach Felix so gelassen, als es ihm unter den obwaltenden Umständen möglich war. „Kein Mensch kann das voraus-sagen. Als Arztochter wissen Sie selbst, daß es ver-messen wäre, in solchen Fällen den Propheten spielen zu wollen. Ich glaube sogar sicher, Sie durch eine sofortige Operation retten zu können.“

„Damals retteten Sie Ihre jetzige Frau und ver-loren mich darum,“ sagte sie stöhnend, „und wenn Sie nun mich retten sollten, dann —“

Als hätte ihn eine kalte Faust im Genick gepackt, fuhr Felix zusammen.

„— dann,“ fuhr die Kranke fort, „wäre ich Ihnen für diese Rettung kaum dankbar. Ich bin so müde geworden, Felix, und ich muß Ihnen, nun ich am Ende angelangt bin, doch sagen, daß ich für meinen Eigensinn bitter gebüßt habe.“

Er machte eine abwehrende Bewegung. „Wir wollen längst Vergangenes und Vergessenes nicht weiter —“

„Sie werden mich schon anhören müssen, Felix,“ unterbrach sie ihn, „denn um Ihnen zu sagen, was mir noch auf der Seele liegt, habe ich hauptsächlich auf Ihre Berufung gedrungen. Daß mir kein Arzt mehr helfen kann, das weiß ich selbst.“

„Aber wer sagt Ihnen das, ich wiederhole Ihnen —“

„Still — still!“ unterbrach sie ihn mit einem müden Lächeln. „Darüber brauchen wir uns nicht weiter zu unterhalten. In den langen Monaten, die nun seit meines Kindes Tod verstrichen sind, führte ich ein nach-

dentliches Leben. Wollen Sie es glauben, daß ich mir erst in diesen Tagen über mich selbst klar geworden, zur Selbsteinkehr gekommen bin? — Das seien überflüssige Gedanken, meinen Sie? Ich sollte mich lieber an die Hoffnung anklammern, daß mir eine schönere Zukunft beschieden sein würde? Mein Lieber, daran glaube ich nicht. Ich habe nach Rinderart Perlen um Tand eingetauscht und bin die Frau eines Mannes geworden, der —“

„Ihr Mann,“ sagte Felix trocken, „liebt Sie. Davon hat er mir erst vorhin untrügliche Beweise gegeben.“

Sie lächelte ungläubig. „Mein Mann liebt mich?“ Ganz leise schüttelte sie den Kopf. „Sie müssen sich irren, mein Mann liebt nur sich selbst.“

„Dann folgte er nur Ihrem Beispiel!“ entfuhr es dem Arzte, und als sie ihn voll schmerzlichen Erstaunens anschaute, nickte er entschieden. „Es ist so, Frau Eva. Ja, Ihre Selbstanbetung verläßt Sie selbst in dieser kritischen Stunde nicht. Auch in Ihrem Kummer denken Sie nur an sich. Weil Ihnen das Leben, das Sie sich selbst erkürten, nicht ganz gefällt, legen Sie sich am liebsten zum Sterben hin. Aber es stirbt sich nicht so schnell! Sie werden am Leben bleiben, und mit der wiederkehrenden Gesundheit wird die Krankenstufensentimentalität sich ganz von selbst verflüchtigen. Und da wäre es vielleicht gut, wenn Sie sich mit Ihrem Manne aussprächen. Der Arme hat vorhin mir gegenüber wie 'n kleiner Junge geweint, der Herr Amtsrichter und Reserveober. Meinen Sie etwa, das geschah zum Vergnügen? Ich wiederhole Ihnen, Ihr Mann liebt Sie, und wenn auch Sie ihn ein bißchen gern haben — und das müssen Sie doch, denn sonst wären Sie nicht seine Frau geworden —, dann kann noch alles wieder gut werden. Wenn Sie nichts da-

gegen haben, und da die Zeit ohnehin drängt, so rufe ich Ihren Mann ins Zimmer und richte einstweilen alles Erforderliche her.“

„Wird's sehr weh tun und — und ist's gefährlich?“

„Weh wird's ganz und gar nicht tun, und im übrigen kann's nur besser, aber nicht gefährlicher werden. Haben Sie also Vertrauen genug zu mir, um —“

Sie hob die Hand und winkte ihn dicht zu sich heran. „Doktor Klingmann,“ hauchte sie ihm ins Ohr, „sagen Sie mir's ehrlich: hat mein Mann wirklich um — um mich geweint?“

„Es wird am besten sein, meine Gnädige, Sie fragen ihn selber. Aber, bitte, keine Aufregung, die können wir nicht gebrauchen! Ich gebe Ihnen fünf Minuten!“

Damit verließ er hastig das Zimmer.

„Wo ist Doktor Windelband?“ erkundigte er sich draußen beim Amtsrichter.

„In den Garten hinuntergelaufen,“ sagte Burthard spöttisch. „Wir tauschten einige Redensarten miteinander aus — na, lassen wir ihn laufen. Was sagte meine Frau? Will sie sich der Operation unterwerfen?“

„Das fragen Sie sie selbst! Bleiben Sie aber ruhig und sachlich, Verehrtester. Keine Szene! Sagen Sie Ihrer Frau in kurzen Worten, wie's Ihnen ums Herz ist. Sie steht an des Grabes Schwelle, es ist vielleicht ein Abschiednehmen für immer, und in einer solchen Stunde muß man hüllenlos einander gegenüberstehen — mit entschleierter Seele!“

Damit schob er den Amtsrichter durch die zum Krankenzimmer führende Tür.

Einige Minuten ließ er verstreichen, dann trat er ein. Er sah Burthard auf dem Bettrand bei seiner Frau sitzen und deren beide Hände in den seinen halten.

„Es tut mir leid, daß ich stören muß,“ bemerkte er trocken, „aber wir müssen ans Werk gehen!“

Beim ersten Grauen des nächsten Tages stieg Felix mit den schwankenden Schritten eines Trunkenen in sein Auto. Zwölf Stunden lang hatte er, nachdem er mit Beihilfe des Amtsrichters die Punktierung und Entleerung des Herzbeutels durchgeführt, den Kampf mit dem Tode durchringen müssen.

Nun ließ er sein Auto die Landstraße dahinsausen. Nach menschlicher Berechnung würde Frau Eva wieder genesen, und die beiden Gatten würden sich nun in Zukunft wohl besser verstehen lernen.

Aus seinem Leben war Eva für immer gewichen; er würde in ihr nur noch das hilflose Geschöpf, wie es unter seinem Messer gelegen, schauen können.

Aber was hatte sich inzwischen bei ihm daheim zugetragen? Warum stieg in ihm plötzlich wieder diese sinnlose, atembeklemmende Angst hoch? Wenn sein Frauchen wirklich, während er des anderen Mannes Weib gerettet, zu Schaden gekommen war? Er entsann sich mit einem Male an verschiedene beunruhigende Symptome, die ihm vorher unbedeutend erschienen waren, aber nun beängstigende Gestalt anzunehmen drohten. Und die Angst in ihm verjagte die bleierne Müdigkeit, die immer wieder Besitz von ihm ergreifen wollte. Er kümmerte sich nicht im geringsten um die vorgeschriebene Fahrgeschwindigkeit, sondern ließ das Auto laufen, was es an Geschwindigkeit hergeben konnte.

Wie dann sein schmuckes Doktorhaus aus dem Baumgrün auftauchte, wollte die Angst ihm fast die Kehle zudrücken. Die Läden waren geschlossen, das

Haus selbst und seine Umgebung erschienen ihm unheimlich still und leer.

Er hatte den Haus Schlüssel bei sich. Mit zitternder Hand schloß er die Haustür auf und trat ein. Wie ausgestorben lagen die Zimmer im Erdgeschoß. Die auf den Tischen unordentlich herumstehenden Flaschen und Gerätschaften ließen ihn erkennen, daß man bis spät in die Nacht hinein aufgeblieben sein mußte. Nicht einmal das Dienstmädchen ließ sich sehen. Genau so, als ob alle vor irgend einem schrecklichen Schicksal geflohen wären.

Was war aus seiner Emmi geworden? Die Angst in ihm ließ sein Herz gleich einem Schmiedehammer schlagen. Es war ihm zumute, als ob er beten müßte, daß der Himmel ihm die Gelegenheit, all die unverdient ihm von seinem Sonnenscheinchen gespendete große Liebe vergelten zu dürfen, nicht strafend entzog.

Als Felix mit wankenden Schritten sich der Treppe näherte, da hörte er, wie ihm jemand entgegenkam, und gleich darauf stand er vor der „weißen Frau“.

„Gratuliere, Herr Doktor!“ rief sie. „Ein strammer Junge!“

Er wollte nach Emmi fragen, aber seine Stimme versagte, und als er gar wahrnehmen mußte, wie die Hebamme zum Schweigen mahnend den Finger an die Lippen legte, da stand er schon mit zwei Sähen an der ins Schlafzimmer führenden Verbindungstür und öffnete sie mit zitternden Händen.

Dort lag sein Sonnenscheinchen in den Rissen, rührend bleich und matt. Aber sie lebte und atmete nicht nur, sondern sie öffnete gerade die blauen Augen, und wie ihr Blick dabei auf ihn fiel, da ging ihr altes, liebes Lächeln über ihre Züge.

„Mein Leben, mein alles! Was mußt du aus-

gestanden haben ohne mich!“ flüsterte er bewegt und sank neben ihrem Lager in die Knie, faßte ihre heißen Hände und drückte sie an sich, als ob er sie nicht wieder lassen wollte.

„Ich hörte dich anfahren,“ sagte sie und blickte ihn unverwandt dabei an. „Wie bleich du ausiehst! Hast du so lang zu tun gehabt und — und Eva —“

„Die,“ unterbrach er sie ungeduldig, „die ist so gut wie gerettet und wird sich in Zukunft mit ihrem Manne besser vertragen. Aber du — ach, daß ich fern von dir sein mußte — und nun gar noch einen solch prächtigen Jungen!“

Sie lächelte errötend. „Selt, das gefällt dir! Aber — aber ich kann wirklich nichts dafür.“

Da lachte er so hell hinaus, daß die „weise Frau“ ganz ängstlich auf der Türschwelle erschien.





Im Reiche des Südpols.

Von H. Psychander.

Mit 10 Bildern.

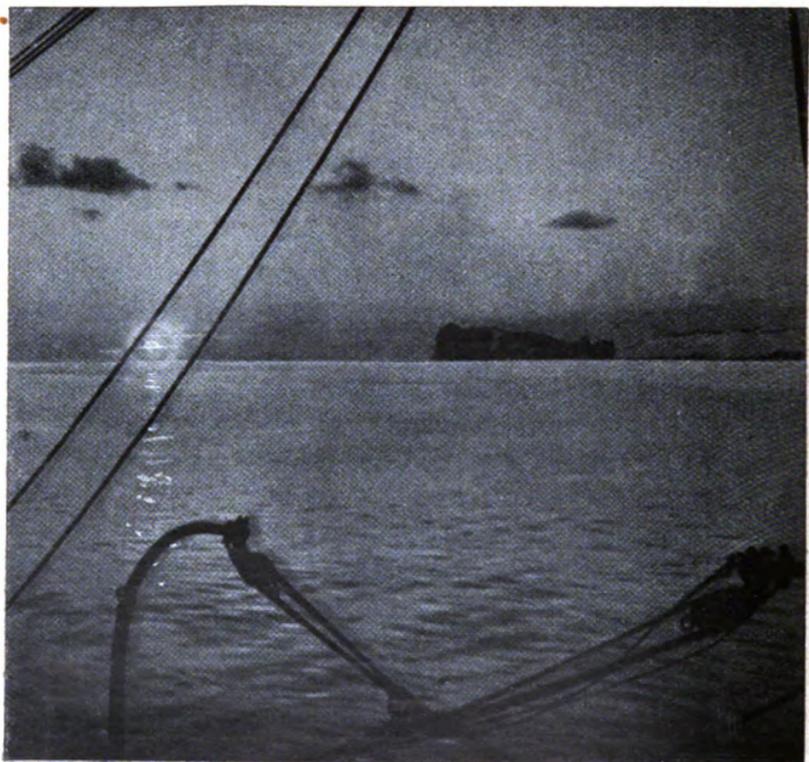
(Nachdruck verboten.)

Rapitän Roald Amundsen, der erprobte Nordpolarforscher, dem schon die Vollendung der Nordwestpassage, die nordwestliche Durchfahrt um Amerika, gelang, und der unter der Führung des Belgiers Adrien de Gerlache bereits einmal in das südliche Eismeer vordrang, hat den Südpol erreicht. Hiermit sind wissenschaftliche Bestrebungen zu einem gewissen Abschluß gebracht worden, deren erste Anfänge bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zurückgehen.

Schon in den Jahren 1772 bis 1775 versuchte James Cook, der eigentliche Entdecker Australiens, das südpolare Festland aufzufinden. Weddell und Ross nahmen neben anderen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Erforschung des Südpolargebietes von neuem auf. Dann aber geriet die Bewegung ins Stocken, um erst in den letzten Jahrzehnten wieder in Fluß zu kommen.

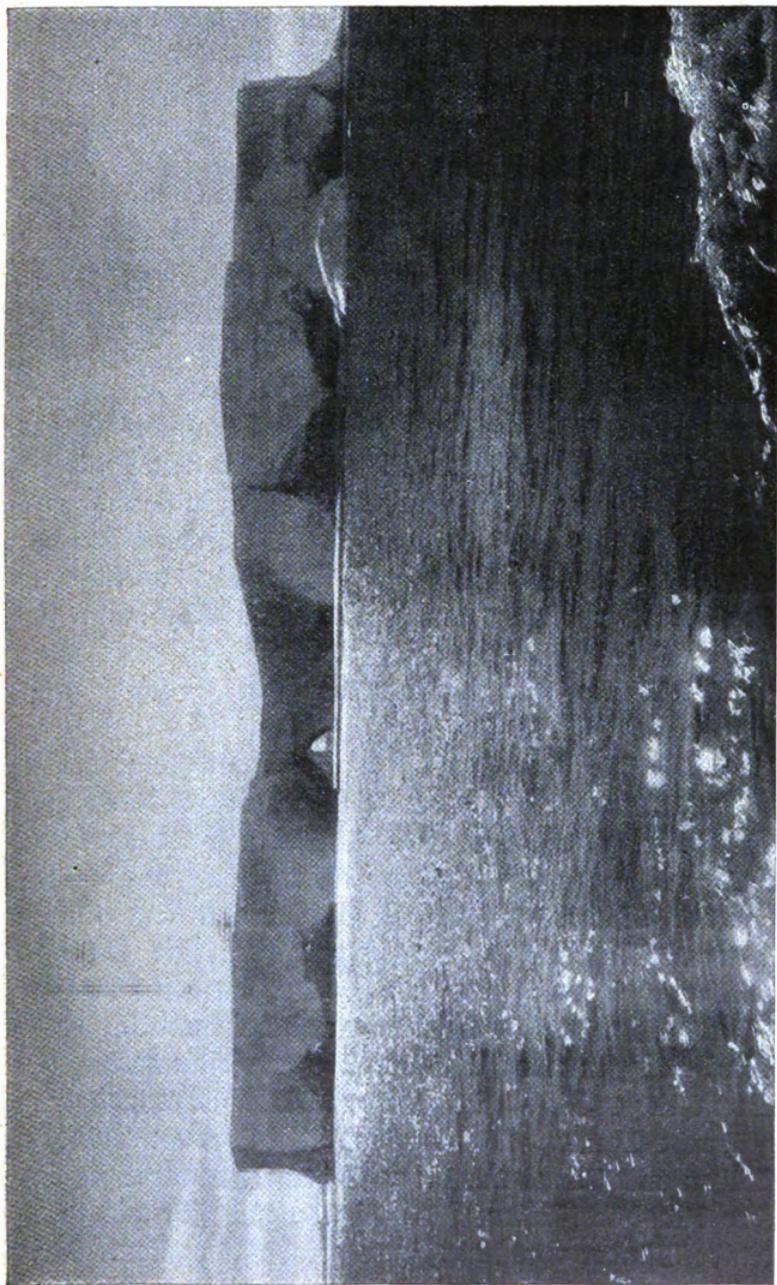
Wie Norwegen, Schweden, Belgien, England und Deutschland hat sich in jüngster Zeit auch Frankreich an der Erforschung der Antarktis beteiligt. Der führende Mann ist hier Jean Baptiste Charcot. Er ist von Beruf Arzt und war auch längere Zeit am Pasteur'schen Institut als Assistent tätig. Seine erste Südpolarexpedition unternahm er im Jahre 1903 auf dem

„Français“. Sie wendete sich hauptsächlich nach dem Westrand des Südpolarcontinents, wobei das Grahamland genauer untersucht und das mit letzterem zusammenhängende Loubetland entdeckt wurde. Im Frühjahr 1905 kehrte Charcot nach Buenos Aires zurück.



Die Insel Deception.

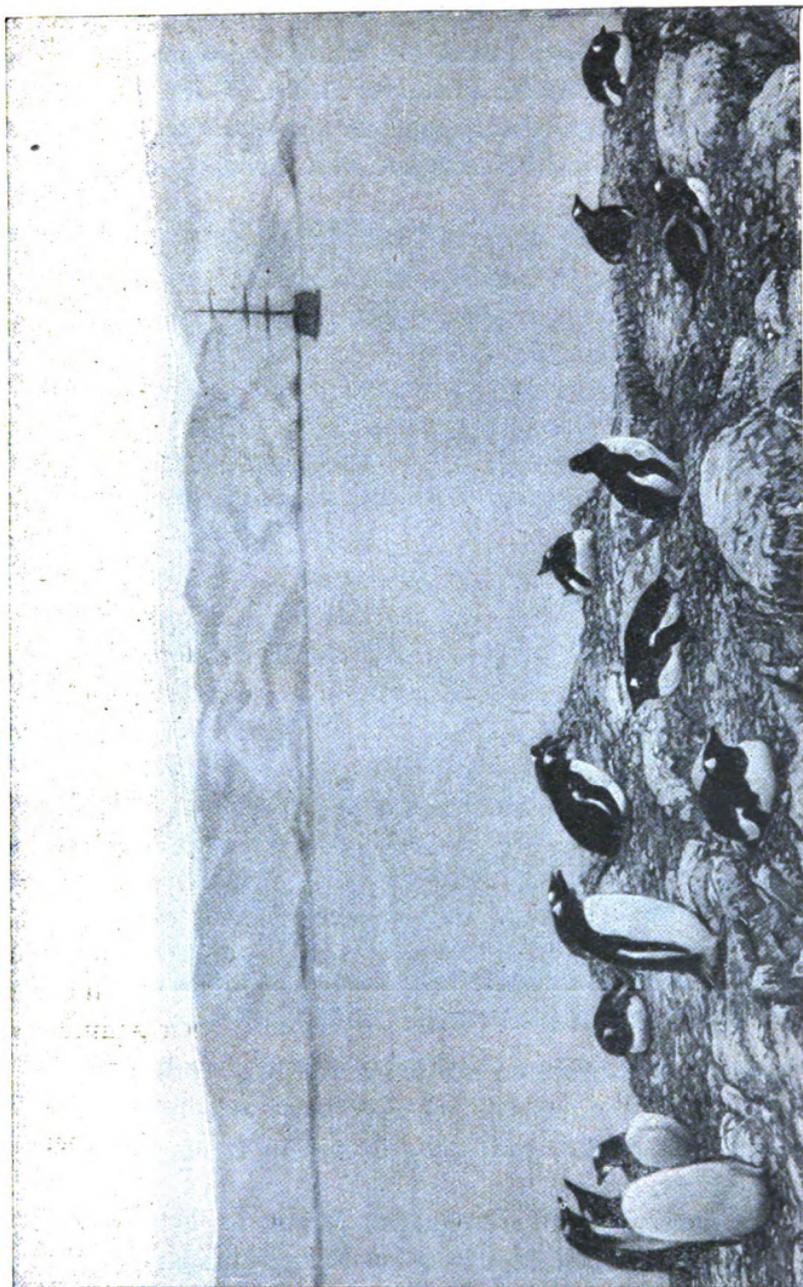
Zu der zweiten Expedition brach er am 15. August 1908 mit dem neuerbauten Polardampfer „Pourquoi pas?“ von Le Havre auf. Eine große Anzahl von wissenschaftlichen Vertretern der verschiedenen Fächer begleitete den Forscher. Nachdem man Anfang Dezember Punta Arenas verlassen hatte, traf man am



Ein Eisberg mit Grottenbildungen.

22. Dezember, also im antarktischen Hochsommer, bei der Deceptioninsel im südlichen Atlantischen Ozean ein. Sie gehört zu den antarktischen Südsydelandinseln, die von England in Besitz genommen und dem Gouverneur der Falklandinseln unterstellt worden sind. Von hier aus schlug man den Kurs nach dem Loubetland ein. Die Westküste von Grahamland wurde bis zur Adelaideinsel vermessen, wobei sich ergab, daß diese letztere Insel eine Länge von 140 Kilometer besitzt, das heißt zehnmal länger ist, als es bisher auf den Karten verzeichnet gewesen war. Ferner entdeckte man weiter südlich einen großen Meerbusen, nahm eine 220 Kilometer lange Strecke einer neuen Küstenlinie, von Charcot Fallièresland getauft, auf und gelangte zum Alexander I.-Land, dessen Inselnatur erkannt wurde. Da die Steilabstürze von Gletschern eine Annäherung an die Küste nicht erlaubten, so mußte die „Pourquoi pas?“ die Rückfahrt antreten, damit ein zur Überwinterung geeigneter Platz aufgefunden werden konnte.

Ein äußerst fesselndes Schauspiel bot schon beim ersten Eindringen in das antarktische Gebiet den Forschern die wunderbare Färbung der schneebedeckten Berge in der wechselnden Beleuchtung durch die Sonne. Wie eine Pyramide, die sich von dem klaren Himmel scharf abhob, tauchte vor ihnen die Smithinsel auf. Der Gipfel war vergoldet, an den Flanken liefen blendendweiße Schneefelder herab, und die vereisten Klippen am Fuße des Berges schimmerten in einem tiefen Blau. Ein anderes Mal wieder goß der glühende Sonnenball ein rosiges Licht über die Schneeflächen und Eiswände, deren Schrunken und Spalten ihre bläuliche Färbung beibehielten und sich wie funkelnde Bänder von den Höhen herabschlängelten. Mit



Ein Stützplatz der Pinguine.

einem Schlag aber ward der Anblick völlig verändert, sobald eine Wolke die Sonne verdeckte. Dann legte sich über die Berge ein blaßgrüner Farbenton, der Eisgürtel am Strande leuchtete mit weißen und licht-



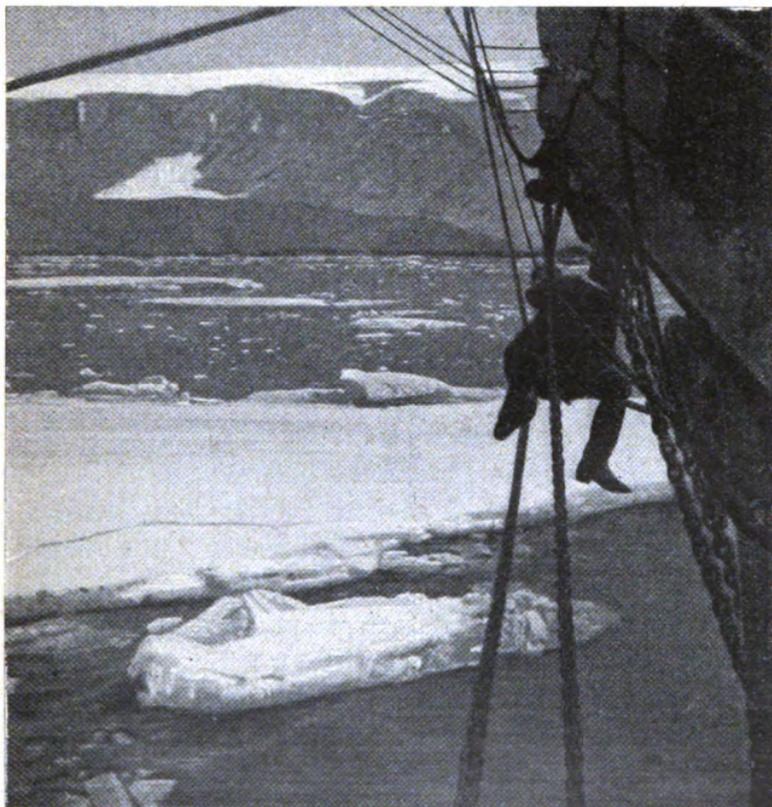
Das Expeditionsschiff im Wellenschaum.

grauen Streifen wie ein Onyx auf, das rötliche Felsgestein wölbte sich für das nicht mehr geblendete Auge massiger heraus, und das Meer hüllte sich in dunkle Schatten.

Eisberge glitten in langen Zügen an dem Schiffe majestätisch vorüber, als es sich dem Südpolarkontinent mehr und mehr näherte. Einige davon zeigten grotten-

artige Aushöhlungen, die ein flimmerndes Azurblau füllte.

Waldfische traf die Expedition sehr zahlreich an. Wie ein Geschwader schwammen sie ohne jede Furcht



Auf der Fahrt durch das Treibeis.

auf das Schiff zu, während ihre runden Rücken von der Feuchtigkeit blinkten. Bald bildeten sie eine Reihe hintereinander, tauchten hinab und stiegen dann wieder empor, um zu atmen, bald schlossen sie sich nebeneinander zu dreien und vieren zusammen oder spielten auch, indem sie mit dem Vorderkörper in die Tiefe

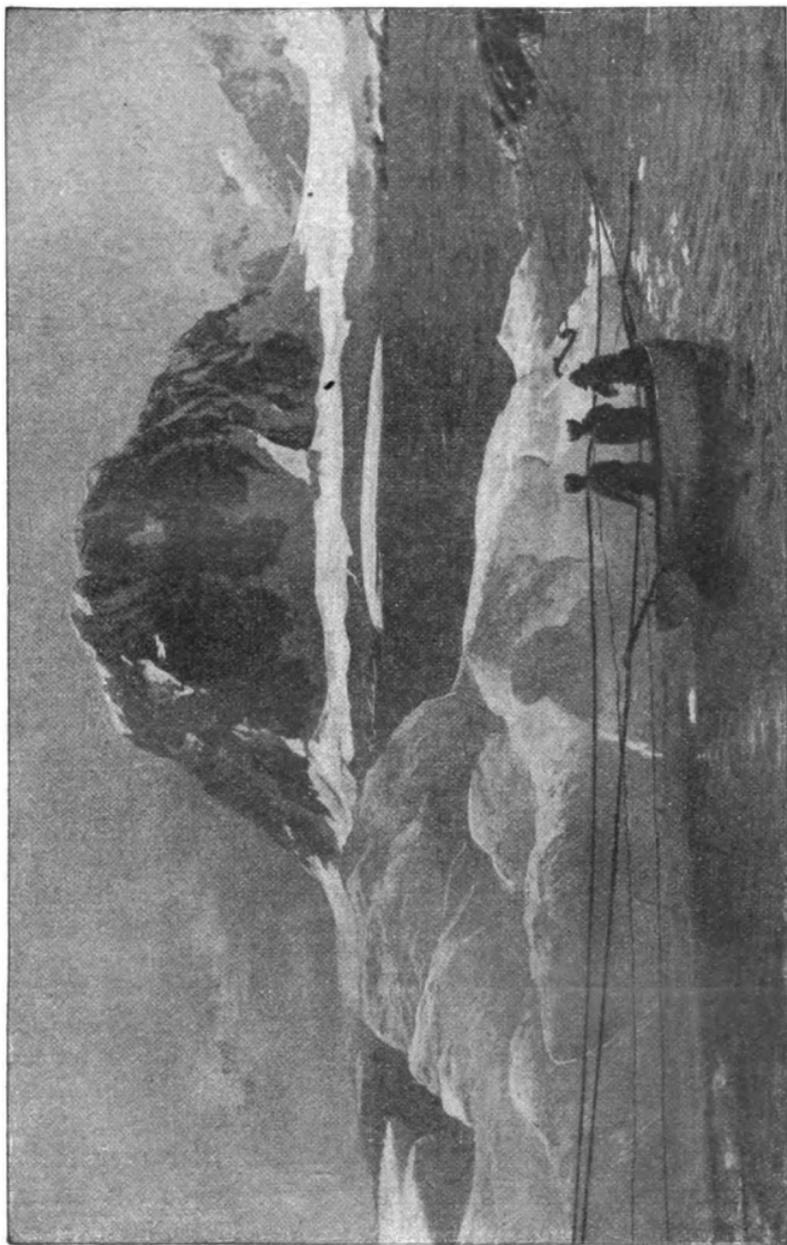
stießen und mit dem Schwanz das Meer peitschten, so daß es in hohen Schaumgarben empor schoß.

Viel Verdruß bereiteten den Forschern die Pinguine. Wenn die wunderlichen, fast ein Meter hohen Gestalten auf einer Eisscholle standen, betrachteten sie zwar die ungewöhnliche Erscheinung des Schiffes und seiner Insassen mit würdevoller Ruhe. Dampfte aber die „Pourquoi pas?“ an einem Brutplatz vorbei, oder ging sie in der Nähe desselben vor Anker, so erhob die ganze Schar ununterbrochen ein gellendes Geschrei, das sich auch in der Nacht fortsetzte, so daß die Forscher kaum ein Auge schließen konnten.

Da der Dampfer schwer beladen war, so hatte er wiederholt einen heftigen Kampf mit den Wellen zu bestehen, die sich an seinem Bug brachen und in wahre Schaumwolken auflösten. Sehr vorsichtig mußte durch das Treibeis gesteuert werden, das bald in kleineren Schollen, bald in beträchtlichen Feldern den Weg des Schiffes kreuzte. Unter diesen Umständen galt es dann, geschickt nach links oder rechts auszubiegen und eine Lücke zwischen den wuchtigen Eismassen auszuspähen, die die Weiterfahrt ermöglichte.

Wiederholt wurde das Schiff durch niedere Eisberge gefährdet, die der Wind an den stillliegenden Dampfer herandrängte. Man half sich dann zuweilen dadurch, daß man Anker auf dem Eisberg einschlug, von diesen Taue nach benachbarten Klippen leitete und sie hier um die Vorsprünge schlang, wodurch dann die Eismasse in ihrer Vorwärtsbewegung aufgehalten wurde.

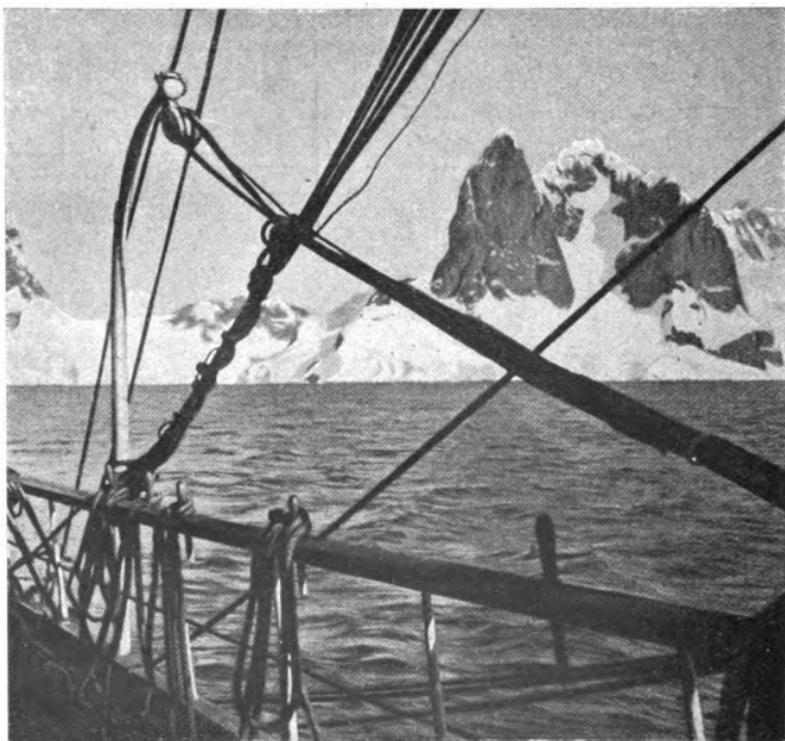
Einen imponierenden Eindruck empfingen die Forscher vom Kap Renard auf Grahamland. Steil steigt der riesige Zuckerhut empor. Seine Flanken sind so abschüssig, daß sich auf ihnen der Schnee nicht zu



Zibweht gegen Eisberge.

halten vermag, sondern in die Tiefe gleitet. Von den jäh abfallenden Bergen, die den Lemairekanal ein-
fassen, zogen sich glitzernde Gletscher herab, deren Fuß
im Meer untertauchte.

In eine beängstigende Lage geriet die Expedition,

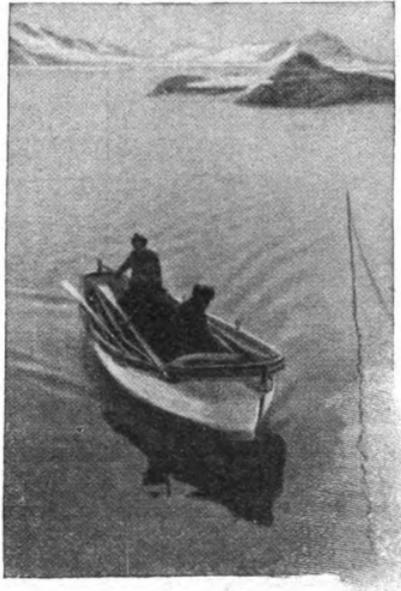


Das Kap Renard auf Grahamland.

als Charcot mit zwei Mitgliedern seines wissenschaft-
lichen Stabes am Kap Luxen einen Vorstoß in das
Binnenland unternommen hatte, aber nach mehreren
Tagen nicht zurückkehrte. Es wurde daher ein Boot
bemannt und ausgerüstet, das die Vermissten auf-
suchen sollte. Die Annäherung an das Festland war

sehr beschwerlich. Das Eis war nicht dick genug, um das Boot darüber hinwegschieben zu können, und doch auch wieder zu fest, als daß man es mit dem Boot hätte durchbrechen können. So mußte die Bemannung erst die Eisedecke zerschlagen, und das Vorrücken vollzog sich äußerst langsam und mühevoll.

In vereister Kleidung begann man dann das Kap Tuxen zu ersteigen, um von dort Umschau zu halten. Schritt für Schritt mußte man sich durch den tiefen Schnee mit Anspannung aller Kräfte hindurchkämpfen, und erst nach stundenlangem Marsche erreichte man endlich den Gipfel, auf dem eine von einer früheren Expedition errichtete Signalstange stand. Am Fuß derselben fand man eine verschlossene Holzbüchse auf. Man öffnete sie und entdeckte



Das Boot kehrt zum Expeditionsschiff zurück.

darin schriftliche Mitteilungen der früheren Expedition. Dieser Befund zeigte, daß sich Charcot und seine Begleiter nicht auf Kap Tuxen aufgehalten haben konnten, da sonst von ihnen die Büchse geöffnet worden wäre.

Jetzt trat man den Abstieg an. Auf einer kleinen Insel wurde ein Zelt aufgeschlagen und darin übernachtet. Aber der Hilfsexpedition war es nicht möglich einzuschlafen. Alle Augenblicke täuschte ihnen das Knirschen der sich aneinander reibenden Treibeis-

schollen nahende Männerschritte vor. Stürzte man dann vor das Zelt in der Hoffnung, der Vermißten ansichtig zu werden, so erkannte man zur größten Bekümmernis die Ursache des trügerischen Geräusches. Nachdem man noch am zweiten Tag die Umgebung abgesucht hatte, mußte man entmutigt im Boot zur „Pourquoi pas?“ zurückkehren.

Nun nahm das Expeditionsschiff selbst die Nachforschung auf, da es den Eisgürtel vor dem Festland unschwer durchschneiden konnte. Der dichte Nebel und das Schneegestöber hinderten jede weitere Fernsicht. Ununterbrochen ließ man daher die Sirene ertönen, um durch sie den Gesuchten ein Zeichen zu geben, nach welcher Richtung sie sich zu wenden hätten. Mehrfach glaubte man einen Ruf von ihnen zu hören, aber immer wieder stellte es sich als Täuschung heraus.

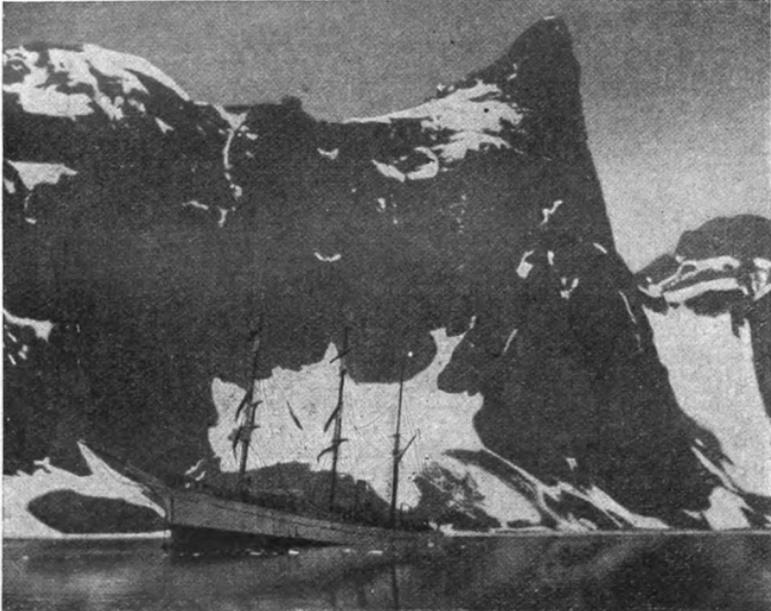
Da erschallten endlich die lauten Rufe von Männerstimmen so deutlich, daß ein Irrtum ausgeschlossen sein mußte. Tatsächlich ging das kaum noch Erwartete in Erfüllung, Charcot und seine Begleiter hatten sich zur „Pourquoi pas?“ zurückgefunden! Unter Jubelgeschrei, Tränen und Umarmungen begrüßte man die schon verloren geglaubten Expeditionsmitglieder.

Noch bedrohlicher schien sich das Schicksal der Expedition gestalten zu wollen, als das Schiff in der Nähe einer Steilküste mit dem Vordersteven auf einen unterseeischen Felsen auffuhr.

Der Bug hob sich dadurch hoch empor, während das Heck fast zum Meerespiegel herabgedrückt wurde. Obendrein legte sich noch eine Eisbank um das Schiff, so daß es nun unverrückbar festsaß.

Einige Tage mußte man, von schweren Besorgnissen erfüllt, untätig verbringen. Zum Glück trat ein Witterungswechsel ein, und der Eisring, der das

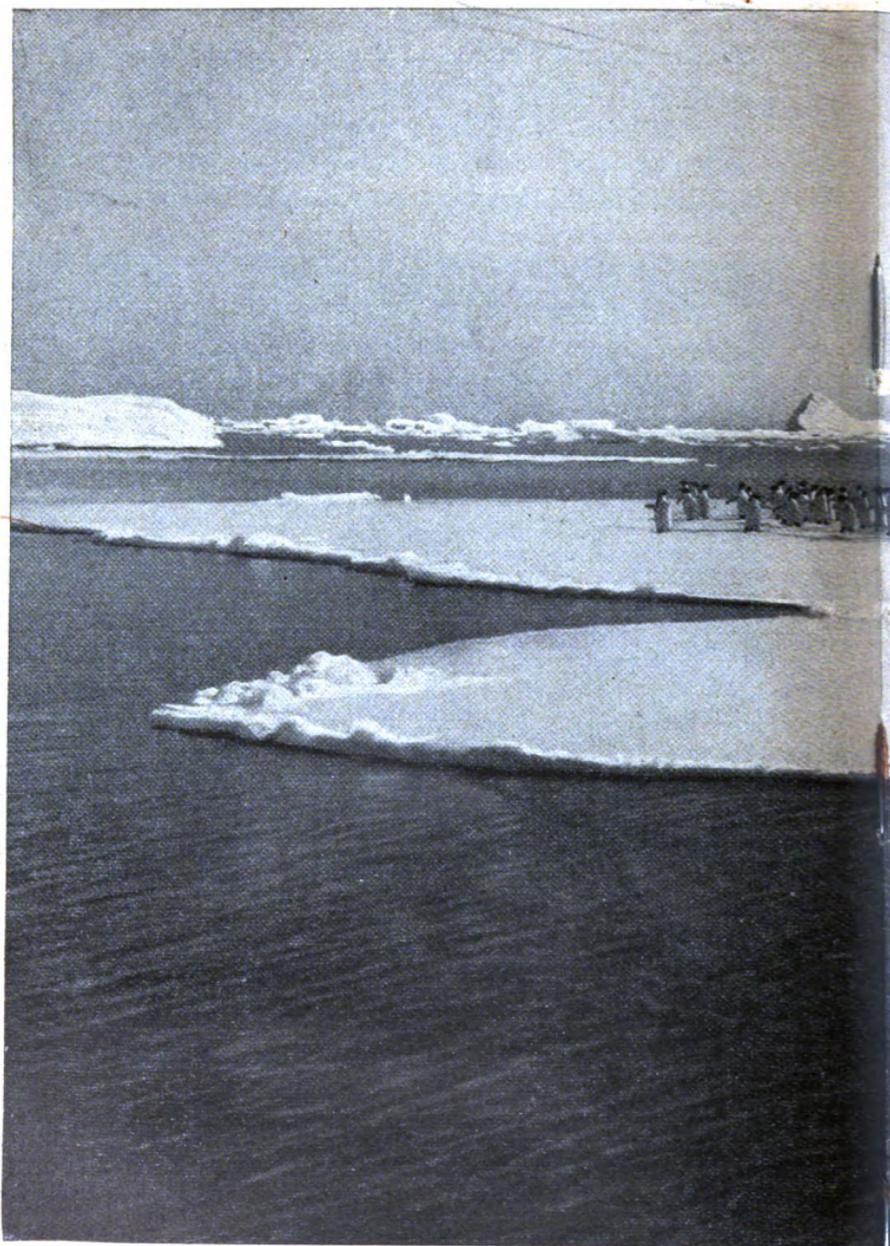
Schiff gefesselt hielt, zerbrach. Jetzt hieß es den günstigen Augenblick ausnützen. Der Dampf wurde angestellt, die Maschinen arbeiteten, und man suchte nach rückwärts von dem Felsen freizukommen. Aber obgleich der Schiffsrumpf von oben bis unten erzitterte,



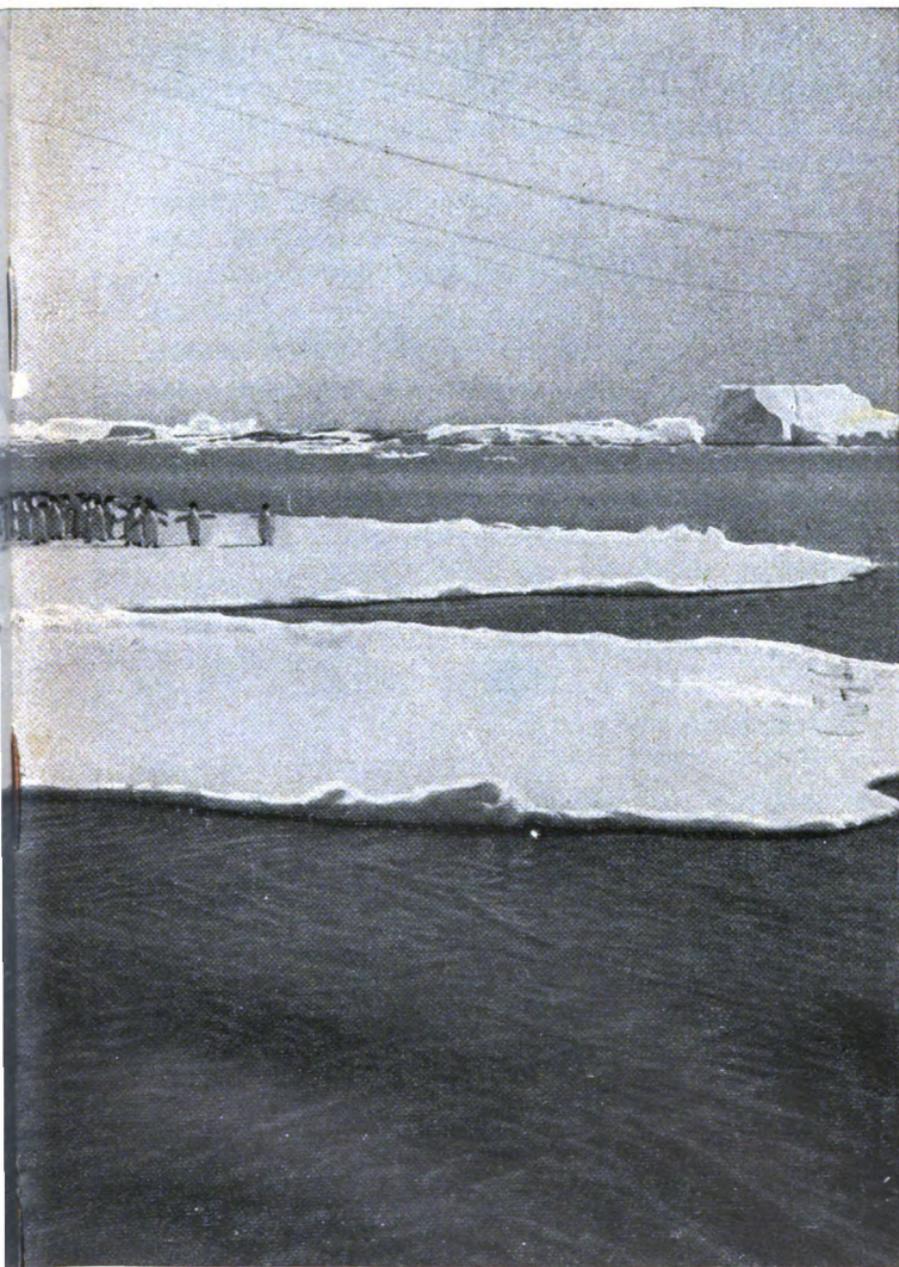
Die „Pourquoi pas?“ ist aufgefahren.

die Schraube sich in rasender Geschwindigkeit drehte, wich der Dampfer nicht vom Fleck. Nun suchte man mit Volldampf nach vorwärts über das Hindernis hinwegzukommen, jedoch blieb auch bei diesem Manöver der Erfolg aus.

Der Kapitän des Schiffes entschloß sich darauf, eine kleine Drehung vorzunehmen, und ließ alsdann von neuem Konterdampf geben. Wieder schienen alle Anstrengungen vergeblich zu sein, als plötzlich ein Ruck den Schiffskörper erschütterte. Die



Pinguine auf



in dem Eisfeld.

Forscher trauten fast ihren Augen nicht, aber es war wirklich kein Trug, das Schiff bewegte sich, glitt langsam von dem Felsen herab und schwamm endlich unbehindert davon.

Zur Überwinterung wählte man eine geschützte Stelle bei der Petermanninsel aus. Im Frühjahr 1909 besuchte man die Südschetlandinseln, führte dann einen zweiten Vorstoß nach Süden aus, wobei westlich und südlich vom Alexanderland Neuland entdeckt wurde, fand die Peter I.-Insel wieder auf und besuhr das Meer zwischen dem 69. Grad und 71. Grad südlicher Breite. Dann trat man den Rückweg an und gelangte im Juni 1910 wohlbehalten nach Frankreich.





Ihr Mädchenname.

Humoreske von J. D. Warnken.



(Nachdruck verboten.)

„Ach was — der Name! Der ist mir ganz gleichgültig. Wenn er nur sonst ein schneidiger Kerl ist; so mag er meinetwegen Pomuchelstopp heißen.“

Klara Hegenbart warf lachend ihren Lodenkopp in den Nacken zurück und bot wieder die Schüssel mit Kuchen an. Sie war heute siebzehn Jahre alt und feierte dieses Fest im Kreise ihrer Intimen.

Die zarte, blonde Frida sah von ihrer Seidenstickerei auf und meinte bedächtig: „Im Grunde genommen ist ja auch der Name ganz nebensächlich. Wenigstens in meinem Falle. Für mich kommt doch nur ein hoher Beamter in Betracht. Und dann tritt der Name ganz hinter dem Titel zurück. Aber eine große, stattliche Figur muß er haben — wißt ihr, so wie ein Herkules. Ich denke es mir himmlisch, wenn bei seinen Schritten alles im Zimmer zittert.“

„Wie oberflächlich! Wie prosaisch!“ fiel entrüstet die robuste Hanna ein. „Die Hauptsache für das Glück der Ehe ist doch wohl die Poesie. Ich nehme nur einen Dichter, oder wenigstens muß er für die Dichter schwärmen. Dann ist mir der Name gleichgültig. Ich denke an den berühmten Schweizer, an Konrad Ferdinand Meyer.“

„Und hochgebildet muß er sein,“ bemerkte die erst sechzehnjährige Trude mit einem schelmischen Seitenblick auf Hanna. „Ich denke an Meyers Konversationslexikon.“

„Und Temperament muß er haben,“ sagte etwas boshaft Valerie. „Ich denke an Valesta Meyer.“

Da sprang Valesta Meyer, das reichste Mädchen der Stadt, von ihrem Stuhle auf und schlug auf den Tisch, daß die Kaffeetassen klapperten. „Gänse seid ihr! Dumme Gänse! So einen Quatsch kann man nur zusammenreden, wenn man immer in diesem öden Nest saß und von der Welt da draußen keine Ahnung hat. Ich sage euch, es gibt nichts Schlimmeres als einen gewöhnlichen Namen. Und nun erst Meyer! Dankt eurem Schöpfer, daß dieser bittere Kelch an euch vorübergegangen ist! In den Augen der Welt ist das überhaupt gar kein Name.“

„Nun, du spielst doch trotzdem überall die erste Geige,“ unterbrach Frida ihren Redestrom mit unverkennbarem Neid in der Stimme.

„Ja, hier in diesem Nest! Mein alter Herr hat seinem Namen eben durch sein Geld denselben guten Klang verschafft wie Konrad Ferdinand Meyer dem seinigen durch seine Dichtungen. Das sind eben weiße Raben. Aber kommt mal nach Baden-Baden oder in die Ostseebäder oder an die Riviera! Wenn da im Fremdenbuch steht: August Meyer, Fabrikant, das ist, als ob man steckbrieflich verfolgt würde. Die Leute wissen vor Reserviertheit nicht wohin. Nee, ich sage euch: die Hauptsache ist der Name. Name und gesellschaftliche Stellung. Herkulischen Körperbau und schneidiges Auftreten nehme ich natürlich gern mit in den Kauf. Aber ein ganzes Leben lang Meyer heißen — nee, Kinder, das wünsche ich meiner ärgsten Feindin nicht.

Achtzehn Jahre lang habe ich jetzt diese Qualen gelitten. Deshalb darf wohl gerade ich die größten Ansprüche stellen, wenn es eine Gerechtigkeit gibt.“

„Ich glaube, man gewöhnt sich an jeden Namen,“ lispelte Adelheid, die sich in der kommenden Woche zu dem ersten Schritt ins dreißigste Lebensjahr gezwungen sah.

„Gewöhnen ist gut!“ protestierte Valeska lachend. „An alles mag man sich gewöhnen können, aber an den Namen Meyer nie.“

„Nun, ich würde mich ja auch nie um einen Meyer reißen. Aber wenn er sonst nett ist — warum nicht! Und schließlich ist es doch auch kein unanständiger Name,“ verteidigte Adelheid, deren Widerspruchsgeist in ihrer Abwesenheit oft und gern getadelt wurde, ihren Standpunkt.

„Ein unanständiger Name wäre mir noch lieber als meiner,“ ereiferte sich Valeska. „Ich hatte in Baden-Baden eine Freundin. Wißt ihr, wie die hieß?“

Alle sahen erwartungsvoll von ihrer Handarbeit auf.

„Unterhose hieß sie. Veronika Unterhose. Ihr braucht mich gar nicht so ungläubig anzusehen. Die Schwester ihres Vaters war dieses Namens wegen ins Kloster gegangen. Ich würde so einen Namen nicht einmal aus Bosheit erfinden können. Aber ich sage euch, es ist, als Veronika Unterhose vorgestellt zu werden, lange nicht so unangenehm wie als Valeska Meyer. Das hättet ihr in Baden-Baden mit ansehen müssen. Wegen eines ‚Fräulein Meyer‘ hielt kein Herr es für der Mühe wert, einen Beweis von der Biegsamkeit seines Rückgrats zu geben. Alle standen da wie für den Export verpackte Stockfische. Aber ‚Fräulein Unterhose‘ — das war etwas ganz anderes. Gleich

wurden die Herren der Schöpfung lebendig. Da war auch nicht einer, der nicht gelächelt hätte. Und sofort war die beste Stimmung da.“

Sie hatte sich ganz warm geredet. Ein ganz klein wenig Erbitterung klang sogar durch ihre Worte. Dann aber packte sie der alte Jugendübermut wieder und, die Hand zum Schwure erhebend, rief sie lachend in den Kreis ihrer Freundinnen: „Kinder, ich lege hiermit feierlichst das Gelübde ab, daß ich keinem Manne das beglückende Ja zum Bunde fürs Leben geben werde, der nicht einen so schönen Namen hat, daß ihr alle einfach gelb vor Neid werdet.“

Alle redeten nun laut und lachend durcheinander.

Nur Adelheid blieb unter dem Drucke ihrer Lebenserfahrungen stumm. Sie dachte: Mit der Zeit schraubt man seine Ansprüche schon herunter. Sie hütete sich aber wohl, dieses Ergebnis ihrer Überlegung der spottlustigen Urteilslosigkeit der Jugend preiszugeben.

* * *

Dreizehn Jahre waren vergangen. In der Zeit hatte sich manches ereignet. Klara hatte einen ebenso bartlosen wie steifen Oberlehrer geheiratet, bald darauf Frida einen schwächtigen Referendar, bei dessen Schritten es keinem Gegenstand im Zimmer einfiel, zu zittern. Die poetische Hanna war Frau Essigfabrikantin geworden; Gertrud hatte einen Pferdehändler bekommen, der oft etwas sehr stark in seinen Ausdrücken war, Valerie einen Postsekretär.

In ähnlichem Sinne sahen alle übrigen Freundinnen ihre Ideale verwirklicht: Ledig war nur Adelheid geblieben. Aber sie hatte seit jener Geburtstagsfeier ein ganz besonderes Auge auf die Meyers in der Stadt geworfen. Sie kaufte nur noch bei Geschäftsleuten,

die Meyer hießen, konsultierte den Zahnarzt Meyer in der Hoffnung, durch die Tadellosigkeit ihrer Zähne Eindruck auf ihn zu machen, und veranlaßte ihren Vater, als sie beim Tode der Tante eine kleine Erbschaft machte, die Angelegenheit in die Hand des Advokaten Meyer zu legen. Vor einigen Jahren war auch endlich eine Wohnung oben im Hause des Manufakturwarenhändlers Meyer frei geworden, der seit Jahren Witwer mit fünf Kindern war, und Adelheid veranlaßte ihre Eltern, sofort die alte Wohnung zu kündigen und dahin zu übersiedeln. Infolge dieser weitgehendsten Ausnützung aller Chancen bildete sich mit der Zeit etwas bei ihr heraus, das der Stadtklatsch „Meyerwahnsinn“ nannte.

Über allen Ehen lag eine drückende Langeweile. Sie hatten alle zu schnell zugegriffen, als der erste kam. Was sie an Liebe in sich trugen, gaben sie ihren Kindern. Die Gatten waren ihnen ziemlich gleichgültig.

Wie in ihrer Backfischzeit trafen sich die Freundinnen auch als verheiratete Frauen regelmäßig an ihren Geburtstagen. Dann sprachen sie viel von Valeska Meyer. Zur Erhöhung der guten Stimmung trug das aber nicht bei, und was sich an Erbitterung in der Ehe in ihnen angesammelt hatte, das kam dann zum Durchbruch.

Valeska Meyer war nämlich die einzige, die das gefunden hatte, was sie wollte. Wie oft hatte man boshafte Bemerkungen gemacht, als sie mit fünfundzwanzig Jahren noch nicht verheiratet war und alle Bewerber lachend ausschlug. Sie machte gar kein Hehl daraus, daß sie noch immer auf den ihr zusagenden hochklingenden Namen warte. Fast wurde sie dadurch schon ein Opfer der Lächerlichkeit.

Da kam eines Tages, kurz nachdem sie mit ihren Eltern aus Nizza zurückgekehrt war, ihre Verlobungsanzeige mit dem Caballero Horazio Montes de Oca aus Barcelona.

Das traf die Freundinnen wie ein Donnerschlag.

Und dann kam die glänzende, geradezu fürstliche Hochzeit, und die Freundinnen bewunderten die muskulöse, geschmeidige Gestalt des schwarzen Spaniers und verliebten sich alle in die leuchtenden blauen Augen, die er von seiner Mutter hatte, einer deutschen Aristokratin, wie Valeska sagte. In dem Manne, der die Freundin aus ihrer Mitte entführte, hatte jede ihr einstiges Ideal gefunden. Alle beherrschte nur ein Gedanke: Hätte ich doch gewartet!

Ihre Männer hatten es schlecht in diesen Tagen.

In den nächsten Jahren lechzten sie förmlich nach Nachrichten von Valeska. Alle Brosamen von der Festtafel der Auserwählten, die zu ihnen gelegentlich hinrollten, pückten sie gierig auf, um dadurch auch etwas von dem Leben da draußen, nach dem sie sich sehnten, durch ihre Sinne schleichen zu lassen. Die Mutter Valeskas verhehlte ihnen kein Wort aus den häufigen Briefen ihrer glücklichen Tochter. Bilder des vielseitigsten Lebensgenusses, eines ewigen Festes entrollten sich vor ihren Augen. Da fühlten sie die erdrückende Öde in ihren Häusern doppelt und dreifach, und der Neid auf Valeska wuchs und wuchs immer mehr.

Die Eltern Valeskas starben kurz nacheinander, und jedesmal kam sie allein in die Stadt und hielt sich nicht länger auf, als unbedingt nötig war. Die Freundinnen, die ihr Kondolenzbesuche machten, fanden in ihr trotz aller äußeren Freundlichkeit doch nicht die einstige Jugendfreundin wieder und waren der vollendeten Welt dame gegenüber sehr befangen. Augen-

scheinlich beabsichtigte sie, allen intimeren Annäherungen aus dem Wege zu gehen.

Nach dem Tode der Eltern hörten sie jahrelang nichts mehr von Valesta, und es wurde wieder harmonischer in den Ehen.— Aber ganz verließen die festlichen Bilder und die Erinnerung an den schönen Spanier die Frauen nie.

Da pläzte wie eine Bombe eines Tages die Nachricht in die Stadt, daß Valesta Montes de Oca im Hotel Viktoria abgestiegen sei und die Scheidung ihrer Ehe eingeleitet habe.

Es ist wohl kein Wunder, daß da keine einzige das Gefühl einer gewissen Schadenfreude zurückdrängen konnte.

* * *

Wie vor dreizehn Jahren die hoffnungsfreudigen Backfische, so saßen heute die Frauen und Mütter zusammen, um Klaras Geburtstag zu feiern. Diesmal war es der dreißigste. In dem besten Zimmer brannte ein lustiges Feuer, und der Duft von Raffee und frischgebackenem Kuchen erfüllte die Luft. Aber es herrschte trotzdem keine rechte Stimmung. Niemand wagte sich gerade heute an das Thema, das in der Luft lag und alle Gemüter schon seit Monaten ausschließlich beschäftigte.

Es war Valestas letzter Ehescheidungsstermin. Zweimal war er hinausgeschoben worden. Da mußten also ganz besondere Gründe vorliegen, das war klar. An den widersprechendsten Vermutungen fehlte es nicht. Aber keine faßte festen Fuß. Besonders warme Gefühle für die einstige Freundin waren dabei nicht zum Durchbruch gekommen. Einige hatten sie aus Neugier kurz nach ihrer Ankunft im Hotel besucht; aber die Auf-

nahme war sehr kühl gewesen, so daß es allen klar war, daß sie nähere Beziehungen nicht mehr wünsche. Seit vier Wochen hatte sie überhaupt keine Besuche mehr empfangen.

Endlich unterbrach Adelheid, die heute auffallend viel Sorgfalt auf ihre Frisur verwandt hatte, die drückende Stille.

„Daß mir keine von euch nächsten Dienstag an meinem — hm — fünfunddreißigsten Geburtstag fehlt. Meine Eltern sehen abends auch eure Männer gern zum Essen. Wir möchten ein kleines Fest geben.“

Alle sahen Adelheid erstaunt an. Nicht nur, weil sie in den dreizehn Jahren nur um fünf Jahre älter geworden war, sondern besonders wegen des Festes.

Aber ehe sie noch etwas sagen konnten, flüsterte sie verschämt: „Wir haben auch eine Überraschung für euch.“

Nun war die Stimmung da. Alle gratulierten herzlichst.

„Aber welch eine Selbstverleugnung! Fünf Kinder! Ein wie gutes Herz du haben mußt!“ sagte Hanna, deren Ehe kinderlos war, und umarmte die Freundin zärtlich.

„Aber ich bitte euch! Ich hab' ja gar nichts gesagt!“ wehrte Adelheid ab.

„Oh, es bleibt Geheimnis! Natürlich!“ versicherte die Professorin und legte die Hand aufs Herz. „Ich habe gerade ein Schwarzseidenes nötig. Gut, daß ich das noch nicht gekauft habe. Nun kaufe ich es bei deinem Bräutigam.“

So wäre es wohl noch lange Zeit weitergegangen, wenn nicht eben die Professorin eingetreten wäre.

Wie aus einem Munde riefen alle: „Weiß man schon etwas?“

„Nein, wir müssen warten, bis mein Mann mich abholt.“

„Wann wird er kommen?“

„Vor sieben sicher nicht.“

Alle seufzten. Es war erst halb sechs.

Aber nun war wenigstens das Eis gebrochen. Allerdings wurde die Hoffnung auf besondere Neuigkeiten bald zerstört. Die Assessorin hatte aus ihrem Manne, der mit Valestas Ehescheidungsprozeß beschäftigt war, noch immer nichts herausbringen können, obgleich sie ihn stundenlang gequält und behauptet hatte, daß ihre Unkenntnis das beschämendste Licht auf ihre Ehe werfen würde. Der Assessor war immer wieder mit der langweiligen Entschuldigung gekommen, daß das Amtsgeheimnis sei. So viel war mittlerweile aber doch in die Öffentlichkeit gedrungen, daß Valesta schon bald nach dem Tode ihrer Eltern von ihrem Manne verlassen worden, und daß der größte Teil ihres Vermögens seiner Spielleidenschaft zum Opfer gefallen war.

„Ob sie wohl als geschiedene Frau ihren Mädchenamen wieder annehmen wird wie Anna Cordes damals?“ fragte Valerie.

„Aber Valerie!“ lachte Gertrud auf. „Wie kommst du auf den Gedanken? Die wird sich hüten, wieder Valesta Meyer zu heißen.“

„Die denkt ja gar nicht dran!“

„Die stirbt ja lieber!“

„Bei dem Hochmut!“

„Sie wußte ja damals beim Begräbnis gar nicht, wie vornehm sie tun sollte!“

„Raum die Fingerspizen hat sie mir gegeben!“

„Sie hatte überhaupt immer etwas Wegwerfendes. Schon als Kind.“

„Ich habe sie nie leiden können.“

„Ich auch nicht.“

„Ich auch nicht.“

„Sie war mir immer unsympathisch.“

„Mir auch.“

„Mir auch.“

„Aber Kinder! Ihr dürft doch nicht so schnell den Stab über sie brechen! Sie ist eben eine Unglückliche,“ sagte die Professorin, als alle ihrem jahrelang angesammelten Neid und Ärger Luft gemacht hatten. „Freilich, offen gestanden, sympathisch war sie mir auch nie. Sicher nennt sie sich in Zukunft Montes de Oca.“

Da trat der Assessor ein. Seine kleine Frau fiel ihm, ehe er noch die Damen begrüßen konnte, um den Hals.

„Nun, Alterchen?“

„Geschieden!“ sagte er, bemüht, seine Amtswürde zu wahren.

Obgleich niemand etwas anderes erwartet hatte, waren zunächst doch alle sprachlos. Dann aber gab es einen Sturm von Fragen, die der Assessor nur zum kleinsten Teil beantworten konnte.

Endlich fragte die Professorin: „Und wie wird sie sich in Zukunft nennen?“

„Valeska — Mayer,“ antwortete der Assessor.

„Unglaublich!!!“ riefen alle wie aus einem Munde.

Nur Adelheid sagte, während sie ihre Handarbeit zusammenrollte: „Das war ja doch selbstverständlich. Ich wüßte nicht, welcher Grund zum Gegenteil vorliegen sollte.“

Ehe die Freundinnen sich trennten, beschloßen sie, alle, wie sie da waren, Valeska im Laufe der nächsten

Woche zu besuchen, um ihr einen Beweis ihrer alten aufrichtigen Freundschaft zu geben. Sie wollten es nicht zugeben, daß sie die Stadt wieder verließ. Sie gehörte zu ihnen und mußte bei ihnen bleiben.

„Welch ein vornehmer Charakter! Welch ein edles Herz!“ sagte die Professorin.

Die poetische Hanna seufzte: „Vielleicht kommt die schöne Jugendzeit noch einmal wieder, und Valeska wird die wärmende Sonne unserer Tage.“

„Wir hatten sie ja immer so lieb.“

„Ich möchte gleich hinlaufen und ihr einen Kuß geben, weil sie sich wieder mit ihrem Mädchennamen nennt.“

* * *

Die Freundinnen machten ihren Entschluß zur Tat. Valeska blieb unter ihnen, von allen verhätschelt und geliebt.

Nur eine wußte mehr: die Assessorin. Am demselben Abend noch gelang es ihr, ihrem Manne das Geheimnis zu entreißen. Aber sie blieb stumm wie das Grab, weil sie sonst alle Ausichten verloren hätte, Frau Oberamtsrichter zu werden.

Wenn aber von Valeskas Mädchennamen gesprochen wurde, dann war es ihr doch recht schwer, den Mund zu halten.

Es war ja gar nicht ihr Mädchenname!

Sie hatte einen Hochstapler geheiratet, der als Sohn eines deutschen Tagediebes und einer spanischen Komödiantin auf den Namen Friß Mayer getauft worden war und im Laufe seiner vielbewegten Laufbahn Gelegenheit hatte, unter immer wechselnden Namen mit den Polizeibehörden fast aller europäischen

Großstaaten enge Beziehungen anzuknüpfen. Als Valeska sich seiner durch Scheidung endlich entledigte, hatte Horazio Montes de Oca seine Rolle gerade ausgespielt, und Fritz Mayer verduftete nach Amerika.

Valeska geb. Meyer hieß also jetzt nach dem Scheidungsprotokoll Valeska Mayer — mit an, was ja immerhin einen gewissen Unterschied bedeutet.

Sie macht aber nicht darauf aufmerksam.





Unedles Weidwerk.

Don Rud. Hendrichs.

Mit 3 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Nicht jeder, der mit Pulver und Blei auszieht, um irgendwelcher harmlosen Kreatur das Lebenslicht auszublafen, hat damit auch Anspruch auf den Namen eines Jägers erworben, und es ist wohl begreiflich, wenn der gerechte Weidmann mit Geringschätzung und stillem Ingrimm auf jene Sorte von Nimroden herabfieht, denen die edle Jägerei nichts anderes bedeutet als ein möglichst bequemes und möglichst ausgiebiges Schlachten.

Was nach dieser Richtung hin in Wald und Feld von Jagdpächtern und Jagdgästen gesündigt wird, ist wahrlich arg genug, und auch mancher wird zu bezweifeln wagen, ob ein Lappjagen auf Rotwild oder Sauen noch etwas mit dem edlen Weidwerk zu schaffen habe, auch wenn es von hohen und höchsten Persönlichkeiten ausgeübt wird.

In so widerwärtigen Formen aber wird das sinnlose Hinmorden anmutiger und wehrloser Geschöpfe doch kaum irgendwo betrieben als an den Seeküsten, wo eine zahlreiche und meist sehr zutrauliche Vogelwelt selbst dem schlechtesten Schützen reiche Beute sichert. Das Möwenschießen war und ist leider vielfach noch heute in unseren deutschen Seebadeorten ein Sport, dem der wirkliche Jäger nicht ohne Schmerz

und Born zusehen kann, und auch die Art, wie in jenen Gegenden der Massenfang von Krickenten betrieben wird, steht in den Augen des Weidmannes nicht höher als etwa die Praktiken des Vogelstellers. Immerhin ist bei uns in Deutschland durch gesetzliche



Aussteden der Lockvögel.

Vorschriften dafür gesorgt, daß die durch solche Jägerei unter unseren Strandvögeln angerichteten Verheerungen gewisse Grenzen nicht überschreiten, und die Zustände sind bei weitem nicht so schlimm wie an den französischen Seeküsten, wo sich kein Mensch um die Vorschriften der Behörden oder um internationale Vereinbarungen kümmert.

Eine solche von Frankreich angenommene internationale Vereinbarung verbietet zum Beispiel die Verwendung von Netzen für den Fang von Strandvögeln. Aber die brave Fischerbevölkerung an der französischen Seeküste denkt deshalb noch lange nicht daran, die von alters her beliebte und bei der immer gleichen Arglosigkeit

des Wildes äußerst ertragreiche Fangmethode aufzugeben. Sie besteht darin, daß zur Zeit der Ebbe zwischen aufgepflanzten Stangen große, weitmaschige Netze derart ausgespannt werden, daß sie bei aufkommender Flut mit ihrem unteren Rande den Wasserspiegel berühren. Alle jene Vögel, die wie Möwen und Seeschwalben die Gewohnheit haben, dicht über dem Wasser dahinzustreifen, müssen dann unfehlbar in diese Netze geraten, worin sie sich oft stundenlang in gräßlichster Todesangst abzappeln, ehe sie nach Wiedereintritt der Ebbe von ihren Schlächtern auf mehr oder weniger rohe Weise abgewürgt werden.

Das Verfahren ist um so verwerflicher, als zumeist



Herrichten der Segeltuchhütte.

nur ein kleiner Teil der gefangenen Vögel zu Nahrungszwecken oder durch Verwertung des Balges nutzbar zu machen ist. Wie groß aber die durch diese Methode angerichteten Verwüstungen sind, mag die Tatsache erweisen, daß sich nicht selten in einem einzigen, mäßig

großen Neß achtzig und mehr Möwen gleichzeitig vorfinden. Die Lässigkeit, mit der die französischen Behörden diesem Unfug zusehen, statt ihm mit den strengsten Strafen zu Leibe zu gehen, ist auf das äußerste zu beklagen, und unsere Vogelschutzvereine sollten nicht



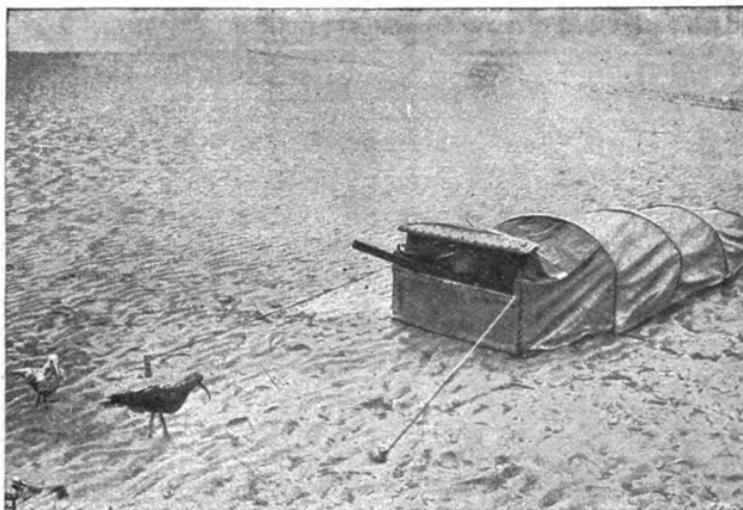
Zum Anstand bereit.

müde werden, dagegen ebenso energisch zu protestieren wie gegen den von den Italienern betriebenen Massenmord unserer aus dem Süden zurückkehrenden Singvögel.

Etwas weniger brutal, aber immer noch unweidmännisch genug, ist eine durch unsere Bilder veranschaulichte Jagdmethode, die an den französischen Küsten allgemein geübt wird, und die einige Ähnlichkeit mit einer auch bei uns beliebten Art des Krähschießens hat. Irgendwelche Geschicklichkeit oder Treffsicherheit von seiten des Jägers ist dabei nicht vonnöten, und es begreift sich deshalb leicht, daß die Bade-

gäste dem vergnüglichen Sport mit derselben Leidenschaft obliegen wie die eingeborene Fischerbevölkerung.

Das wesentlichste Erfordernis für diese weniger edle als bequeme Jagd ist neben der Schrotflinte eine Art von transportabler Hütte, das heißt eines mit Segeltuch überzogenen, zusammenlegbaren Gestells, das, aufgestellt, gerade groß genug ist, einen darunter ausgestreckten Menschen zu verbergen. Zu ihrer größeren Bequemlichkeit pflegen die Strandjäger auch noch ein Bund Stroh mitzunehmen, das ihnen während des „Anstandes“ als weiche Lagerstätte und als Schutz gegen die Feuchtigkeit des Sandes dient. Als weiteres



In Erwartung des Wildes.

unentbehrliches Requisite dient sodann eine Anzahl von Lockvögeln aus Holz oder auch aus kunstlos ausgestopften Vogelbälgen, die auf hölzernen Stäben derart befestigt sind, daß sie, in den Sand gesteckt, aus einiger Entfernung kleinen Stelzvögeln gleichen. Auf

besondere Naturtreue kommt es dabei durchaus nicht an, da sich die Seeschwalben, Austerfischer und Bekaffinenarten, auf die es in erster Linie abgesehen



Gewerbsmäßiger Vogeljäger.

ist, auch durch die plumpsten Nachbildungen täuschen und anlocken lassen.

Ein Spaten vervollständigt die Ausrüstung des Nimrods, der sich zur Ebbezeit aufmacht, um an einer von Menschen wenig betretenen Stelle des Strandes seine Vorbereitungen zu treffen.

Sie bestehen lediglich darin, daß er seine Lockvögel

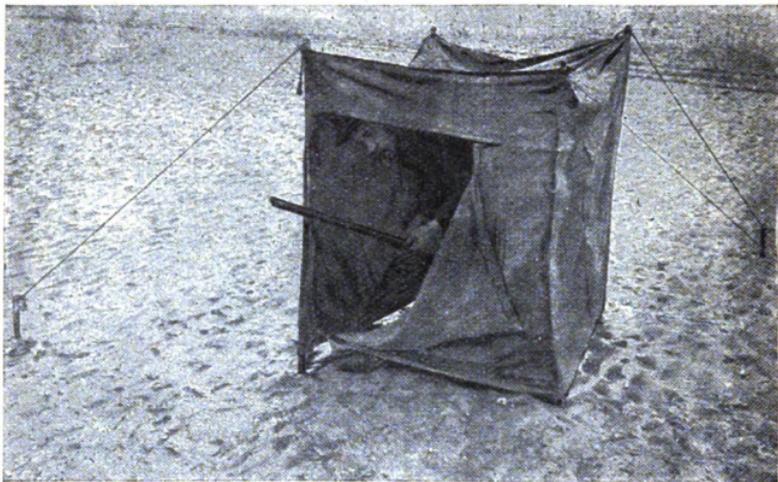
in angemessenen Zwischenräumen ausstreckt und dann — wenige Meter von ihnen entfernt — eine flache Mulde ausschaufelt, in der er sich sein Strohlager herrichtet. Über diesem stellt er seine leichte Segeltuchhütte auf, kriecht durch die vorn angebrachte Klappe, mit den Füßen voran, hinein und läßt, nachdem er, auf dem Bauche liegend, sein Gewehr in An-



In voller Jagdausrüstung.

schlag gebracht hat, die Klappe über sich zufallen. Der Aufmerksamkeit der neugierigen Vögel ist er damit vollständig entzogen, während er durch einen

offen gebliebenen Schließ das Schußfeld, das ja nur wenige Quadratmeter umfaßt, bequem übersehen kann. Versteht er sich gründlich auf sein Metier — und bei der eingeseffenen Küstenbevölkerung ist das natürlich immer der Fall — so beschleunigt er den Anflug der



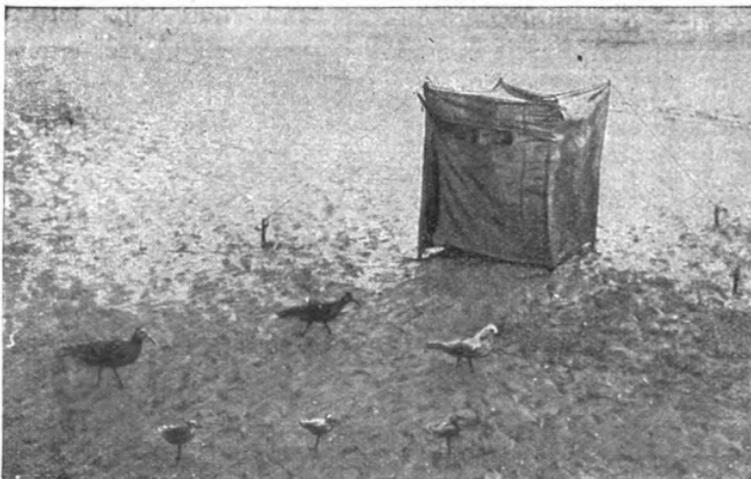
Aufrechtstehende Hütte.

Vögel dadurch, daß er mit einer kleinen Pfeife die ihnen eigentümlichen Schreie nachahmt, ein Kunstgriff, der sich stets durch einen fast unmittelbaren Erfolg belohnt macht. Alles, was an Möwen und namentlich an kleinen Stelzvögelarten den Strand bevölkert, kommt flatternd und trippelnd herbei, um sich die sonderbaren Neulinge, die da so unbeweglich im Sande stehen, aus der Nähe anzusehen. Selbst die sonst so scheuen Austerfischer und Regenpfeifer, die zierlichsten und anmutigsten unter den gefiederten Strandbewohnern, zeigen nicht die geringste Zurückhaltung und Vorsicht, da ihnen die Segeltuchhütte offenbar ganz unbedenklich erscheint.

Der Mann mit dem Mordgewehr braucht nur in

Gemütsruhe abzuwarten, bis das muntere Gewimmel lebhaft genug ist, um seinen aus unmittelbarster Nähe abgegebenen Schuß, der selbstverständlich niemals ein Fehlschuß sein kann, recht „lohnend“ zu machen. Wenn sich die Rauchwolke verzieht, bedeckt dann regelmäßig eine beträchtliche Anzahl kleiner, zuckender Vogelleiber den Sand.

Aber die Jagd ist damit nicht zu Ende, sondern nachdem er seine Beute eingesammelt hat, kann der brave Weidmann getrost das Spiel von neuem beginnen lassen, denn alle Tücke und Hinterhältigkeit hat die arglosen Geschöpfe noch nicht zu witzigen vermocht. Sie kommen immer wieder, und wenn auch der einzelne



Schufffertig.

Braten oder Balg für den Jäger noch so geringen Wert haben mag, die Menge der erlegten Vögel verhilft ihm schließlich doch immer zu einem ganz annehmbaren Gewinn oder — wenn er als wohlsituirter Badegast lediglich zu seinem „Vergnügen“ jagt — zu

einer sehr angenehmen und ausgiebigen Unterhaltung.

Für solche, denen das Liegen auf dem Bauche schon zu viel weidmännische Beschwerlichkeit bedeutet, gibt es auch aufrechtstehende Segeltuchhütten, darinnen sie sich bequem auf einem mitgebrachten Feldstühlchen niederlassen können. Das hochragende Objekt pflegt indessen etwas mehr Mißtrauen bei dem Jagdwilde zu erregen, und Sachkundige behaupten wohl nicht mit Unrecht, daß die aus der stehenden Hütte betriebene Jagd weit weniger ergiebig sei.

Auch für die Jagd auf Rrickenten bedient man sich an der französischen Küste vielfach hölzerner Lockvögel, die man, an dünnen Schnüren befestigt, auf dem Wasser schwimmen läßt, während man gleichzeitig die Aufmerksamkeit der Vögel durch den Schrei einer mitgeführten zahmen Ente zu erregen sucht. Hierbei kann schon eher von wirklicher Jagd die Rede sein, während das massenhafte Abschießen von Strandgeflügel keinen anderen Namen verdient als den einer sinnlosen Barbarei.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Leuchtturmwärter von Chesterland. — Der Leuchtturm von Chesterland an der Südküste der Halbinsel Florida gehört zu den übelberüchtigtsten Bauwerken der Welt. Trotzdem er erst im Jahre 1902 allen modernen Anforderungen entsprechend aufgeführt und mit hervorragenden maschinellen Einrichtungen versehen worden ist, halten die beiden dort stationierten Beamten es nie länger als ein halbes Jahr auf dem einsamen Posten aus. Der Turm steht nämlich dicht an der sumpfigen Küste, die wegen ihrer Fieberluft gerade so wie ganz Florida den aller-schlechtesten Ruf genießt.

So waren denn im Frühjahr 1906 die Stellen der Leuchtturmwärter wieder frei geworden, da die letzten beiden Inhaber an gelben Fieber kurz hintereinander gestorben waren. Wochen vergingen, ehe sich bei dem Hafenamte Miami, dem die Verwaltung des Turmes obliegt, zwei neue Anwärter meldeten. Bis dahin mußte der Leuchtturm von Mitgliedern der Lotsenstation Miami bedient werden. Diese beiden Bewerber um den lebensgefährlichen, aber gut bezahlten Posten wiesen sich durch Zeugnisse als gelernte Mechaniker aus und wurden nach kurzer Probezeit fest angestellt.

Anscheinend hatte die Behörde mit ihnen eine recht gute Wahl getroffen, denn sie versahen ihren Dienst aufs pünktlichste, schienen auch gegen die Einflüsse des mörderischen Klimas völlig gefeit zu sein.

So vergingen beinahe zwei Jahre. Die beiden Wärter dachten nicht im entferntesten daran, sich ablösen zu lassen — sehr zum Erstaunen des Hafendirektors von Miami, der ja schon daran gewöhnt war, mit den Chesterlandmännern allerhand

Scherereien zu haben. Da erhielt er in den ersten Tagen des Mai 1908 den Besuch eines glattrasierten Herrn, der sich als Detektiv aus New York zu erkennen gab und dann dem aufs höchste überraschten Beamten mitteilte, in welchem Verdacht er die beiden so getreu ausdauernden Wächter habe.

In den Vereinigten Staaten waren nämlich seit anderthalb Jahren tadellos gefälschte Geldstücke und Banknoten in großen Mengen aufgetaucht, ohne daß es gelingen wollte, die Herkunft der Falschstücke zu ermitteln. Die Polizei entwickelte eine fieberhafte Tätigkeit. Alles war umsonst. Und dabei handelte es sich um so glänzend gelungene Fälschungen, daß die Fälschmünzer fraglos mit größeren Maschinen arbeiten mußten, um derartige saubere Fälsifikate herstellen zu können.

Endlich gelang es dem erwähnten New Yorker Detektiv, die Fährte eines Mannes namens Burtins, der sich in New Orleans und den benachbarten Ortschaften durch Ausgabe falscher Dollars verdächtig gemacht hatte, aber klugerweise nicht sofort verhaftet worden war, bis Miami zu verfolgen. Der Betreffende war in Miami in dem ersten Hotel abgestiegen und vertrieb sich anscheinend durch Jagd auf Seevögel aufs angenehmste die Zeit, blieb oft zwei bis drei Tage mit seinem kleinen gemieteten Kutter, den er stets allein bediente, unterwegs, um dann regelmäßig mit seiner Beute an Möwen, Reihern und wilden Enten von seiner Küstenfahrt zurückzukehren.

Der Detektiv ließ sich durch dieses harmlose Verhalten des angeblichen Ingenieurs Thomas Burtins nicht täuschen, besonders da er sehr bald durch vorsichtige Nachfragen bei den Hotelbediensteten festgestellt hatte, daß Burtins seit etwa zwei Jahren regelmäßig für einige Zeit nach Miami zu kommen pflegte, anscheinend um seiner Jagdleidenschaft zu fröhnen. Außerdem hatte er in Erfahrung gebracht, daß es einen Ingenieur dieses Namens in Ohio, wo Thomas Burtins Mitinhaber einer Maschinenfabrik sein wollte, überhaupt nicht gab.

Diese Tatsachen teilte der Scheinpolizist dem Hafendirektor mit und bat ihn zugleich, ihm eines der Motorboote der Hafenverwaltung zur Verfügung zu stellen, damit er den eifrigen Nimrod auch auf See ständig im Auge behalten könne.

Er habe nämlich den Verdacht, Burkins unternähme seine Segelfahrten nur, um die wahrscheinlich im Leuchtturm eingrichtete Werkstatt der Falschmünzer möglichst unauffällig zu besuchen und die neuen Münzvorräte abzuholen.

Trotzdem der Beamte gegen diese Annahme mancherlei einzuwenden hatte, so besonders, daß ein breiter Rüstenstrich bis nach dem Shesterlandleuchtturm hinab nur aus Sumpf bestände und die Luft daher mit Fieberkeimen angefüllt sei, die jedem menschlichen Wesen einen längeren Aufenthalt unmöglich machten, beharrte der Detektiv doch auf seiner Bitte. Bereits am nächsten Morgen folgte das Motorboot dann in vorsichtiger Entfernung dem Rutter des angeblichen Ingenieurs, der nach anfänglich südlichem Kurs plötzlich scharf nach Südwesten steuerte, wo in weiter Ferne durch das Glas deutlich die Spitze des Shesterlandleuchtturmes über dem Meere sichtbar war. . . .

An demselben Tage gegen zehn Uhr abends näherte sich völlig geräuschlos eine Dampfpinasse mit abgeblendeten Lichtern der Anlegetreppe des Leuchtturmes von Shesterland, an deren Eiseringen der kleine Rutter Burkins' noch immer friedlich vertaut lag. Der Pinasse entstiegen eiligst der New Yorker Detektiv, der Hafendirektor und zwei handfeste Lotfen. Mit ein paar Sprüngen erreichten die Männer die Eingangstür zum Turm, die zum Glück nur eingeklinkt war, und schlichen nun behutsam die Wendeltreppe des ganz aus Eisenplatten zusammengenieteten Bauwerks empor.

Die Überraschung der drei Verbrecher gelang vollkommen. Sie saßen gerade in dem Wohngemach um den großen Tisch, der mit allerhand Papieren, mehreren Rollen von falschen Dollarstücken, Kupferplatten und Papierproben zur Herstellung von Banknoten bedeckt war.

Nachdem die Gauner, die gegenüber den drohend auf sie gerichteten Revolvermündungen keinen Widerstand wagten, gefesselt waren, begann man sämtliche Gelasse des Leuchtturmes genau zu durchsuchen. Hierbei entdeckte man dann, eine wie vielseitig und reichhaltig ausgestattete Falschmünzwerkstatt sich die famosen Leuchtturmwärter hier eingerichtet

hatten. Das interessanteste war dabei aber zweifellos, daß die Gauner sich mit Hilfe der maschinellen Anlage, die nachts zur Drehung des Leuchtfeuers diente, einen vollständigen Prägstock hergestellt hatten, aus dem die Falschstücke mit erstaunlich scharfer Prägung des Münzbildes heraustamen.

Nun war es allerdings mit dieser sicheren und so schlau gewählten Zufluchtstätte der erfindungsreichen Verbrecher ein für allemal vorbei. Außerdem konnte man auch mit Hilfe der aufgefundenen Papiere eine ganze Menge von Leuten vor Gericht bringen, die in den verschiedensten Städten der Union wohnten und den Vertrieb der Falsifikate übernommen hatten. Die „Seele des Ganzen“ war jener Thomas Burkins, ein früherer Graveur, der seine Jagdausflüge nur dazu berückte, um die „fertige Ware“ abzuholen und die Genossen mit den notwendigen Instrumenten, Chemikalien und Metallen stets aufs neue zu versorgen.

W. R.

Schmerzünstler. — Sigismund Hosmann, Konsistorial- und Stadtprediger in Celle, hat im Jahre 1698 ein auffeherregendes Buch geschrieben, das in kurzer Zeit sechs Auflagen erlebte. Er eifert in seinem Buch leidenschaftlich gegen die Neuerer, welche die Folter abgeschafft wissen wollten. Zum Beweis dafür, daß die Folter nicht einmal gegen die „harten Knaster“ ausreiche, schildert er die Vorgänge bei der Folterung des Räuberhauptmanns Christian Müller, eines Menschen, „der mit aller Schmach, Schimpf und Marter ein Gespött trieb“.

Müller machte zum Hohn aus der Tortur ein Studium. Da an den meisten Orten die Folter nach dem Stundenglas abgemessen wurde und er noch immer dies Maß überstanden hatte, glaubte er auch in Celle ihr trotzen zu können. „Im Anfang,“ sagte er zum Gefängniswärter, „tut es ja etwas weh, nachher achtet man's nicht mehr.“ Man kannte ihn in Celle als Eisenfresser und griff ihn deshalb mit Schnüren und Beinschrauben aufs unbarmherzigste an. Er trotzte aller Marter. Als man ihn losband, rief er lachend aus: „Wenn mir nur die Beine erst wieder heil wären, dann hätte ich wohl Lust, noch ein Gängelchen auf dem Eisenbrett zu wagen.“ Einmal ließen

ihn die Richter während der Folter so peitschen, daß das Blut aus den Striemen spritzte. Nach der Exekution zeigte Müller den Leuten von der Wache seinen rotgestreiften Rücken und meinte dazu, man habe es mit ihm, einem Sachsen, so weit getrieben, daß er die rote lüneburgische Livree angelegt habe. Müller, der nur durch die Aussagen seiner Genossen überführt werden konnte, wurde mit ihnen am 23. Mai 1699 gerädert.

Der alte Chronist Lauterbeck erzählt: „Als der Richter einen Verbrecher wegen einer großen Untat, die jener nicht bekennen wollte, mit der Feuerfolter aufs heftigste angreifen ließ, widerstand dieser, so daß der Henker, an dem Erfolg der Tortur verzweifelnd, den Feuerbrand auslöschten wollte. Wie dies der Inquisit sah, rief er dem Henker zu: ‚Lieber Meister, ich habe hier ebenfalls noch etliche Haare, die brennt mir doch auch ab!‘ Der Meister tat ihm den Gefallen. Er hat ihm die Lichter an besagten Ort gehalten und gebrannt, daß es gestunken. Da habe der Bube gesagt: ‚Da rechts, lieber Meister, da judet mich auch noch!‘ Er gestand nichts, und man mußte den Kerl laufen lassen.“

Der französische Räuberkönig Louis Mandrin wurde an acht verschiedenen Stellen „gezwikt“, ohne daß er einen Schmerzenslaut ausstieß.

In Nördlingen wurde die Ulmerin Marie Hohl von 1593 bis 1594, also während eines ganzen Jahres, in sechsundfünfzig Torturen aufs grausamste gefoltert, ohne zu bekennen. Der Nördlinger Rat mußte sie auf Betreiben der Ulmer freilassen. Die Lehrersfrau Katharina Lips legte 1672 trotz fürchterlicher Folterung im Herenturm zu Marburg kein Bekenntnis ab und mußte freigelassen werden. Später wurde sie unter nichtigem Vorwand wieder eingezogen, viermal gewippt und sechzehnmal geschraubt, so daß die Knochen knackten, aber sie blieb standhaft und wurde außer Verfolgung gesetzt. W. F.

Kronprinz Boris von Bulgarien. — Kronprinz Boris, der kürzlich für großjährig erklärt worden ist, wurde am 18. Januar 1894 in Sofia geboren. Er ist das älteste von den vier Kindern König Ferdinands aus dessen Ehe mit Marie Luise, einer Prinzessin von Bourbon-Parma. Die Mutter starb im Jahre

1899. Der jugendliche Thronfolger ist Chef des 4. bulgarischen Infanterieregiments, des 4. bulgarischen Kavallerieregiments und des 3. bulgarischen Artillerieregiments. Sein



Phot. Chusseau-Flaviens.

Kronprinz Boris von Bulgarien auf einem Spazierritt.

jüngerer Bruder ist der Prinz Kyryll. Außerdem besitzt er noch zwei Schwestern, die Prinzessin Eudoxia und die Prinzessin Nadeschda.

König Ferdinand ist bekanntlich seit dem Jahre 1908 zum

zweiten Male vermählt, und zwar mit Eleonore, Prinzessin von Reuß jüngere Linie.

Der Großjährigkeitserklärung, die in Sofia mit höfischem und militärischem Gepränge gefeiert wurde, wohnten bei Prinz Friedrich Leopold von Preußen, Großfürst Andreas von Rußland, Kronprinz Konstantin von Griechenland, der Thronfolger Prinz Ferdinand von Rumänien und Kronprinz Danilo von Montenegro.

Lh. S.

Der Premierminister als Dieb. — Während der Earl of Liverpool in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts englischer Premierminister war, reiste er einmal in eigener Kutsche, aber mit Postpferden von seinem Gute in Suffex nach London. Dort angelangt, stieg er in dem größten der damaligen Hotels ab, arbeitete nach dem Abendessen noch einige Stunden, um die mitgenommene diplomatische Korrespondenz zu erledigen, und fuhr am Morgen gleich nach dem Frühstück in dieser anstrengenden Beschäftigung fort. Als er seine Aufgabe beendet hatte, klingelte er seinem Diener und befahl ihm, alles zur Weiterfahrt vorzubereiten, seine sämtlichen Sachen vom Tisch einzupacken, aber auch ja nichts liegen zu lassen und dann den Wagen zu bestellen.

Der Diener, ein Pferdeburche von seinem Gut, befolgte die Befehle des Ministers wörtlich und mit so unglücklichem Erfolge, daß, als sie abgefahren waren, bald der stürmische, vielstimmige Schrei: „Haltet den Dieb!“ an ihr Ohr schlug. Gleich darauf warfen sich ein paar Männer den Pferden in die Zügel, und um die zum Stillstehen gebrachte Kutsche drängte sich ein neugieriger Haufe von Menschen in mehr oder weniger drohender Haltung. Lord Liverpool, ärgerlich über die Störung, steckte den Kopf zum Wagenfenster heraus. Da sah er den Hotelwirt mit einigen seiner Bediensteten herantreten und hörte sie immer wieder „Haltet den Dieb!“ brüllen.

„Was in aller Welt wollen Sie von mir?“ schrie der Lord ihn an. „Wissen Sie nicht, daß ich der Earl of Liverpool bin?“

„So kann sich ein jeder nennen,“ erwiderte der Wirt, nach Luft schnappend. „Das wäre mir ein schöner Earl, der mein gesamtes Silbergeschirr mitgehen heißt.“

„Was soll das heißen, Mensch?“ fuhr der Minister seinen Diener an, der vom Bedientensitze heruntergestürzt war.

An Händen und Füßen bebend erschien der Unglücks Mensch an der Wagentür. „Ja, Mylord,“ stotterte er hervor, „wenn ich da etwas falsch gemacht habe, so ist es doch nicht meine Schuld. Sie wissen selbst, daß Sie mir befohlen haben, alles wegzuräumen und einzupacken —“

„Esel, damit meinte ich natürlich meine Papiere!“ wetterte sein Herr.

„Ja, aber wirklich, Mylord, das haben Sie nicht gesagt,“ beteuerte der Bursche.

„Nun ja,“ mischte sich hier der Wirt ein, „wir haben schon genug gehört und wissen, mit was für einer Sippschaft wir es hier zu tun haben. Nur schnell die Schlüssel her!“

Damit hatte er das Gepäck vom Wagenverdeck geholt und streckte gebieterisch die Hände nach dem Bedienten aus.

Der reichte ihm den Schlüssel zum großen Koffer, und auf offener Straße, umringt von einer großen Menschenmenge, öffnete der Wirt das Gepäckstück und entnahm ihm all das sorgsam verstaute Silbergeschirr, das der Diener eingepackt hatte, ohne sich eines Unrechts bewußt zu sein. Angesichts der schadenfrohen Menge sah sich der Premierminister genötigt, dem erzürnten Wirt die nötige Aufklärung zu geben, ihn seiner vollkommenen Arglosigkeit wiederholt zu versichern und ihm ein Sühnegoldstück in die Hand zu drücken.

Erst lange nach seinem Tode publicirt des Carls Tochter unter dem Titel „Wunderliche Erinnerungen“ dieses und einige andere Abenteuer ihres Vaters aus.

Der Kehle Gold und der Kehlkopf. — Wenn man von einem berühmten Sänger oder einer Sängerin sagt, sie habe „Millionen in der Kehle“, so war dies bis vor kurzem noch eine poetische Übertreibung, wenn auch schon im vergangenen Jahrhundert ihre Honorare häufig schwindelnde Höhen erreichten. Heute aber ist das Wort buchstäblich wahr. Nicht nur ein Caruso, sondern auch Götter zweiten Ranges, die sich nicht zu jener Höhe der Tonleiter aufzuschwingen vermögen wie der berühmteste aller Tenöre, erhalten oft für einen Abend

mehr, als ein gewöhnlicher Sterblicher in vielen Jahren verdient.

Freilich, es wäre unrecht, zu glauben, daß diese Glücklichen ganz mühelos ein Geschenk ausbeuten, das ihnen die Mutter Natur mit in die Wiege gelegt hat. Zum Sänger muß man ja freilich geboren sein, aber auch hier haben die Götter Mühe und Schweiß vor den Erfolg gesetzt. Denn der menschliche Kehlkopf, der die edlen Töne hervorbringt, ist nichts anderes als ein edles Instrument, bei dem einen köstlich und wohl-lautend, bei dem anderen rauh und unscheinbar. Aber um aus den köstlichsten Werkzeugen auch all den Wohlklang heraus-zuholen, der darinnen steckt, dazu gehört ein Meister, der sein Instrument zu spielen versteht. Und in dieser Beziehung ist der erstklassige Künstler, der die Gesetze der Stimmbildung beherrscht, ebenso Virtuose wie der Geiger oder Klavier-spieler.

Betrachten wir einmal das Werkzeug näher, das die Töne des Gesanges hervorbringt.

Es wird mit Recht verglichen mit einer doppelzüngigen Zungenpfeife, bei der der Kehlkopf mit den beiden Stimmbändern den eigentlichen, tonbildenden Bestandteil bildet, während die Lunge den Blasebalg und die Luftröhre das Windrohr nachahmt. Auf dem Stimmbildner, dem Kehlkopf, sitzt dann noch ein sehr kompliziert gebautes Ansatzrohr auf, die Mund- und Nasenhöhle, das je nach seiner Beschaffenheit — es kann nach Belieben vergrößert oder verkleinert werden, der Luftstrom kann durch den Mund oder nur durch die Nase geleitet werden — die Klangfarbe des Tones beträchtlich zu ändern vermag.

Was uns in der Regel beim Sänger am meisten interessiert, ist die Höhe des Stimmtones. Dieselbe ist beim gleichen Individuum verschieden, je nachdem die Bruststimme oder die Falsettstimme zur Anwendung gelangt. Doch gelten Falsett- oder Kopftöne — abgesehen vom weiblichen Sopran — im allgemeinen als minderwertig und sind auch tatsächlich für unser Ohr lange nicht so wohlklingend und angenehm als Brust-töne. Man bestimmt auch in der Regel den Umfang einer Sing-

stimme nur nach den reinen Tönen, die der Sänger ohne Anstrengung seiner Kehle zu entlocken vermag.

Nur wenige Töne sind als Mittellagen sämtlichen Menschen, Männern, Frauen und Kindern, gemeinsam. Es sind dies die Töne, die zwischen 256 und 342 Schwingungen in der Sekunde haben. Aber selbst diese klingen nach der verschiedenen Färbung sehr verschieden, je nachdem sie etwa von einem Bass oder einer Sopransängerin gesungen werden. Nimmt man den Gesamtumfang der menschlichen Stimme, nicht nur den des einzelnen Individuums, so kommt man zum Resultate, daß die der Kehle entsprungene Töne von 80 Schwingungen bis 1024 Schwingungen schwanken können. Doch sind auch dies noch nicht die äußersten Grenzen. Soviel mir bekannt ist, war der tiefste Ton, der von einem Bassisten gesungen wurde, das Kontra F, das nur 42 Schwingungen in der Sekunde macht, während der höchste Ton, der natürlich der Kehle einer Sopransängerin entsprang, 1708 Vibrationen hatte.

Der Leser wird sich vielleicht fragen, auf welche Weise es möglich ist, so genau die Schwingungszahl eines Tones zu bestimmen, denn es ist klar, daß auch das geübteste musikalische Ohr für solche Untersuchungen nicht ausreicht. Der Apparat, der zu diesem Zwecke benützt wird, besteht im wesentlichen aus einer Gasflamme und einer schwingenden Stimmgabel, die an dem einen Ende einen Spiegel trägt, in dem sich das Bild der Gasflamme zeigt. Der Sänger singt gegen die Flamme. Ist der angeschlagene Ton gleich dem Stimmtone der Gabel, so erscheint die Flamme im Spiegel einzackig, bei der Oktave erscheinen zwei, bei der Doppeloktave vier Zacken. Da es leicht ist, die Schwingungszahl der Stimmgabel genau zu bestimmen, so wird durch diese Methode auch der Ton der menschlichen Kehle fixiert. Die Höhe des Tones kann also ganz genau durch die entsprechende Schwingungszahl ausgedrückt werden.

Die Gesetze der Pfeifen gelten natürlich auch für den menschlichen Kehlkopf. Es ist also die Höhe der Töne in erster Linie abhängig von der Spannung der Stimmbänder und von deren Länge. Je geringer die letztere, desto höher im allgemeinen die Töne. Deshalb haben Kinder und Frauen mit kürzeren

Stimmbändern höhere Stimmen. Ubrigens hat jedes Individuum eine bestimmte mittlere Stimmhöhe, die jenem Zustand der Stimmbänder entspricht, bei dem die Muskeln möglichst entspannt sind.

Aber abgesehen von der Einstellung der Stimmbänder hängt die Höhe des Tones auch von der Stärke des Anblasens ab. Je kräftiger der Luftstrom über die Zungen der Pfeife streicht, desto höher ist der Ton unter sonst gleichen Umständen. Dies gilt auch für den Kehlkopf des Menschen. Jeder, der sich mit Gesang beschäftigt hat, weiß, daß die höchsten Töne nur beim Forte gelingen. An einer Luftröhrenfistel wurde die Windspannung in der Luftröhre gemessen, und es ergaben sich bedeutende Unterschiede. Beim Flüstern entsprach die Spannung einer Wasser säule von 30 Millimeter Höhe, stieg bei mittleren Tönen auf 160, bei hohen auf 200 Millimeter, um bei sehr starkem Anblasen der Stimmbänder bis auf 945 Millimeter zu steigen.

Ist also die Tonlage und die Reinheit der Stimme eine natürliche Gabe, so vermag es anderseits der Sänger, durch richtige Einstellung der seinem Willen unterworfenen Kehlkopfmuskeln und durch wohlberechnete Stärke des aus den Lungen kommenden Luftstromes die natürlichen Gaben erst recht zu steigern. Auf der richtigen Beherrschung der Kehlkopfmuskulatur, auf der wohlberechneten Einteilung der Atmung beruht die große Kunst des Sängers, nicht nur mühelos die Töne hervorzubringen, sondern auch durch lange Zeit ohne Atemholen einen angeschlagenen Ton auszuhalten.

Eine wichtige Rolle spielt allerdings auch beim Sänger das Ansatzrohr, also Mund- und Nasenhöhle. Hier bekommt der Ton erst die charakteristische Färbung, die gleich hohe Stimmen für unser Ohr so verschieden klingen läßt. Wir sprechen von einer seelenvollen Stimme, während der Gesang eines anderen uns trotz aller Korrektheit kalt läßt; wir nennen das eine Organ angenehm, während das andere bei gleicher Höhe und Reinheit spröde oder gar scharf klingt. Das sind Unterschiede, die im wesentlichen in den Höhlen des Mundes und der Nase gebildet werden. Wohl können auch hier Fleiß und

Schulung manches ändern und bessern, im wesentlichen aber ist diese Eigenschaft angeboren, und sie ist es, die bei gleicher Stimmlage zwischen den einzelnen Sängern und Sängerinnen so große Unterschiede in der künstlerischen Bewertung macht.

Noch ein paar Worte über verschiedene üble Zufälle beim Singen. Sehr gefürchtet ist das sogenannte „Sickeln“, das ist das plötzliche Umschlagen der Stimme aus einer hohen in eine tiefere Lage. Es entsteht dadurch, daß die vibrierenden Stimmbänder einander zu sehr genähert werden, so daß eine Berührung eintritt. Dann entstehen nach den Gesetzen der schwingenden Körper Knotenpunkte, wodurch der ganze Klang sich plötzlich ändert.

Die Angst eines jeden Sängers ist die Heiserkeit, das heißt der Verlust des reinen Stimmlanges. Vorübergehende Heiserkeit bildet sich dann, wenn auf den Stimmbändern Auflagerungen sind, die das gleichmäßige Schwingen verhindern, zum Beispiel kleine Schleimpartikel und dergleichen. Auch Schwellungen der Stimmbänder, Lockerungen oder Rauigkeiten bedingen Heiserkeit, die zu einer bleibenden werden kann, wenn ihre Ursachen in chronischen Veränderungen, wie Narbenbildung oder chronischer Krankheit, beruhen. Dr. A. Stark.

Schlag dreizehn. — Folgende merkwürdige, aber als wahr beglaubigte Geschichte spielte sich im braunschweigischen Dorfe Wollstorf ab. Im Jahre 1767 amtierte dort der Prediger J. F. Schmitt. Söhne waren ihm nicht geboren, nur drei Töchter, von denen die älteste von ungewöhnlich geistiger Begabung war. Friederike besaß ein tiefes, poetisches Gefühl, eine fruchtbare Phantasie und ein fast leidenschaftlich bewegtes Herz. Leider war sie von schwacher körperlicher Konstitution, oft kränkelnd und wiederholten Ohnmachten ausgesetzt. So fand man sie einmal auf dem Hügel am Ausgange eines Wäldchens, der Ez genannt, von welcher Stelle man das ganze Dörfchen übersehen konnte, rückwärts an eine Buche gelehnt, in eine Betäubung versunken, aus der man sie nur mühsam erweckte und in die Pfarre zurückführte. Ein hitziges Fieber warf sie aufs Krankenbett.

Eines Morgens besuchte sie ihr Vater, setzte sich zu ihr und legte seine Hand auf ihre glühende Stirn.

Da sagte Friederike: „Vater, in der verflossenen Nacht habe ich einen ganz seltsamen Traum gehabt. Ich möchte jetzt selbst darüber lachen. Denke dir, eine weiße Gestalt trat zu mir ans Bett und flüsterte mir ins Ohr: ‚Sobald die Glocke auf dem Turme um Mitternacht dreizehn statt zwölf schlägt, wirst du bei mir sein.‘ Ich habe diese Worte ganz deutlich vernommen.“

„Aber Friederike,“ sagte der Pfarrer, „wie wäre das möglich? Eine Fieberphantasie hat dich erschreckt.“

Indessen befiel eine unerklärliche Unruhe den Pfarrer, und er gab dem Rüstler den Auftrag, den Turm der Dorfkirche zu besteigen und nachzusehen, ob das Getriebe der Uhr in fehlerfreiem Zustande sei. Dieser führte den Auftrag aus und brachte dem Pfarrer die Nachricht, daß das Uhrwerk sich in bestem Zustande befinde.

Die Nacht dunkelte. Der bekümmerte Pfarrer setzte sich vor das Bett der in den heftigsten Fieberphantasien auf ihrem Krankenlager sich hin und her wälzenden kranken Tochter. Nach elf Uhr ward sie still und sprach sogar verständige Worte zu dem Vater, der sich wohl hütete, ihres Traumes zu gedenken.

Es war kurz vor Mitternacht. Tiefe Stille herrschte rundum. Da schlug die Glocke der Kirchenglocke dumpf an. Friederike richtete sich im Bette hoch auf. Mit Anstrengung zählte sie laut die Schläge der Glocke.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf — dreizehn.“

Mit einem stummen Blick auf den erbleichten, zitternden Vater sank Friederike tot auf die Kissen zurück.

Alle Bemühungen, den rätselhaften Vorgang aufzuklären, blieben erfolglos. C. T.

Wetterlaunen im Süden. — Während Deutschland im allgemeinen einen milden Winter gehabt hat, war die Witterung jenseits der Alpen höchst launenhaft. In Venedig, das im Jahr durchschnittlich nicht weniger als hundertelf völlig heitere Tage und hundertfünfzig mäßig bedeckte Tage zählt, kam es

sogar, was nur selten der Fall ist, zu Schneefällen. Die Ursache der Schneebildung ist der Nordostwind. In der wärmeren Jahreszeit ist er Venedig von großem Nutzen, da er hauptsächlich die Reinheit und Durchsichtigkeit des Himmels bedingt. In den winterlichen Monaten dagegen verdichtet er den Wasserdampf der Luft zu Regen und, wenn er besonders kalt weht, zu Schnee. Dieses Mal war der Schneefall so stark, daß die Jugend der Lagunenstadt auf dem Markusplatz sogar für einige Stunden Schneeballschlachten ausfechten konnte.

An der Riviera dagegen hielt zur selben Zeit der Frühling siegreich seinen Einzug. Es entfaltete sich denn auch in allen den zahlreichen Orten, die den Fremden aus dem rauhen Norden eine geschützte Zuflucht bieten, ein lebensfrohes Treiben. In Villafranca, einem Städtchen von 4500 Einwohnern, das sich in überaus malerischer Lage im Hintergrund einer geräu-



Venedig im Schnee.

migen Bucht, der Keede von Villafranca, östlich von Nizza an die Felsen lehnt, lieferte man sich, im völligen Gegensatz zu Venedig, nicht nur auf dem Corso von Wagen zu Wagen

scherzhafte Blumenschlachten, sondern übertrug das anmutige gesellschaftliche Geplänkel auch auf die Bucht, wo sich die In-sassen der geschmackvoll geschmückten Boote in Gegenwart einer



Abfahrt zur Blumenschlacht in Villafranca.

großen Zuschauermenge auf den Hafenumauern mit Blumen bombardierten.

Th. S.

Interessantes aus der Geschichte Marokkos. — Im Jahre 1575 übernahm der erst einundzwanzig Jahre alte König Sebastian von Portugal selbständig die Regierung seines Landes, nachdem er diese bis dahin unter Vormundschaft seines Oheims geführt hatte. Portugal befand sich damals auf der Höhe seiner Macht. In Marokko besaß es außer Arzila am Atlantischen Ozean noch die wichtige, befestigte Handelsstadt Tanger an der Straße von Gibraltar.

Sebastian, ein schwärmerisch veranlagter Charakter, kannte nur ein Ziel: durch einen Kreuzzug Nordafrika aus den Händen der Araber zu befreien. Nachdem er schon 1574 eine Expedition von Tanger aus gegen die Mauren unternommen hatte, bot sich ihm vier Jahre später abermals Gelegenheit zu einer Einmischung in die gerade zwischen dem Sultan Abd ul Malik

und dessen Neffen Mulei Mehemed entbrannten Thronfolgestreitigkeiten. Mulei Mehemed, in mehreren Gefechten von den Sultanstruppen geschlagen, war mit dem Rest seiner Anhänger in die portugiesische Feste Tanger geflüchtet, deren Befehlshaber er dann durch das Versprechen großer Gebietsabtretungen für seine Sache zu gewinnen wußte. Sebastian stimmte den lockenden Vorschlägen seines Festungskommandanten begeistert zu, schloß in Lissabon mit dem persönlich erschienenen Prätendenten Mulei Mehemed ein Schutz- und Trugbündnis ab und bemühte sich auch im Auslande aufs eifrigste um Hilfsstreitkräfte für den neuen Kreuzzug gegen die Mauren.

Da Papst Gregor XIII. dem König seinen Segen sandte und außerdem 600 irische Schützen stellte, unterstützten auch andere Länder den Plan, darunter besonders Spanien durch Stellung von 1000 Mann Infanterie und Wilhelm von Nassau durch 3000 deutsche Söldner unter Graf Talberg, letztere eine Elitetruppe, die schon in vielen Kämpfen erprobt war. Durch diese Zuzüge hatte das Kreuzheer eine Stärke von 16.000 Mann Infanterie, 1500 Reitern und zwölf leichten Feldschlangen erreicht.

Da jedoch inzwischen in Europa bekannt geworden war, daß auch Sultan Abd ul Malik bereits Truppen von rund 50.000 Mann, davon die Hälfte vorzüglich bewaffnete Reiter, gesammelt hatte, fehlte es nicht an warnenden Stimmen, die König Sebastian rieten, den Feldzug noch zu verschieben, bis weitere Verstärkungen eingetroffen wären. Doch der ungestüme jugendliche Herrscher ließ sich nicht zurückhalten, trotzdem ihm auch der Papst wohlmeinend nahelegte, noch ein Jahr zu warten. Am 7. Juli 1578 wurde die Streitmacht Portugals in Tanger gelandet und machte sich sofort auf den Marsch nach Fez, der Hauptstadt des Sultans.

Bei El-Rsar-el-Rbir, zweiundfünfzig Kilometer von Tanger entfernt, stießen die feindlichen Heere am 4. August aufeinander. Graf Talberg eröffnete mit den deutschen Söldnern den Angriff. Sein Vorstoß war so wirkungsvoll, daß das Zentrum der maurischen Stellung durchbrochen wurde. Leider wußte Sebastian

diesen Vorteil nicht auszunützen. Er beging in übereiltem Siegesbewußtsein den schweren taktischen Fehler, die Flügel seines Heeres zu entblößen, indem er die Hauptmacht seiner Truppen in die von den Deutschen gesprengte Lücke warf. In diesem Augenblick ließ der Sultan seine überlegenen Reitergeschwader die geschwächten Flügel angreifen und rollte sie im ersten Ansturm völlig auf. Damit war die Schlacht für die Portugiesen verloren. Ein furchtbares Morden begann, dem nur sechzig Mann des Kreuzheeres entgingen. Abd ul Malik, sein Gegner Mulei Mehemed, König Sebastian und Graf Salberg waren ebenfalls gefallen.

Diese Niederlage vernichtete für alle Zeiten die Großmachtstellung Portugals. Auf den Gefilden El-Rfars aber modern die Gebeine jener 3000 tapferen deutschen Landknechte, von denen auch nicht ein einziger in die Heimat zurückkehren sollte. Marokkanischer Boden ist mit deutschem Blute gedüngt, eine Tatsache, die bisher in deutschen Landen wenig bekannt sein dürfte. Über drei Jahrhunderte sind seit jenem blutigen Kampfe dahingegangen. Erst jetzt soll auf Veranlassung der deutschen Botschaft in Tanger jener heldenmütigen Schar das wohlverdiente Denkmal errichtet werden. —

Welche Hochachtung ein marokkanischer Sultan am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts vor dem Waffenruhm Friedrichs des Großen hatte, geht aus folgenden Tatsachen hervor. Im Frühjahr 1779 scheiterte der nach den Kanarischen Inseln bestimmte, in Emden beheimatete Segler „Sturmvogel“ an der atlantischen Küste von Marokko. Kapitän des Schiffes war ein geborener Holländer namens Jan Klock, der die preussische Staatsangehörigkeit erworben hatte. Klock und vierzehn Mann der Besatzung, die von den Wogen lebend an das Land gespült waren, wurden von den Marokkanern gefangen genommen und nach Mogador gebracht. Lange Wochen schmachteten sie dort in einem elenden Gefängnis, mit Ketten schwer belastet. Da sollte sich urplötzlich ihre entsetzliche Lage bessern. Eines Tages wurden sie aus dem Gefängnis in ein luftiges Gebäude geführt, wo ihnen nicht nur gute Nahrung und kostbare Gewänder gereicht, sondern auch ganz nach ihrem Belieben

Ausflüge in die Umgegend gestattet wurden. Nachdem sie sich von den ausgestandenen Entbehrungen völlig erholt hatten, wurden sie unter starker Bedeckung nach Fez geleitet.

Dort herrschte damals Muley Ismael, wohl der grausamste aller Sultane, die je über Marokko regiert haben. Noch immer wußten die gefangenen Seeleute nicht, welchem Umstand sie den plötzlichen Umschwung in ihrer Behandlungsweise zu verdanken hatten, da niemand ihnen hierüber Aufschluß geben konnte. Auf ihre Fragen erhielten sie stets dieselbe Antwort: „Auf Befehl des Sultans.“ Schließlich kam der Kapitän, der von dem blutigen Muley Ismael schon manche Schandtat gehört hatte, auf die Vermutung, man habe sie nur deswegen zuletzt so gut gepflegt, um für sie auf dem Sklavenmarke in Fez einen möglichst hohen Preis herauszuschlagen. Mit recht gemischten Gefühlen sahen die fünfzehn Europäer daher die Ruppeln der Moscheen von Fez vor sich auftauchen.

Zu ihrer freudigen Überraschung nahm der Sultan sie jedoch aufs freundlichste in seinem Palast auf. Von einem griechischen Kaufmann, der des Deutschen mächtig war und den Dolmetscher bei der Unterredung spielte, erfuhren sie dann, daß Muley Ismael erst durch die angeschwemmte Flagge ihres gestrandeten Schiffes die Überzeugung erlangt hatte, es wirklich mit Untertanen des von ihm begeistert verehrten preussischen Königs zu tun zu haben. „Ich liebe euren König wie meinen Bruder,“ ließ er den Seeleuten durch den Dolmetscher sagen. „Sein Ruhm überstrahlt das Abendland wie das Morgenland. Seine Feinde sind meine Feinde. Ich habe allen meinen Schiffsführern schon seit einem Jahre verboten, ein Fahrzeug, das unter der schwarz-weißen Flagge segelt, anzugreifen.“

Zwei Monate blieben Klok und seine Matrosen als Gäste Ismaels in Fez und führten ein wahres Schlaraffenleben. Während dieser Zeit mußte der Kapitän täglich dem Sultan alles, was er nur von Friedrich dem Großen wußte, vornehmlich von dessen Kriegen, erzählen. Da Klok als geborener Holländer in der preussischen Geschichte nicht gerade allzu bewandert war, mußte er, um die Neugier des Fürsten zu befriedigen, den größten Teil seiner Vorträge frei erfinden. Als Seemann

mit viel Phantasie ausgestattet, brachte er das schwierige Kunststück, während acht Wochen täglich Neues berichten zu müssen, glücklich zustande.

Als der Sultan die Seeleute entließ, gab er ihnen reiche Geschenke mit und schärfte dem Kapitän besonders ein, den großen König seiner wärmsten Freundschaft zu versichern. Von den vierzehn Matrosen kehrten jedoch nur neun mit Klock in die Heimat zurück. Fünf hatten sich in der Zwischenzeit mit Töchtern maurischer Großen vermählt. Kein anderer als Joachim Nettelbeck, dessen Name durch die Verteidigung Kolbergs später unvergänglichen Ruhm erlangte, brachte auf seinem Dreimaster Klock und die neun übrigen Männer von Lissabon nach Amsterdam. Hier wurde ein amtliches Protokoll aufgenommen, das all die abenteuerlichen Erlebnisse der Schiffbrüchigen des „Sturmvogel“ genau wiedergab. Dieses Protokoll legte der preußische Gesandte Friedrich dem Großen vor, der es in den damals bestehenden Berliner Zeitungen wörtlich abdrucken ließ.

W. R.

Karl, Er wird doch nicht! — Der Kunstreiterprinzipeal Karl Brillhoff hatte im Sommer des Jahres 1836 unter seinem Personal als „erstes Sujet“, wie das damals hieß, einen jungen Mann, Ernst Renz mit Namen, aus dem später der weltbekannte Groß- und Altmeister der zirzensischen Kunst geworden ist. Renz war ein bildschöner Mensch, schlank und elegant gewachsen, ein ausgezeichneter und obendrein außerordentlich vielseitiger Zirkuskünstler, vorzugsweise ein brillanter Stehendreiter und als solcher wiederum besonders hervorragend als Szenen- und Verwandlungsreiter.

In einer Vorstellung erschien er als angetrunkenen Bauer, dessen kolossaler Leibesumfang jedem natürlichen Maße Hohn sprach. Hin und her taumelnd verlangt er lärmend von dem Stallmeister ein Pferd, das endlich auch gebracht wird. Nach einer Menge heiterer Szenen, die alle darin gipfeln, daß der truntene Bauer auf das Pferd hinaufgehoben wird, immer aber auf der anderen Seite wieder herunterfällt, faßt der Bauer endlich Sitz auf dem Pferde, schließlich steht er sogar auf demselben aufrecht. Die Musik fällt ein, und das Pferd springt in

mäßigem Schulgalopp links an. Der Bauer taumelt noch ein wenig hin und her, beginnt aber dann sich seiner Kleidungsstücke zu entledigen, die er in Dutzenden von Röcken, Hosen und Westen auf dem Leibe trägt.

Schließlich ist er mit seiner Entkleidung bis aufs Hemd gekommen, die Mehrzahl der Damen hält die Hand vor das errötende Gesicht.

In diesem kritischen Augenblicke erhebt sich eine alte Jungfer und ruft in einem Tone, in dem Furcht und Entsetzen sich ausprägen: „Kerl, Er wird doch nicht!“

Unter der bannenden Wucht dieser Worte blieb alles, Zuschauer und Künstler, ein paar Sekunden lautlos. Dann aber brach ein Lachen los, tosend, unauslöschlich.

Endlich machte Renz dem unvorberciteten Intermezzo damit ein Ende, daß er aufsprang, mit einem raschen Ruck das Hemd abwarf und nun, als schöner Jüngling in antiker Rüstung dastehend, seine Szene damit beendete, daß er im wilden Galopp noch ein paarmal um das Manegenrund jagte.

D. C.

Merkwürdige Stiftungen. — Der kürzlich in Capri verstorbene Rentner und ehemalige Bäckermeister Rauber hat der Münchener Stadtgemeinde dreißigtausend Mark mit der Bestimmung vermacht, daß aus den Zinsen jährlich zur Weihnachtszeit tausend Stück Semmeln an arme Kinder verteilt werden sollen. Die Semmeln müssen stets aus der Bäckerei Rauber, solange sie besteht, bezogen werden.

Eine Stiftung von fünftausend Pfund Sterling errichtete der Fabrikant William Hoop in Manchester. Hoop bestimmte, daß von den Zinsen jährlich zehn Fabrikarbeiterinnen Preise erhalten sollten, die die am besten ausgebefferten sechs Hosen vorzeigen könnten. Der Zweck dieser sonderbaren Forderung ist, die Fabrikarbeiterinnen zum Nähen und Flickern anzuhalten, damit sie später als Hausfrauen imstande sind, ihre und ihrer Angehörigen Kleidung in angemessener Weise auszubessern.

Verwandt hiermit ist die Stiftung eines schwedischen Gutsbesizers Nansen. Dieser verfügte in seinem Testament, daß er mitten auf einem unfruchtbaren Felde seiner Besizung

begraben werden sollte. Von seinem Vermögen hatte er zwanzigtausend Kronen für Obstbäume ausgeworfen, die um sein Grab herum auf dem Felde anzupflanzen seien. Berechtigt zur Pflanzung sollten aber nur Kinder über zwölf Jahren aus drei benachbarten Dörfern sein. Zehn von den Kindern, die in den nächsten vier Jahren nach der Anpflanzung ihre Bäume am sorgsamsten gepflegt hätten, sollten durch je hundert Kronen belohnt werden.

Ganz anderen Motiven entsprang dagegen die Stiftung eines Advokaten Lewis in Chicago. Lewis hatte das Mißgeschick, durch einen Höcker verunstaltet zu sein. Unter diesem unwillkommenen Naturgeschenk hatte er zeit seines Lebens schwer gelitten. Wohl um den besser gestalteten Menschen einen Schabernack zu spielen, bestimmte er in seinem Testament zehntausend Dollar zur Verteilung an zehn hübsche junge Männer oder Mädchen, die es über sich brächten, einen ausgestopften Höcker von dreißig Zentimeter Höhe ein Jahr hindurch beständig zu tragen.

Ein Londoner Sonderling namens Cotterton hinterließ ein Vermögen von zwanzigtausend Pfund Sterling. Dafür sollten eiserne Kisten angeschafft werden, die mit den Werken der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten gefüllt werden sollten. Diese Kisten sollten dann, nachdem sie luftdicht verschlossen waren, an verschiedenen Punkten in den Atlantischen Ozean versenkt werden. Er begründete seine eigenartige Stiftung damit, daß, wie früher Teile des Atlantischen Ozeans Festland und jetzige Festlandsteile Meeresgebiet gewesen seien, dieser Wechsel auch in zukünftigen Zeiten wieder eintreten würde. Durch die Überflutung der heutigen Kulturstaaten würden aber viele Werte der Dichtkunst und Wissenschaft verloren gehen. Würden aber nach Jahrtausenden die eisernen Kisten auf dem nunmehrigen Festland von den Menschen gelegentlich aufgefunden, so würden den zukünftigen Geschlechtern die darin geborgenen literarischen Schätze erhalten.

Daß eine Stiftung auch dazu benützt werden kann, um sich ohne Anstrengung Nachruhm zu erwerben, zeigt folgender Fall. Ein Rentner, der auf ziemlich anrühige Weise zu seinem

Vermögen gelangt war, und den wir Karl Müller nennen wollen, vermachte einer größeren Stadt Sachsens einhundert-
 och'zigtausend Mark. Doch setzte er in seinem Testament fest,
 daß die Summe nur dann in den Besitz der Stadt übergeben
 sollte, wenn sie sich verpflichtete, einen Karl-Müller-Brunnen
 zu erbauen, in einer Anlage einen Karl-Müller-Pavillon und
 eine künstlerische Karl-Müller-Ruhebank zu errichten und endlich
 eine neue, vornehme Straße Karl-Müller-Straße zu benennen.
 Der Rat der Stadt lehnte indessen die Annahme der Stiftung
 unter diesen Bedingungen ab. Th. S.

Wenn Schauspieler sich versprechen. — Im Jahre 1783
 wurde Lessings „Nathan der Weise“ zum ersten Male in Berlin
 aufgeführt, erlebte aber einen vollkommenen Durchfall, und
 zwar infolge eines unseligen Versprechens des Darstellers
 des Sultans. Bekanntlich hat der Sultan dem Tempelherrn
 zu sagen: „Auch soll es Nathan schon empfinden, daß er ohne
 Schweinefleisch ein Christenkind erzogen.“

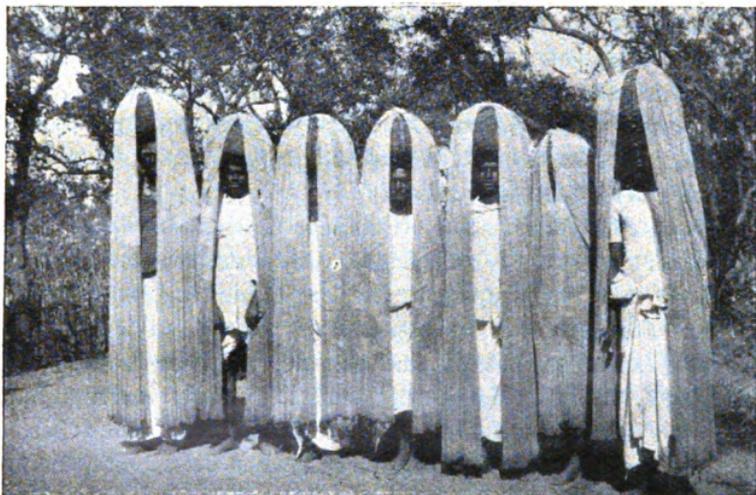
Der Schauspieler versprach sich aber und declamierte mit
 Pathos: „daß er ohne Christenfleisch ein Schweinekind erzogen“.

Ein nicht enden wollendes Gelächter erhob sich im Publikum,
 und als die allgemeine Heiterkeit immer wieder hervorbrach,
 trotzdem die Darsteller ruhig weiterspielten, mußte der Vor-
 hang mitten im Akt fallen. Doch die Aktstimmung war einmal
 da, und einige vorlaute Witzbolde sorgten durch Zwischenrufe
 stets von neuem für störende Lachsalven. Am Schluß des
 Stückes blieb es unheimlich still im Theater. Rein Mensch
 klatschte. „Nathan der Weise“ erschien nicht wieder auf dem
 Programm.

Erst im Februar 1802 wagte man es mit einer Neuauf-
 führung. Und dieses Mal wurde es ein glänzender Erfolg.
 Das Gespenst des „Schweinekindes“ schwebte nicht mehr drohend
 über der Dichtung, wie ein damaliger Berliner Kritiker in
 seiner Rezension schrieb. W. R.

Die Fischer von Madura. — Madura, an der Ostküste
 Vorderindiens gelegen, ist einer der zweiundzwanzig Distrikte,
 die die indisch-britische Präsidentschaft Madras bilden. Die
 Hauptstadt des Landes, Madura, zieht sich am Vaigalfluß

hin und wird von der Südindischen Eisenbahn berührt. Sie zählt über hunderttausend Einwohner. Ehemals war Madura die Hauptstadt des Königreichs Karnata, das um die Mitte des 16. Jahrhunderts von den Mohammedanern erobert wurde. Eine große Pagode, die gewaltigen Trümmer des Königspalastes und ein Tempel auf der Insel eines Sees, der mit Granitquadern eingefast ist, zeugen noch von dieser Glanzzeit.



Phot. Mrs. Chaffee.

Fischer von Madura, die ihre Neze trocknen.

Die Bevölkerung des Distriktes gehört der Dravidarasse an, die von Südindien bis nach Ceylon und Belutschistan verbreitet ist. Die Dravidarasse zerfällt in drei große Stämme, die aber in ihrem Körperbau wesentlich voneinander abweichen. Allen gemeinsam ist zwar eine fast schwarze Hautfarbe, aber während die Hirten des südindischen Nilgirigebirges große, muskulöse Gestalten mit Römernasen, schönen Augen und üppigem, schwarzgelocktem Haar sind, sind die Bewohner der Niederungen untersekt und haben breite Gesichter mit wulstigen Lippen. Die Bewohner des Maduradistriktes leben hauptsächlich vom Ackerbau, wobei Reis, Hirse, Baumwolle und Indigo gewonnen wird, teils aber auch von der Fischerei.

Die Fischer haben nun eine sonderbare Gewohnheit. Nach dem Fang packen sie ihre Beute in Körbe, die sie sich auf die Köpfe setzen. Über die Körbe werden die Netze gelegt, so daß sie auf allen Seiten der Träger weit herunterhängen. Während der Rückkehr zu den Dörfern trocknen die Netze in den heißen Strahlen der Sonne. Von weitem sieht eine Gruppe solcher Fischer wie ein Zug europäischer Bräute aus, die sich in ihre Brautschleier gehüllt haben. Th. S.

Der Mann, der nichts von seinem Vaterlande wissen durfte. — Schon im Jahre 1859 hatte sich in Nordamerika der Gegensatz zwischen den sogenannten Sklavenstaaten, den Anhängern der Sklaverei, und ihren Gegnern, den Nordstaaten, so weit verschärft, daß erstere ganz offen mit einem Abfall von der Union drohten.

An einem Frühlingstage dieses Jahres saßen in einem Hotel der Stadt Charle'on im Staate Südarolina eine Anzahl Offiziere der nordstaatlichen Armee zusammen, die sämtlich zu der Besatzung des den Hafen von Charle'on schützenden Forts Sumter gehörten. Man besprach die letzten politischen Ereignisse, ereiferte sich immer mehr, schimpfte weiblich auf die elenden Sklavenhalter in den Südstaaten und äußerte ganz unverhohlen die Meinung, daß es das beste wäre, wenn die Nordstaaten mit Waffengewalt die Sklaverei abschaffen würden.

Unter den Offizieren befand sich auch ein junger Artillerie-leutnant, der bisher an der erregten Unterhaltung nur wenig teilgenommen hatte. Jetzt schlug er plötzlich mit der Faust auf den Tisch und rief dem alten Major, der eben so lebhaft für einen Krieg gegen die Südstaaten eingetreten war, mit lauter Stimme zu: „Also einen schmachvollen Bürgerkrieg, einen Kampf von Amerikanern gegen Amerikaner wünschen Sie, Herr Major! Ist es wirklich so weit mit Amerika gekommen, daß wegen ein paar tausend Negern der Bruder gegen den Bruder das Schwert zücken soll! Mir wär's dann wahrlich am liebsten, ich hörte nie mehr etwas von meinem Vaterlande, das ich wegen des ewigen Streites seiner fanatischen Parteien nur verachten kann. Ich will nichts mehr von diesem kläglichen Amerika wissen!“

Damit erhob er sich und verließ das Hotel.

Dieser Leutnant, der von seinem, durch Parteizwistigkeiten zerrissenen Vaterlande nichts mehr wissen wollte, hieß Harald Bragg und stammte aus einer Familie, deren Mitglieder sämtlich begeisterte Anhänger der Antiflavereibewegung waren.

Er ahnte nicht, welche furchtbare Strafe seine unbedachte Äußerung nach sich ziehen sollte.

Das älteste Mitglied jener Tischgesellschaft des Charlestoner Hotels meldete den Vorfall an den Präsidenten der Union Abraham Lincoln und fragte an, in welcher Weise der sofort vom Dienst suspendierte Leutnant Harald Bragg zur Rechenschaft gezogen werden sollte. Umgehend traf der Bescheid des Präsidenten in Fort Sumter ein, wonach der junge Offizier sofort an Bord der nordstaatlichen Fregatte „Karolina“, die gerade im Hafen von Charleston lag, geschafft wurde. Der Kapitän der „Karolina“ erhielt gleichzeitig eine versiegelte Order, was mit Bragg weiter zu geschehen habe. Dieser fürchtete schon, daß an Bord der Fregatte ein Kriegsgericht über ihn abgehalten werden würde, täuschte sich aber in dieser Annahme. Die Strafe, die der Präsident für ihn ausgewählt hatte, war anderer Art.

Auf der „Karolina“ ward Bragg der Säbel abgefordert, sonst durfte er seine Uniform weitertragen. Man wies ihm eine der Offizierskabinen auf dem Schiffe an, ließ ihn auch in der Offiziersmesse speisen — kurz, er wurde mit aller Achtung behandelt. Inzwischen war die Fregatte nach China abgefeselt, um dort als Stationschiff in Hongkong die amerikanischen Interessen wahrzunehmen. Als man in Hongkong eintraf, wollte auch Bragg sich an Land begeben, um sich in der fremden Stadt umzuschauen. Die Erlaubnis dazu wurde ihm aber ohne Angabe von Gründen von dem Kommandanten des Schiffes verweigert. An einem der nächsten Tage blätterte er die in der Offiziersmesse ausliegenden neuesten englischen Zeitungen durch, um sich über die Weiterentwicklung des Streites zwischen den Nord- und Südstaaten seines Vaterlandes zu orientieren. Zu seinem Erstaunen bemerkte er da, daß in den Blättern gerade die Artikel ausgeschnitten waren, die über Amerika

handelten. Auf seine Frage, was das zu bedeuten habe, gab ihm ein Kamerad achselzuckend zur Antwort: „Auf Befehl des Kapitäns.“

Vergebens suchte er nun die Schiffsoffiziere in ein Gespräch über die politische Lage in Amerika zu verwickeln. Sobald er davon anfang, verstummten die Anwesenden und gingen auf ein anderes Thema über. Empört bat er um Aufklärung über dies Verhalten. Wieder die Antwort: „Auf Befehl des Kommandanten.“ Da ging dem jungen Leutnant eine furchtbare Ahnung auf. Er wollte Gewißheit haben, ließ sich bei dem Kapitän melden und trug sein Anliegen vor.

„Sie haben selbst damals in Charleston geäußert, daß Sie am liebsten nie mehr etwas von Ihrem Vaterlande zu hören wünschten,“ erwiderte der Kommandant ernst. „Präsident Lincoln hat nun bestimmt, daß dieser Wunsch Ihnen wörtlich in Erfüllung gehen soll. Sie werden nie wieder etwas über Nordamerika erfahren. Und damit dies genau durchgeführt werden kann, sind besondere Befehle erlassen, wie Sie behandelt werden sollen.“

Bragg schloß sich nun tagelang in seiner Kabine ein. Als er wieder an Deck erschien, hatte er sämtliche Abzeichen von seiner Uniform abgetrennt. Mit keinem der Offiziere sprach er mehr ein Wort. Nie kam er an Land. Die Zeitungen, die er erhielt, wiesen überall Lücken auf — die Amerika betreffenden Artikel waren ausgeschnitten. Ebenfowenig erhielt er jemals einen Brief ausgehändig. Er lebte nach seinem Belieben an Bord und war doch ein Gefangener. Trat er in die Nähe eines Truppes von Matrosen, die sich über die Vorgänge in Nordamerika unterhielten, so verstummte das Gespräch, denn auch die Besatzung bis hinab zum Schiffsjungen war eingeweiht.

Inzwischen war in Nordamerika tatsächlich der Bürgerkrieg zwischen Nord und Süd ausgebrochen. Bragg wußte nichts davon. Für ihn existierte ja Amerika nicht mehr. Da lief am 2. April 1863 in den Hafen von Hongkong ein zweites amerikanisches Kriegsschiff, die „Medusa“, ein. Wie Bragg hörte, sollte sie die „Karolina“ ablösen. Schon hoffte er, daß er nun mit der abgelösten Fregatte in die Heimat zurückkehren würde.

Aber es kam anders. Er wurde an Bord der „Medusa“ geschickt und sah die „Carolina“ mit Tränen in den Augen absegeln.

Auf der „Medusa“ wiederholte sich dasselbe Spiel. Kein Wort erfuhr er über Nordamerika, keine dieses Land behandelnde Zeile wurde ihm gegönnt. Als er merkte, daß seine Behandlung sich in nichts geändert hatte, verließ er einen ganzen Monat seine Kabine nicht, saß allein und nahm auch keinerlei Besuch an. Am 4. Mai 1863 — die „Medusa“ kreuzte gerade vor Ranton — machte er einen Fluchtversuch, nebenbei den einzigen in den dreiundzwanzig Jahren seiner merkwürdigen Strafzeit. Er stürzte sich gegen Mitternacht ins Meer, um das Land schwimmend zu erreichen, wurde aber sehr bald durch ein zu seiner Verfolgung ausgesandtes Boot wieder aufgefischt und zurückgebracht. Eine Strafe wegen dieses Fluchtversuchs erhielt er übrigens nicht.

Nun erst ergab er sich völlig in sein Schicksal. Bisweilen erschien er in der Offiziersmesse und spielte wortlos mehrere Stunden lang mit einem ebenso schweigsamen Partner Schach. Man behandelte den Mann, dessen Haar im Verlauf von vier Jahren weiß geworden war und dessen Auge einen so schweremütigen Blick hatte, bald mit liebevoller Rücksicht und bemitleidete ihn tief.

Im Juli 1865, kurz nach dem Friedensschluß zwischen den Nord- und Südstaaten, der der Sklaverei in Nordamerika für alle Zeiten ein Ende machte, wurde die „Medusa“ heimberufen. Vorher hatte schon das Offiziercorps ein Gnaden-gesuch an den Präsidenten Lincoln eingereicht, aber keinerlei Antwort erhalten. Bragg machte die Reise bis Valparaiso auf der „Medusa“ mit. Hier wurde er einem Befehle der Admiralität gemäß auf das Stationschiff „Neptun“ überwiesen, das in Valparaiso drei Jahre blieb.

In Braggs Schicksal trat keinerlei Änderung ein. Von dem gewaltigen Aufblühen seines neu geeinten Vaterlandes wußte er ebensowenig wie von dem vorausgegangenen Kriege mit seinen blutigen Schlachten. Er alterte schnell, sein Gesicht war faltig wie das eines Greises und sein Gesundheitszustand oft recht bedenklich. Trotzdem ließ man ihm keine Milde widerfahren.

Bis zum 15. September 1882 wanderte Bragg von Schiff zu Schiff, Amerika sah er nicht wieder. Erst als er im Sterben lag — es war im Hafen von Kalkutta auf dem Kreuzer „Georgia“ — teilte ihm der Kommandant dieses Schiffes mit, was inzwischen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika geworden war. Und da soll Harald Bragg zum ersten Male seit dreiundzwanzig Jahren wieder gelächelt haben. Es war ein seliges Lächeln, das allen Anwesenden Tränen in die Augen trieb. Dem Sterbenden wurde die amerikanische Flagge mit den Sternen und Streifen gereicht. Er küßte sie, breitete sie über sich und verschied. Seine Leiche wurde seinem Wunsche gemäß nach Charleston gebracht und dort mit allen militärischen Ehren beigesetzt. W. R.

Wissenschaftlich überlistet. — Der berühmte Naturforscher Darwin hielt sich ein zahmes Affchen, das er sehr liebte und verwöhnte. Einmal entließ ihm das kleine Tier, erstieg einen hohen Baum an der Grenze seines Gartens und war durch kein Loden zum Herabkommen zu bewegen. Da kam Darwin auf den Gedanken, sich den Nachahmungstrieb der Affen zunutze zu machen und seinen Liebling durch List einzufangen. Er holte ein Opernglas und guckte dadurch nach ihm hinauf, hielt aber das breite Ende vor die Augen, das schmale nach dem Affchen richtend. Dann legte er das Glas auf den Rasen und entfernte sich eine kurze Strecke, wobei er sich steckte, als nähmen die Pflanzen des Gartens seine ganze Aufmerksamkeit völlig in Anspruch. Es dauerte nicht lange, und der kleine Ausreißer verließ seinen sicheren Posten in der hohen Baumkrone, kletterte zur Erde herab und bemächtigte sich des liegen gelassenen Opernguckers. In seinem Nachahmungsbetrieb benützte er es genau in derselben Weise, wie er's hatte benützen sehen, also umgekehrt, das Objektivglas als Okularglas verwendend. So beobachtete er jede Bewegung seines Herrn. Durch diese Umkehrung der Gläser aber wurde das geschaute Objekt nicht wie sonst den Augen nahe gerückt, sondern im Gegenteil in die Ferne geschoben. Darwin, der keine zehn Schritte von ihm stand, erschien ihm fünfzig Meter entfernt.

Nachdem der Gelehrte das Tierchen auf diese Weise in

Sicherheit gewiegt hatte, streckte er die Hand aus, ergriff die am Boden schleifende Kette des betörten Affen und führte ihn ins Haus zurück. E. D.

Ein gerechter Richter. — Ein Franzose, der im Jahre 1821 durch die Schweiz reiste, kam in ein Gebirgsdörfchen und fragte nach einem Wirtshause. Man zeigte ihm den besten Gasthof des Ortes. Dort lehrte er ein und stärkte sich mit Speise und Trank. Als er nach der Rechnung fragte, verlangte der Wirt zwölf Franken.

„Wie,“ rief der Gast erstaunt, „zwölf Franken? Für diese Summe hätte ich ja eine herrliche Mahlzeit in einem ersten Hotel von Paris haben können.“

„Ich kenne die Preise der Pariser Hotels nicht,“ entgegnete der Wirt, „aber ich kann auch nichts von der verlangten Summe ablassen.“

„Was,“ wettete der Franzose, „gibt es denn keine Gerechtigkeit hier zu Lande?“

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ erwiderte der Wirt mit Gleichmut, „es ist allerdings eine Gerechtigkeit und auch ein Gericht hier am Orte.“

„Nun, so werde ich mich bei dem Richter beklagen,“ rief der Franzose und eilte nach dem Gemeindehaus, wo er einige Zeit warten mußte. Endlich wird er ins Gerichtszimmer gerufen, und man denke sich sein Erstaunen — sein Wirt, der ihn so überfordert, ist der Vorfrichter, dem er seine Klage vortragen soll.

Der Richter fragte: „Sind Sie es, mein Herr, der zu klagen hat?“

„Ja.“

„Worüber haben Sie Beschwerde zu führen?“

„Sie wissen es schon. Hier ist die Rechnung, nun urteilen Sie über sich selbst.“

„Sie haben recht,“ sagte darauf der Wirtsrichter oder Richtertwirt und verurteilte den Wirt dazu, sich mit der Hälfte des geforderten Preises, also mit sechs Franken, zu begnügen, indem er hinzufügte: „Recht muß sein in der Welt!“ E. E.

Des Büttels Glasche. — Zu den merkwürdigsten Schimpfstrafen gegen „böse Weiber, Kanthippen, Klatschbasen und Ehr-

abschneiderinnen“ gehörte im Mittelalter die vielfach noch im Anfang des 18. Jahrhunderts übliche Strafe des Steinetragens. Mit einem schweren, in eisernem Halsband am Halse hängenden Stein mußte die Sünderin, in einigen Städten wie zum Beispiel in Dortmund sogar bis aufs Hemd entkleidet, von ihrer Wohnung aus durch die belebtesten Straßen der Stadt wandern, wobei der Büttel abwechselnd die Trommel schlug und die Sackpfeife blies.



Das Büttel-Flasche

Diese Steine waren verschieden. In Lübeck zum Beispiel hatten sie die Form einer Schüssel, anderswo gab man ihnen die Gestalt einer grimmen Raze oder eines wutverzerrten Frauencopfes, dessen ausgestreckte Zunge ein Papagenoschloß trug. An anderen Orten, wie zum Beispiel in Baugen, hatte der Schandstein die Form einer runden Flasche, nach der diese lustige Strafe auch das „Flas-

schentragen“, meist aber „aus des Büttels Flasche trinken“ genannt wurde. Das Gewicht, das die Sünderinnen tragen mußten, war verschieden. An einigen Orten, so in Lüneburg, Halberstadt und Dortmund, betrug es, wie aus einem Statut von 1348 hervorgeht, einen ganzen Zentner, an anderen

weniger. Das Gewicht der Bauener Flasche, die, wie aus unserer Illustration ersichtlich ist, mit einem Spottbild versehen war, betrug galanterweise nur fünfunddreißig Pfund.

Die Strafe an sich, die in Bauhen zuletzt am 13. Oktober 1678 an zwei Bettelweibern vollzogen wurde, wog immerhin schwer genug, wenn man bedenkt, welchen Hochgenuß ihre Vollziehung der hoffnungsvollen Straßenzugend bereitere.

Zur Abschreckung hing des Büttels Flasche noch bis zum Jahre 1812 in Bauhen, und zwar über dem Pranger, der sich an der Ecke des alten Gewandhauses befand. W. F.

„Nichts zu tun.“ — Von der Ruhe und dem Selbstvertrauen, mit dem Moltke 1870 dem Kriege entgegenschah, legt die folgende verbürgte Anekdote Zeugnis ab. Es war in den Julitagen des Jahres 1870. Ganz Deutschland war in fieberhafter Aufregung, die patriotische Begeisterung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Der einzige, der nicht von dem allgemeinen kriegerischen Saumel erfaßt war, war — Moltke. Gelassen stand er eines Nachmittags vor einem Bilderladen der Friedrichstraße und betrachtete in voller Gemütsruhe die schönen Tiroler Landschaften, die dort ausgestellt waren.

„Um Gottes willen, Erzellenz stehen hier und schau'n sich Bilder an!“ rief ihm ein aufgeregter vorbeilegender General zu. „Dann ist es wohl gar nicht wahr, daß der Krieg schon erklärt ist?“

„O doch!“ erwiderte Moltke ruhig. „Gestern abend schon ist die Mobilmachung befohlen, alle Ordres sind schon telegraphisch abgegangen: Jetzt hab' ich ein paar Tage lang rein gar nichts zu tun und muß sehen, wie ich die Zeit am besten totschlage.“ —zen.

Der neue Oberförster. — Dem Marktgrafen Friedrich Magnus von Baden war zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges die Jagd in den Waldungen von Pforzheim sehr verwüstet worden, und er wünschte, sie wieder auf einen guten Stand zu bringen. Er berief dazu einen einfachen Jägersmann, von dessen Ehrlichkeit er überzeugt war, und ernannte ihn zum Oberförster.

Die Bestellung hierzu war kurz und bündig abgefaßt und vom Marktgrafen eigenhändig geschrieben. Sie lautete: „Lieber Riebling! Ich ernenne Dich hiermit zum Oberförster von Pforz-

heim und befehle Dir, daß Du meine Jagd und meine Waldungen mit bestem Wissen und Gewissen in Obacht nimmest. Ich könnte wohl einen Forstmeister aus meinen Kavalieren und Edelleuten dahinsenden; aber wenn der nicht handelt wie er soll, kann ich nichts mit ihm anfangen. Dich aber kann ich aufhängen lassen, und das werde ich, wenn Du nicht als ehrlicher Mann handelst. Also wonach zu richten und damit Gott befohlen!“ C. T.

Eine eifersüchtige Gattin. — Zur Zeit, als Homburg noch durch seine Spielsäle eine starke internationale Anziehungskraft besaß, waren alle Tische einmal wieder dicht besetzt, und der später so bekannt gewordene Reichstagsabgeordnete Braun konnte durchaus keinen Stuhl bekommen, um auch sein Glück zu versuchen, so sehr er sich darum bemühte. Da entdeckte er zu seiner Freude am Spieltische die Gattin eines ihm befreundeten Schauspielers, von der ihm bekannt war, daß sie ihren schönen, eleganten Gatten mit wahren Argusaugen bewachte.

„Warte,“ dachte er sogleich, „du sollst mir schnell genug deinen Stuhl abtreten!“ Und unauffällig, ohne daß er sich ihr zeigte, stellte er sich hinter ihrem Sitze auf und sagte hörbar genug für sie zu einem bekannten Herrn in seiner Nähe: „Was war denn das für ein wunderschönes Mädchen, mit dem Alfred Wigand draußen am Springbrunnen plauderte?“

Die Dame vor ihm hatte mit ausgesprochenem Glücke gespielt und einen netten Haufen Goldstücke vor sich aufgespeichert. Raub aber hörte sie den Namen ihres Mannes in diesem Zusammenhang aussprechen, als sie ihre Goldstücke eiligst zusammenraffte und spornstreichs hinauslief nach dem Springbrunnen, um den gefährdeten Gatten unter ihre schützenden Flügel zu nehmen — natürlich vergeblich.

Der arglistige Braun hatte seine Absicht erreicht und einen Stuhl erobert. „Aber,“ pflegte er, wenn er die Geschichte erzählte, bedauernd hinzuzufügen, „ich wurde genügend abgestraft, denn im Zeitraum von einer halben Stunde hatte ich zweihundert Taler verspielt.“ C. D.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Osterreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Warnung.

Verfolgt wird jede Nachahmung der echten
Steckenpferd - Liliennilch - Seife
von Bergmann & Co., Radebeul. Es ist die beste Seife zur
Erlangung eines zarten, reinen Gesichtes, rosigen, jugend-
frischen Aussehens, einer weichen, sammetweichen Haut und
blendend schönen Teints. à St. 50 Pfg. Überall zu haben.

Barbarossa, Konstanz. Gut bürgerl. Hotel. 100 Betten von
2-3 W. Elektr. Licht, Zentralheizg.
Offene Weine, Münchner u. Fürstenberg u. Faß. Bäder. Herren- u. D.-Kaiserei. Saale.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Lehrbuch der Graphologie.

Von L. Meyer. Vierte Auflage. Groß-Oktav.
263 Seiten Text mit 348 Handschriften-Faksimiles.
:: Geheftet 5 Mark, elegant gebunden 6 Mark. ::

Das Buch ist anerkannt der beste und sicherste Wegweiser in das Gebiet der
Graphologie. Es berücksichtigt die neuesten Forschungen und Erfahrungen
und gibt eine große Zahl gut gewählter Schriftproben.

Es ist das einzige Werk, das in klarer, leichtfaßlicher und praktisch vom
Leichteren zum Schwereren fortschreitender Form den Laien in diese neue
Wissenschaft einführt, deren Ergebnisse so leicht von Unkundigen mißbraucht
werden können. Die Verfasserin hält sich von Übertreibung oder Über-
schätzung ihrer Kunst fern und wird so noch manchen Skeptiker von ihren
Anschauungen überzeugen. (Wiesbadener Tageblatt.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Bewährt b. Kopfschmerz, Uebelkeit, Magen- u. Nervenleiden!



Die  aller Hausmittel
u. millionenfach bewährt
ist **Lichtenheldts echte**
HINGFONG
ESSENZ

Man achte genau auf die
Schutzmarke: Licht!
denn nur diese bietet Garantie
für **Echtheit u. Wirksamkeit.**
In den meisten Apotheken er-
hältlich, wonicht- versendet das
Laborat. Lichtenheldt
Meuselbach 4a (Thür. Wald)
12 Flaschen zu M. 3,50,
nur bei 30 Flaschen franko
für Wiederverkäufer.

Originalflasche.

Werkbuch fürs Haus.



Vöten mit dem Vötrohr.
(Aus „Werkbuch fürs Haus“.)

Ein Anleitung zur Handfertigkeit für Bastler. Von **Oberhard Schuehler**. 6. bis 9. Auflage. Mit 409 Abbildungen. Praktisch geb. 5 Mark.

Das Buch erweist sich als ein Ratgeber für alle Fälle des häuslichen Lebens, wo es auf praktische Handfertigkeit ankommt, und worauf das Sachverzeichnis durchsieht, wird kaum in Verlegenheit geraten. Für Knaben ist es ein sehr empfehlenswertes Geschenk, das obendrein auch den Eltern von Nutzen sein wird.

(Hamburger Nachrichten.)

Selbst ist der Mann.

Ein neues Beschäftigungsbuch bei Sonnenschein und Regenwetter. Von **Maximilian Kern**. 9.—11. Auflage. Mit 441 Abbildungen und 4 mehrfarbigen Beilagen. Elegant gebunden 5 Mark.

Das kleine Buch der Technik.

Ein Handbuch über die Entwicklung und den Stand der Technik, nebst Angaben über technische Schulen und Laufbahnen. Von **G. Reudek**, Kaiserl. Marine-Baumeister a. D. 11.—15. neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 397 Abbildungen. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Der Verfasser hat es verstanden, den umfangreichen Stoff der gesamten Technik in diesem handlichen Kompendium so klar, allgemeinverständlich und übersichtlich zu behandeln, daß es nicht nur für die Techniker von Fach ein schnelles und bequemes Nachschlagebuch ist, sondern auch jedem Laien wünschenswerte Belehrung über alle Fragen der Technik gibt. Die Darstellungen und Erklärungen sind so deutlich, außerdem so anschaulich illustriert, daß selbst ein älterer Schüler alles verstehen kann.

(Leipziger Illustrierte Zeitung.)

Licht und Kraft.

Ein Handbuch der Elektrizität zum Selbstunterricht, für Fachstudien und zur Aufklärung für jedermann. Von **Th. Schwärke**. Neuente, vermehrte und bis auf den Stand der Gegenwart ergänzte Auflage. Mit 390 Abbildungen. Elegant gebunden 6 Mark.

... In dem vorliegenden Buche ist es dem Verfasser gelungen, ein populäres Werk zu schaffen, welches für den gebildeten Nichtfachmann das Verständnis der interessanten Vorgänge und Einrichtungen erleichtert. Das schön ausgestattete, mit vielen Abbildungen versehene Werk dürfte vielen eine Quelle der Anregung zu weiteren Forschungen darbieten.

(Deutsche Technikerzeitung.)

Mathematik für jedermann.

Leichtfaßliche Einführung in die niedere und höhere Mathematik. Von **August Schuster**. Dritte, durchgesehene Auflage. Mit 44 Abbildungen. Geheftet 3 Mark 60 Pf., elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Das Buch lehrt das Wesen der Mathematik richtig erfassen und mit Hilfe der gegebenen Anleitungen sind auch schwierige Aufgaben leicht zu lösen.

